

1918
Die Tore zur Hölle

Die verheimlichte Wahrheit über den Untergang des deutschen Kaiserreiches



Dr. Thomas Jung & Friedrich Georg

1918
Die Tore zur Hölle

Die verheimlichte Wahrheit über den Untergang des deutschen Kaiserreiches

KOPP VERLAG

Inhalt

EINLEITUNG

Vier Jahre und vier Monate



Abb. 1 Die »große Schlacht im Westen«, März 1918, in den gestürmten englischen Linien zwischen Bapaume und Arras. Ein Transport von 4000 englischen Gefangenen in einer Sammelstelle vor Arras.

Immer wieder scheint der Monat November für Deutschland von schicksalsschwerer Bedeutung zu sein.

Am 9. November 1989 fiel die Berliner Mauer, am 9. November 1938 kam es zu den Pogromen der Kristallnacht, und am gleichen Tag scheiterte 1923 der Hitler-Putsch in München.

Am 11. November 1918 geschah im französischen Wald von Compiègne ein nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze Welt bis heute bestimmendes Ereignis. Hier ist seine bis heute verheimlichte Vorgeschichte.

Noch im Sommer 1918 sah nichts nach einem schnellen Ende des bereits 4 Jahre wütenden Materialkrieges aus, der später mit Recht als die »Urkatastrophe Europas« bezeichnet wurde.

Viereinhalb Jahre lang hatte sich das Deutsche Kaiserreich erbittert gewehrt, bevor es – für seine Kriegsgegner völlig überraschend – binnen weniger Wochen im Herbst 1918 den Kampf aufgab.

Seit 2014 ist mit dem Wiedererwachen des Interesses am Ersten Weltkrieg geradezu »Revolutionäres« über die wahren am Kriegsausbruch Schuldigen geschrieben worden.

Die sich bis heute auf unser Leben auswirkenden Umstände des Kriegsausgangs scheinen dagegen nach wie vor von einem Mantel des Schweigens umhüllt zu sein. Dies ist kein Zufall!

Wie von der internationalen Elite geplant, war der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands mit Kriegsausbruch ab 1. August 1914 zu einem abrupten Ende gekommen.

Die Kaiserzeit nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 war eine Blütezeit der deutschen Nation. Bismarck hatte das »Zweite Reich« mit Blut und Eisen geschmiedet. Allerorts sprossen nach der Reichsgründung prächtige Bauten hervor, das Bürgertum blühte auf, das Land zeigte sich selbstbewusst, glanzvoll, patriotisch und fortschrittlich. Mit dem Regierungsantritt des jungen Monarchen Wilhelm II. beschleunigte sich die Entwicklung noch.

Die Wirtschaft des Deutschen Kaiserreichs hatte zuvor fast alle damaligen Zukunftstechnologien zulasten der traditionellen europäischen Wirtschaftsmächte in Beschlag genommen. Allein Bayer, BASF und Hoechst hielten zusammen mehr Chemie- und Pharmapatente als der Rest der Welt. Auf den globalen Seehandelswegen, die Amerikaner und Engländer für sich sicher gepachtet zu haben glaubten, erschienen immer häufiger die Dampfschiffe unter Fahne der Hamburger Reederei HAPAG.

Auch die zukunftsträchtigen Erdölfelder des Mittleren Ostens drohten in deutsche Hände zu fallen.

Tatsächlich erlebte das Kaiserreich Wilhelms II. zwischen 1890 und 1914 eine wirtschaftliche Blüte, die erst in den 1950er- und 1960er-Jahren übertroffen wurde. Man nannte sie noch Generationen später ehrfürchtig die »gute alte Zeit«.

Neid und Missgunst führten deshalb das Regiment in den geheimen Zirkeln Europas und der USA – schon Jahrzehnte vor Kriegsbeginn. So findet sich in der einflussreichen Londoner Elitepostille *Saturday Review* vom 11. September 1897 folgende Aussage:

> Staaten haben jahrelang um eine Stadt oder ein Thronfolgerecht Krieg geführt, und da sollten wir nicht Krieg führen, wenn ein jährlicher Handel von 5 Milliarden auf dem Spiel steht?

Lord Balfour, der ehemalige englische Premierminister, erklärte gegenüber dem US-Diplomaten White im Jahr 1910:

> Wir sind wahrscheinlich töricht, dass wir keinen Grund finden, um Deutschland den Krieg zu erklären, ehe es zu viele Schiffe baut und uns den Handel wegnimmt.

Im August 1914 war es dann so weit! Ziel der »Entente«, wie sich die vereinigten Gegner des Kaiserreichs nannten, war, dass Deutschlands Zeiten als führende, moderne und blühende Wissenschafts- und Wirtschaftsmacht endlich vorüber sein sollten.

Am Ende des Krieges wollte man das florierende Land in der Mitte Europas in eine ländliche Einöde verwandelt sehen – ähnlich den späteren Plänen des US-Finanzministers Henry Morgenthau aus dem Jahre 1944.

Die *Financial News* vom 30. Oktober 1915 drückte dies unmissverständlich aus:

> Die Welt würde gesunden, wenn am Ende des Krieges ein Deutscher ein so seltenes Ding geworden wäre wie eine Schlange in Irland oder ein wilder Tiger in England.

Dabei kam den Alliierten ein Umstand zu Hilfe: Wenngleich Deutschland nach allen ökonomischen Parametern der große Sieger des wirtschaftlichen Wettlaufs bis 1914 war, hatte man dort die Militärrüstung lange zugunsten der Hochseeflotte vernachlässigt.

Immerhin hatten die Engländer 1910 ein Viertel aller staatlichen Ausgaben in die Marinerüstung gesteckt – also dreimal so viel, wie das sparsame deutsche Kaiserreich für seine Kriegsmarine ausgab. Die Aufwendungen für die Royal Navy hatten die Staatsfinanzen Großbritanniens zerrüttet. Erst 1912, als es angesichts zunehmender internationaler Spannungen klar wurde, dass Deutschland das Wettrüsten gegen Großbritannien zur See nicht gewinnen konnte, schalteten seine Planer auf Landrüstung um. Dies erfolgte viel zu spät und oft auf der Grundlage veralteter Militärtechnologie.

Das Rüstungsbudget Deutschlands war selbst 1913 weit geringer als das jedes einzelnen der späteren Kriegsgegner! Frankreich hatte sogar die 1905 aufgegebene 3-jährige Dienstzeit wieder eingeführt.

Aus dem erhofften schnellen 6-wöchigen Blitzsieg der Koalition, die Deutschland im Zweifrontenkrieg umklammert hielt, wurde dennoch nichts.

Stattdessen kam es zu einem unentschiedenen Stellungskrieg mit Materialschlachten. Man hatte aufseiten der Entente Deutschlands Behauptungswillen völlig unterschätzt. Panik machte sich zunehmend in Kreisen der internationalen alliierten Finanziers breit.

Was man erreichte, war, dass die »globalisierte Welt von 1913« mit ihrem freien Handel, ihrem kulturellen Austausch und ihren friedlichen Veränderungen sinnlos zertrümmert und vergeudet wurde.

Alle deutschen Angebote zwecks eines Ausgleichsfriedens wurden von den verantwortlichen Entente-Politikern umgehend abgelehnt. Sie konnten nicht anders, denn um die Blüte ihrer Jugend für die wirtschaftlichen Interessen weniger auf die Schlachtfelder treiben zu können, hatten sich Frankreichs und Englands Politiker bis zum letzten Penny bei amerikanischen Banken und Investoren verschulden müssen. Ihnen drohte im Falle eines deutschen Sieges oder eines Ausgleichsfriedens der Bankrott. Die USA waren deshalb 1917 in den Weltkrieg aufseiten der Gegner Deutschlands eingetreten, um ihre Investitionen zu retten.

Beinahe wären die Amerikaner zu spät gekommen, denn zwischen Winter 1917 und Juli 1918 hatten die Entente-Mächte zunehmend den Zermürbungskrieg verloren. Dennoch gelang es dem kaiserlichen Heer trotz seiner militärischen Überlegenheit nicht mehr, die alliierten Armeen an der Westfront ebenso zu besiegen, wie es vorher den Sieg über Serbien, Rumänien und Russland errungen hatte.

Dabei war es aber so knapp, dass man 1918 nach den Worten des führenden französischen Generals Philippe Pétain die Entfernung, die Deutschland vom endgültigen Sieg trennte, in Schritten habe messen können. Auch Verrat spielte eine Rolle wie bei der deutschen Reims-Marne-Offensive vom Juli 1918.

Schließlich brachten zwei erfolgreiche Gegenoffensiven am 18. Juli und 8. August 1918 einen strategischen Umschwung zugunsten der Alliierten; von da an ging es nur noch rückwärts für das deutsche Heer.

Diese Entwicklung wurde dadurch erleichtert, dass das bis dahin siegreiche Deutsche Reich ab Sommer 1918 nicht nur an zunehmenden Defiziten beim Material- und Personalnachschub litt, sondern auch durch Parteienstreit und Defätismus bis hinauf in höchste Kreise des Adels und der bürgerlichen Eliten gelähmt schien.

Besonders der in der Heimat durch Not, Hunger, bolschewistische Propaganda und Geld der Entente schnell um sich greifende revolutionäre Geist war ein Zeichen der nahenden Krise. Das Etappengebiet füllte sich mit deutschen Deserteuren, ohne dass die Behörden richtig durchgriffen.

Dabei hätte das Kaiserreich 1918/19 immer noch einen letzten Trumpf ausspielen können: Schon oft in der Geschichte hatte moderne Kriegstechnik über Sieg und Niederlage entschieden.

Trotz administrativer Behinderung und Rohstoffmangel gelang es deutschen Erfindern und Industriellen, am Ende des Ersten Weltkriegs neuartige Waffentechnik herauszubringen, der die alliierten Gegner nur wenig entgegenzusetzen hatten.

Die neuen Waffen kamen allerdings nur noch ansatzweise oder gar nicht mehr zum Einsatz, aber auch so standen die Alliierten im Oktober 1918 vor einer neuen Krise.

Zum Erstaunen der Alliierten, die trotz ihrer seit August erzielten großen Geländegewinne völlig erschöpft waren, ersuchte dann eine neu gebildete deutsche Regierung am 4. Oktober 1918 den US-Präsidenten Wilson um Waffenstillstand.

Ließ man sich in Berlin dabei vom betrügerischen US-Versprechen eines »Ausgleichsfriedens ohne Sieger und Besiegte« täuschen, oder steckte mehr dahinter?

Am 11. November 1918 war alles vorbei: Neue Politiker und die dahinterstehenden Kräfte hatten nicht nur den Kaiser verjagt und die Staatsform gewechselt, sondern Deutschland auf Gnade und Verderb an die Alliierten ausgeliefert.

Bismarcks »Zweites Reich« existierte nur noch in der Erinnerung. Linke Revolutionäre und Soldatenräte beherrschten die Straßen Berlins.

Heute behaupten viele, dass dies alles zwangsläufig so habe kommen müssen, was ein Segen für die Welt gewesen sei.

KAPITEL 1

Der unerwartete Sieg



Abb. 2 Die Unterzeichnung des bedingungslosen Waffenstillstands vom 11. November 1918 im berühmten Eisenbahnwaggon im Wald von Compiègne. *Stehend halblinks:* Matthias Erzberger, Reichstagsabgeordneter des Zentrums; *stehend rechts:* General Ferdinand Foch, Oberbefehlshaber der Alliierten.

»Wir werden die Deutschen nie vernichtend schlagen!«

»*We shall never trash the Boche!*«, rief Lord Alfred Milner am 31. Juli 1918 entsetzt vor führenden britischen Persönlichkeiten aus.

Wie kaum ein anderer hatte der Lord mit einer kleinen, aber äußerst einflussreichen Gruppe jahrelang dafür gesorgt, dass ein Vernichtungskrieg der von ihnen zusammengezimmerten Koalition gegen das Milner verhasste Deutschland vom Zaun gebrochen wurde. Jetzt schien man vor dem Scherbenhaufen aller vorherigen Bemühungen zu stehen.

Tatsächlich war der Erste Weltkrieg kein politischer, sondern ein kommerzieller und industrieller Krieg, wie der damalige US-Präsident Wilson in der Nachkriegszeit zugab.

Als im Sommer 1914 die Lichter in Europa ausgingen, hatte die Gruppe um Milner wie viele andere gehofft, dass nur ein kurzer Krieg die Folge sein würde. Auch die Drahtzieher ahnten nicht, dass sie ein Inferno lostraten, das Charles de Gaulle später mit dem Dreißigjährigen Krieg gleichsetzte.

Bis Sommer 1918 war der Krieg für die Alliierten trotz ihrer scheinbar unerschöpflichen Nachschubquellen und Finanzmittel nicht zufriedenstellend gelaufen.

Diesseits wie jenseits des Rheins machte sich Kriegsmüdigkeit breit. Es ging darum, welche Machtgruppierung am längsten durchhalten und damit den Krieg entscheiden könne. Einen damals jederzeit möglichen vorzeitigen Friedensschluss mit Interessenausgleich verhinderten alliierte Bankiers. Für sie wäre ein Ausgleichsfrieden einem Bankrott gleichgekommen. Lieber setzte man auf Risiko.

Tatsache war, wie der große deutsche Reeder Albert Ballin noch im September 1916 äußerte, dass das deutsche Volk sich den größten Teil seiner Schulden selbst schulde, während England an Amerika eine enorme Schuldenlast abzutragen haben werde. Dies galt auch für Italien und Frankreich.

Bei einem Ausgleichsfrieden hätte jeder für seine Kriegsschulden geradestehen müssen. Man ließ also weitermachen – wie Vabanquespieler.

Warum die Deutschen willenlos alle Waffenstillstandsforderungen der Alliierten annahmen

Eine Inschrift auf einem Stein auf der Lichtung von Compiègne besagt:

> Hier zerbrach am 11. November 1918 der verbrecherische Stolz des Deutschen Reiches, besiegt durch die freien Völker, die es sich zu unterjochen anmaßte.

Am 9. November 1918 war die deutsche Waffenstillstandsdelegation unter Matthias Erzberger gegen 7 Uhr morgens im Zug auf der Waldlichtung von Rethondes beim französischen Compiègne angekommen.

Das noch weit im Feindesland stehende Deutschland bat aufgrund alliierter Versprechen um Waffenstillstand, nicht zuletzt im Angesicht einer aufkeimenden Revolution in der Heimat.

Ursprünglich sollte General Erich von Gündell Vorstand der deutschen Waffenstillstandskommission werden. Dazu eignete er sich aufgrund seiner perfekten Beherrschung der französischen Sprache, seines Auftretens und seiner Übung im Umgang mit französischen Offizieren. Erzberger riss jedoch den Vorsitz der Waffenstillstandskommission an sich. Unter Zustimmung des Prinzen Max von Baden strich er auf der Liste den Namen General von Gündells aus und setzte seinen eigenen an dessen Stelle. Erzberger empfahl, in Compiègne möglichst schuldbewusst aufzutreten, unterwürfig alles zu unterschreiben, um Verzeihung zu betteln und an die Moral der Gegner zu appellieren.

Der alliierte Kriegsrat in Paris hatte so strenge Waffenstillstandsbedingungen aufs Papier gebracht, dass es ihm selber grauste. Doch bekam er von der Erzberger-Delegation alles mühelos bewilligt.

Der Waffenstillstand beinhaltete 34 Artikel.

- Die Deutschen gelobten, Belgien, Frankreich und die seit 1871 ins Reich aufgenommene Provinz Elsass-Lothringen binnen 14 Tagen zu

räumen.

- Das Deutsche Reich sollte schutzlos werden. Abzugeben waren unter anderem 5000 Kanonen, 1700 Flugzeuge und 150000 Eisenbahnwaggons.
- Deutsche Schiffe durften weiterhin gekapert werden.
- Die sofortige Auslieferung sämtlicher U-Boote und fast aller Großkampfschiffe hatte zu erfolgen.
- Die alliierten Kriegsgefangenen waren ohne Gegenseitigkeit zurückzugeben.
- Wie später im Irak unter Saddam Hussein – nach dem verlorenen Kuweit-Krieg 1990 – mussten Kontrollkommissionen der Alliierten ins Land gelassen werden.
- Die Hungerblockade blieb bestehen.

Es wurde in Compiègne vieles vorweggenommen, was im Allgemeinen in einem Friedensvertrag geregelt wird.

Die alliierten Oberbefehlshaber Ferdinand Foch und Douglas Haig wunderten sich, dass die deutsche Delegation diese eigentlich unannehmbaren Bedingungen widerstandslos hinnahm. Unterlagen zeigten dann auch, dass die Kriegsgegner im Falle eines Widerspruchs der deutschen Delegation durchaus bereit gewesen wären, Deutschland in wichtigen Fragen wie etwa der Beibehaltung der Flotte entgegenzukommen. Ein solcher Widerspruch kam nicht. War also Deutschlands Lage im Herbst 1918 wirklich so schlecht, dass man sich dem Gegner auf Gedeih und Verderb ausliefern musste, oder verspielten Deutschlands Eliten aus den unterschiedlichsten Motiven heraus einen sonst wahrscheinlichen Ausgleichsfrieden mit den Alliierten?

Heute wird von der angloamerikanisch zentrierten Geschichtsschreibung behauptet, dass Deutschland im November 1918 noch Glück gehabt habe, dass die Alliierten den Krieg beendeten.

Neben einer erdrückenden Übermacht an Menschen und Material hätten die taktische Kompetenz und die überlegene Technik der Alliierten dafür gesorgt, dass die Lage für die absolut zerschmetterte deutsche Armee immer hoffnungsloser wurde.

Um dieses Bild objektiv beurteilen zu können, werden wir die Lage Deutschlands im Sommer 1918 untersuchen, bevor das Waffenstillstandsersuchen an die Alliierten abging.

Wie es aussieht, wird die Welt seit 1918 belogen!

KAPITEL 2

War Deutschland ab Sommer 1918 am Ende?

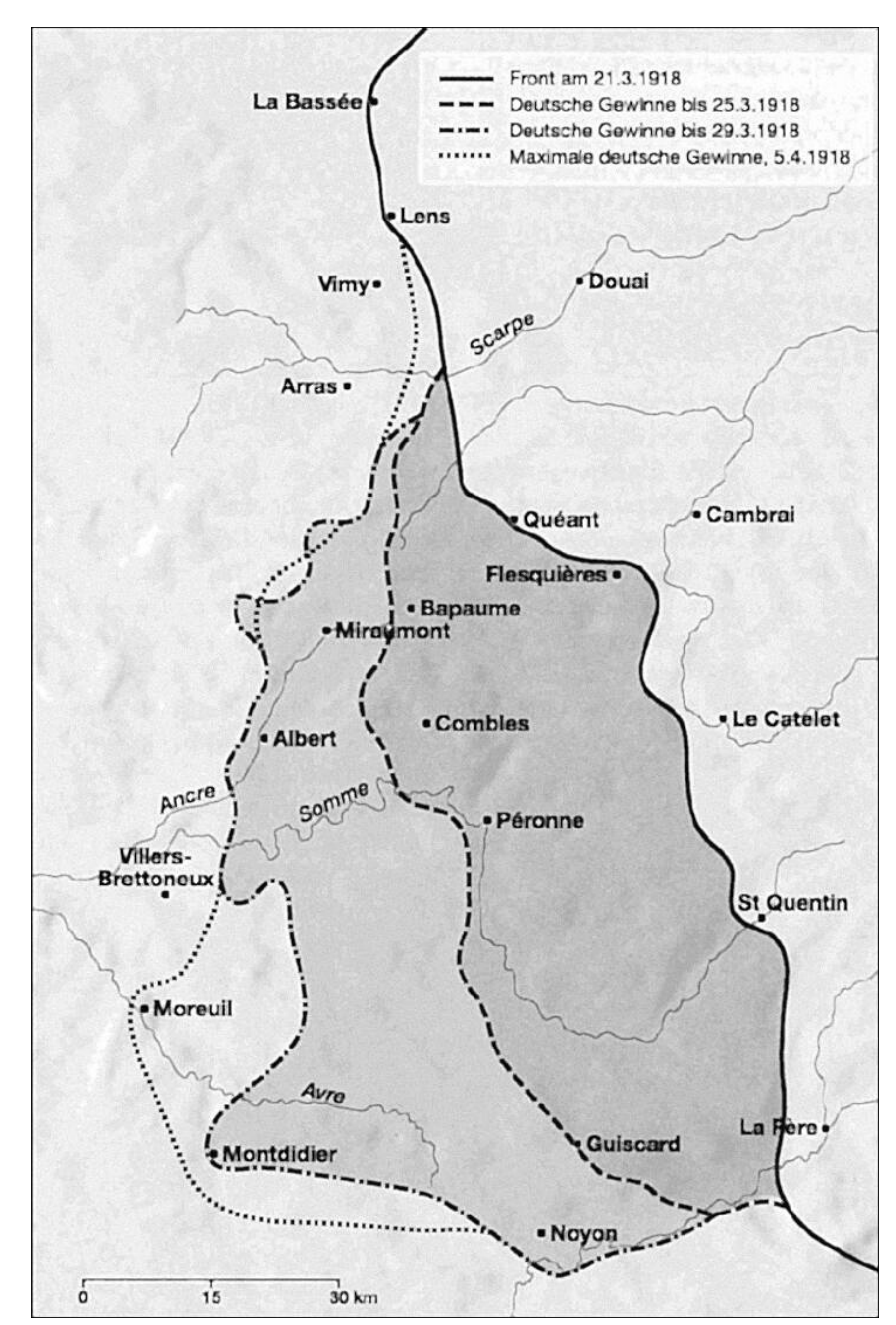


Abb. 3 »Unternehmen Michael«. Die Operation begann Ende März 1918. Obwohl die deutschen Truppen bis etwa 64 Kilometer ins Feindesland vorgerückt waren, beendete Ludendorff die Operation am 5. April mit der Begründung, man habe keinen entscheidenden Sieg errungen.

Am 12. September 1916 hatten die Mittelmächte – Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei – den Alliierten ein großzügiges Friedensangebot unterbreitet.

Dort war die Rede von der Katastrophe des Krieges, welche die Menschheit um ihre wertvollsten Errungenschaften bringe:

> Sie droht den geistigen und materiellen Fortschritt, deren Stolz Europa zu Beginn des 20. Jahrhunderts bildete, in Trümmer zu legen.

Die Mittelmächte seien nicht darauf aus, ihre Gegner zu zerschmettern oder zu vernichten. Vom Wunsch beseelt, weiteres Blutvergießen zu verhüten, schlugen die vier verbündeten Mächte vor, alsbald in Friedensverhandlungen einzutreten und den Kämpfen ein Ende zu machen.

In einer Note vom 10. Januar 1917 reagierten die Regierungen der Alliierten (Entente), indem sie das Friedensangebot ablehnten. Sie verwahrten sich sogar feierlich dagegen, dass die Mittelmächte, bei angeblicher Alleinschuld am Krieg, überhaupt gleichberechtigt an Friedensverhandlungen teilnehmen dürften.

Kurz, man verlangte die totale Kapitulation des Gegners. Allein schon das Wort »Friede« sei frevelhaft.

Auch im Jahre 1917 hatte eine reelle Chance auf zumindest einen Waffenstillstand bestanden, als Papst Benedikt XV. am 1. August 1917 alle kriegführenden Parteien zu Verhandlungen, zu Verzicht auf Reparationen und zur Rückgabe der besetzten Gebiete sowie der von den Entente-Mächten eroberten Kolonien aufrief. Über alle strittigen Territorialfragen wie zwischen Deutschland und Frankreich um Elsass-Lothringen sollte ein internationales Schiedsgericht urteilen. Kaiser Wilhelm II. begrüßte ausdrücklich den Friedensappell des Papstes, plädierte für Rüstungsbegrenzung und für die Einführung eines Schiedsverfahrens bei internationalen Streitigkeiten. Die Alliierten lehnten sofort die Initiative des Vatikans ab. Besonders schroff trat dabei US-Präsident Wilson hervor.

Im März 1918 war das deutsche Heer in Frankreich zur Großoffensive übergegangen. Man nannte dies hoffnungsvoll »Kaiserschlacht« oder auch »Operation Michael«.

Zum ersten Male seit der Marne-Schlacht 1914 konnte Deutschland im Westen mit Kräften auftreten, die denen der Gegner gewachsen waren. Die deutsche Oberste Heeresleitung (OHL) wollte versuchen, eine Entscheidung im Westen zu erzwingen, bevor die von Monat zu Monat im

Vergleich immer stärker eintreffende amerikanische Unterstützung die lähmenden Nebenwirkungen des Jahres 1917 in den Reihen der Entente ausgeglichen hätten.

Die strategische Lage hatte sich deutlich zugunsten der Deutschen gebessert. Im Osten waren Russland und Rumänien aus dem Krieg ausgeschieden, Italien hatte Ende 1917 eine vernichtende Niederlage erlitten. Allerdings kam aus der Heimat das Wetterleuchten eines nahenden Sturmes seit Januar 1918 immer näher.

Der Erfolg des deutschen Großangriffs war überraschend gewaltig.

So begann die Offensive am 21. März 1918 auf der 50 Kilometer breiten Front Arras–Cambrai–St. Quentin. Schon am 30. März war der Stoß 60 Kilometer tief eingedrungen, unermessliche Beute wurde gewonnen, mehr als 90000 Gefangene wurden gemacht.

Die auf Amiens zurückgeworfene 5. englische Armee hörte schon am 26. März auf zu bestehen, die 3. englische Armee hatte außerordentlich schwer gelitten. »Es war die größte Niederlage, die wir in der Geschichte erlitten hatten«, sagte der englische General Haig. General Pétain, der französische Oberbefehlshaber, meinte, die Deutschen könnten in spätestens 5 Tagen in Paris sein. Dort entstand eine schwere Panik, die infolge der am 23. März beginnenden Beschießung der Stadt durch drei deutsche Ferngeschütze auf eine Entfernung von 130 Kilometern noch beträchtlich erhöht wurde. Etwa 500000 Einwohner der Hauptstadt »stürzten sich Ende März und Anfang April in die Züge«. Die Bank von Frankreich brachte ihre Bestände im Inneren des Landes in Sicherheit. Die Räumung von Paris und die Verlegung der Regierung nach Tours wurden vorbereitet.

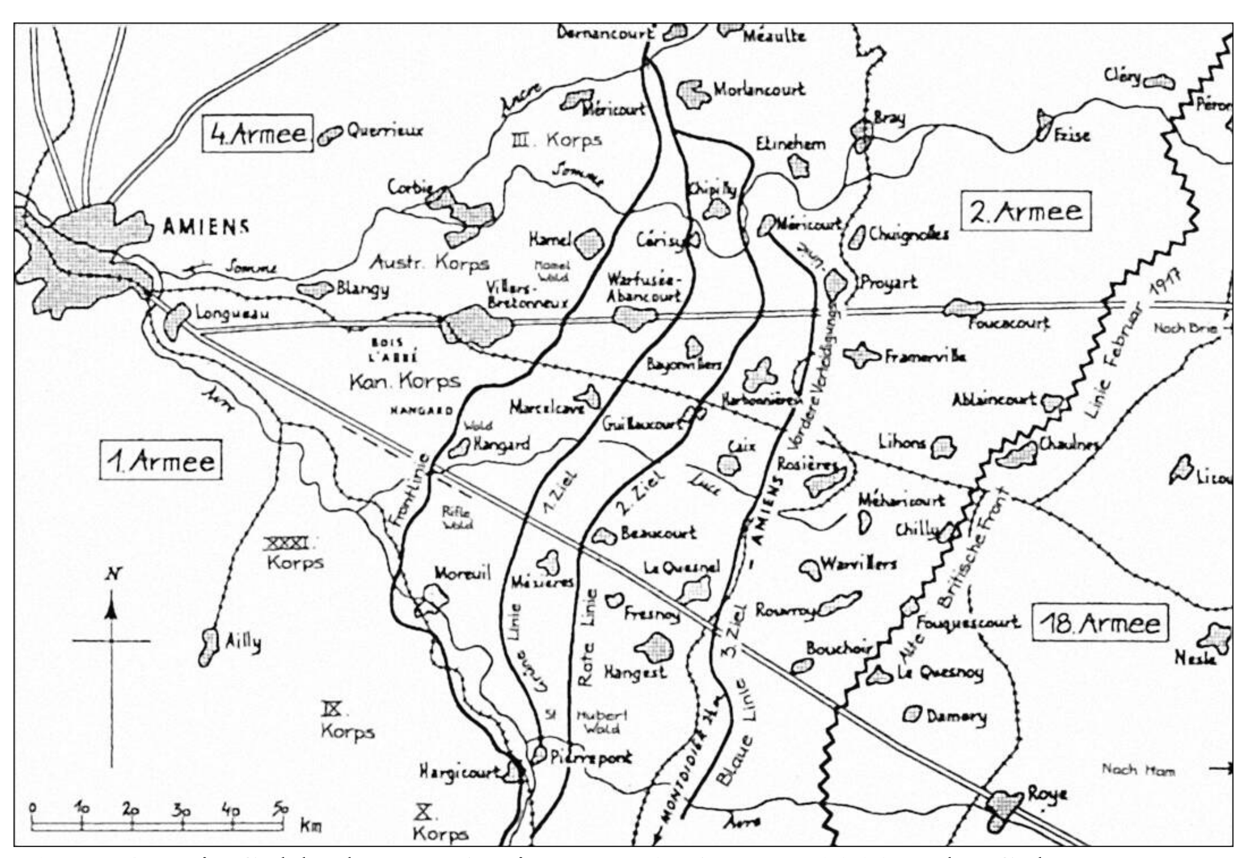


Abb. 4 Die Schlacht von Amiens am 8. August 1918, »der Schwarze Tag des deutschen Heeres«. Die 3-tägige Schlacht gilt heute als Wendepunkt an der Westfront.

Es kam zu ernsten Streitigkeiten zwischen französischen Militärs und Politikern wegen der Unfähigkeit der Armee, dieser unheimlichen Bedrohung ein Ende zu bereiten. Marschall Foch erklärte nach dem Krieg, die damalige Krise sei die gefährlichste im Weltkrieg gewesen; der Endsieg habe für die Deutschen in Reichweite gelegen.

Die siegreichen Deutschen standen dicht vor Amiens. Die Eroberung dieser Stadt hätte einen starken Keil zwischen die englische und die französische Armee getrieben, die schon durch eine Lücke von 15 Kilometern getrennt waren. Gelang diese Trennung vollständig, so musste der linke französische Flügel befürchten, gänzlich aufgerollt zu werden, während die schwer erschütterten englischen Truppen auf die Kanalhäfen zurückgeworfen worden wären. Die Franzosen liefen dabei Gefahr, wie General Pétain später äußerte, zur Kapitulation im freien Felde gezwungen zu werden. Er schrieb:

> Man konnte die Entfernung, welche die Deutschen vom endgültigen Siege trennte, in Schritten messen. Es war die kleine Entfernung von der deutschen Front bis Amiens.

Die deutschen Truppen kamen bis zur Ortschaft Albert im Département Somme, und dann ging es nicht mehr weiter.

Die Luftaufklärung hatte gemeldet, zwischen Albert und Amiens seien keine Feinde. 30 Kilometer Entfernung wären noch zu überwinden gewesen. Keiner wusste, was den Vormarsch verhinderte.

Tatsächlich hatten sich deutsche Truppen im englischen Etappengebiet damit beschäftigt, zu plündern und den Wein in den Kellern zu trinken. Hinzu kam, dass viele deutsche Soldaten nach mehreren Tagen des Vormarsches und der schlechten Verpflegung von der sogenannten »Spanischen Grippe« befallen wurden und sich zuerst erholen mussten.

Obwohl die 18. deutsche Armee den Durchbruch erzielt hatte, blieb man am 27./28. März 1918 liegen.

Die Türme der Kathedrale von Amiens waren bereits zu sehen; die Engländer verbrannten schon ihre Munitionsvorräte in der entscheidenden Stadt. Das Fehlen von zwei bis drei deutschen Kavalleriedivisionen, die in den Rücken des geschlagenen Feindes nur noch hätten vormarschieren müssen, wo alliierte Artillerie ohne Infanterieschutz in Lastkraftwagen herbeieilte, erwies sich als mitentscheidend.



Abb. 5 Weinplünderung: Deutsche Soldaten plündern einen erbeuteten Proviantzug mit französischem Rotwein. Auch Kampftruppen konnten der Versuchung nicht widerstehen, wie die Aufnahme zeigt.

Deutsche Lkw-Kolonnen, von denen die Sturmtruppen-Fußsoldaten durch die weit offene Frontlücke hätten transportiert werden können, standen in Bereitschaft. Sie blieben jedoch in den entscheidenden Tagen ohne Treibstoff hinten in den Depots liegen, und auch der schweren deutschen Artillerie fehlte auf einmal Munition. Nur Zufälle?

»Der 27. März 1918«, schrieb der 1. Generalstabsoffizier Karl von Prager an Kronprinz Rupprecht, »war der Wendepunkt der großen Offensive.« Ohne große Feindberührung stopften die schon besiegten Engländer das riesige Loch in der Front.

Als sich die Deutschen einige Tage danach wieder zum Vormarsch entschieden, wurden sie von französischen Truppen gestoppt, die unter großen Verlusten ohne eigene Artillerie direkt aus der Eisenbahn an die Front geworfen worden waren.

Nach diesen vergeblichen Versuchen, die Angriffe am 30. März und 4. April 1918 wiederaufleben zu lassen, stellte die deutsche Oberste Heeresleitung das »Unternehmen Michael« ein.



Abb. 6 Nachschubversagen: Im entscheidenden Moment der Offensive mussten die bereitstehenden deutschen Lkw mangels Treibstoff in den Depots bleiben. Der Transport beruhte nur noch auf Pferden, während die Alliierten im Eiltempo mit eigenen Lkw-Kolonnen die Frontlücke bei Amiens schließen konnten.

Der zweite große deutsche Angriff gegen die Engländer, genannt »Georgette«, startete am 9. April 1918. Nach nur 9 Tagen Vorbereitung gelang es den Deutschen, die Engländer mit einem Blitzangriff in Richtung des alles entscheidenden alliierten Nachschubknotens Hazebrouck in so große Bedrängnis zu bringen, dass General Haig am 11. April das »Halten bis zum letzten Mann« befehlen musste.



Abb. 7 Ein schwerer deutscher 21-cm-Mörser muss mangels mechanischer Zugmittel mühsam mit Menschenkraft nach vorn bewegt werden

Der »Plan Z«, die Räumung Frankreichs, wurde mit größter Dringlichkeit geplant, wobei die Engländer damit rechneten, alles Material zurücklassen zu müssen, um wenigstens die Soldaten und Zivilpersonen nach England retten zu können.

Für einen anhaltenden Erfolg waren die deutschen Kräfte allerdings zu schwach. Als sich Unternehmen »Georgette« dann immer mehr zur Materialschlacht entwickelte, ließ Ludendorff die Offensive abbrechen.

Aber noch am 27. April 1918 erörterten die britischen Generale, dass es bald notwendig sein könnte, auf die Kanalhäfen zurückzufallen, um das englische Expeditionskorps nach Großbritannien zu evakuieren.

General Ludendorff, von diesem ernsthaften Gedankenspiel unterrichtet, sandte ein Telegramm an die deutsche Hochseeflotte und verlangte, man

solle Pläne machen, um einem Versuch der Briten, ihre Truppen aus Frankreich über den Kanal zu evakuieren, entgegenzutreten.

Am 27. Mai und 19. Juni 1918 griffen die Deutschen dann die Franzosen überraschend und wuchtig an. Zum zweiten Mal im Weltkrieg wurde bei Château-Thierry und Dormans die Marne erreicht. Nur noch 77 Kilometer trennten die deutschen Soldaten von der französischen Hauptstadt! 123000 Gefangene, mehr als 600 Geschütze und unzählige Geräte fielen in deutsche Hände; der eroberte Landstrich war einer der fruchtbarsten Frankreichs.

Ab Château-Thierry hatten die deutschen Truppen, wie französische Berichte ausführen, eine Zeit lang überhaupt keinen Feind mehr vor sich. Ludendorff nutzte die sich bietende Gelegenheit aber nicht aus.

Die schlimme Lage löste eine schwere Depression bei der Entente aus. Mitte Juni kam es zu einer neuen Krise bei den Alliierten, da immer mehr Beweise für nachlassenden Kampfwillen unter den französischen und britischen Soldaten zutage traten. Dass auch die deutschen Soldaten seit dem Frühjahr immer stärkere Moralprobleme entwickelten, war den alliierten Generalen teilweise bekannt. Schon beim Unternehmen »Georgette« war es auf deutscher Seite zu Befehlsverweigerungen gekommen, die Gräben zu verlassen.

Am 31. Mai erteilte General Henry Wilson den Befehl, alles für die Evakuierung des BEF (British Expeditionary Force) vom Kontinent vorzubereiten. Am 1. Juni bereitete sich die englische Botschaft in Paris auf ihre Verlegung nach England vor.

Völlig überraschend rettete da die Rede des deutschen Außenamts-Staatssekretärs Richard von Kühlmann vor dem Reichstag am 24. Juni die alliierte Stimmung. Von Kühlmann verkündete, dass der Krieg allein mit militärischen Mitteln nicht mehr gewonnen werden könne. Der alliierte Oberbefehlshaber Foch beschloss daraufhin eine Offensive innerhalb von 2 Monaten. Von Kühlmann musste zurücktreten, aber der Schaden war bereits angerichtet.

Ein letzter deutscher Versuch, am 15. Juli 1918 bei Reims eine Großoffensive zu starten, schlug nach mäßigen Anfangserfolgen fehl – trotz sorgfältiger Vorbereitung und Geheimhaltung. Durch hochstehenden Verrat,

Dekodierungserfolge und Aussagen Gefangener waren die Franzosen wohl vorbereitet gewesen. Die Initiative ging von nun an auf die Entente über.

Während die Deutschen noch überlegten, ob sie erneute Angriffe planen oder lieber zur Defensive übergehen sollten, griffen die Franzosen am 17. Juli 1918 aus dem Wald von Villers-Cotterêts mit Renault-Panzern an und erzielten einen beträchtlichen Erfolg. Foch mobilisierte dafür 26 Divisionen, unterstützt durch 400 Tanks und 1100 Flugzeuge.



Abb. 8 Georg Bruchmüller, genannt »Durchbruchmüller«. Beim »Unternehmen Michael« zog er 6500 Geschütze und 3500 Grabenmörser zusammen und ließ in nur 5 Stunden 1,6 Millionen Granaten abschießen.

Obgleich den Deutschen rechtzeitige Vorinformationen über den geplanten französischen Angriff vorlagen, wurden diese nicht an die vorderen Linien weitergegeben. Deutsche Soldaten wurden so auf den Getreidefeldern bei der Erntehilfe für französische Bauern und ihre eigenen Vorräte völlig vernichtet.

Die Franzosen vermochten ihre Attacke überwiegend nur noch mit Kolonialtruppen durchzuführen, da die eigenen Personalverluste vorher so hoch gewesen waren. Auch hier neigte sich der »Menschenvorrat« dem Ende zu!

Von da an kam es zu einer immer größeren Nervosität bei der deutschen Führung, und man zog sich am 20. Juli 1918 ohne großen Verlust über die Marne zurück.

Auch die Alliierten zeigten sich darüber enttäuscht, dass es seit der Offensive von Villers-Cotterêts keine größeren Fortschritte gegeben hatte.

Die deutsche Oberste Heeresleitung plante dann auch neue Angriffe, und die schwere deutsche Artillerie des genialen Artillerieführers Georg Bruchmüller rollte bereits in Richtung des neuen Angriffsziels in Flandern.

Als Ausweg aus der Krise hatten sich die Engländer aber zu einer großen Offensive entschlossen. Wegen massiver eigener Personalverluste in den Frühjahrsschlachten 1918 setzten sie alle Erwartungen auf die Kanadier und Australier. Ein Einsatz der Franzosen und Amerikaner galt den Strategen Seiner Majestät als zu riskant. Entscheidendes erhoffte man sich durch den Massenangriff von Tanks.

Doch trotz des französischen Erfolgs vom 17. Juli herrschte im englischen Kriegskabinett am 25. Juli tiefer Pessimismus vor: Deutschland verfüge trotz seines Fehlschlags vor Reims immer noch über genügend substanzielle Reserven. Ein weiterer erfolgreicher deutscher Angriff gegen die Engländer würde zur endgültigen Aufgabe der Kanalhäfen in Frankreich und Belgien führen.

Trotz erneuten Vorwissens des deutschen Oberkommandos traten die Engländer dann am 8. August 1918 mit einem Großangriff gegen die kaum befestigten deutschen Linien an und erzielten große Erfolge. Die Warnung war nicht an die Front weitergegeben worden.

Zwischen Albert und Montdidier griffen 32 Divisionen mit 430 Tanks, 3000 Geschützen und 1900 Flugzeugen an. Innerhalb weniger Stunden gelang es, die deutschen Linien auf 20 Kilometer Breite zu durchbrechen. Ein Durchbruch in die Tiefe gelang aber nicht!

Dabei hätte man die englische Offensive durchaus verhindern können: So unterbrach eine hervorragende Division Württemberger die Vorbereitungen des 3. englischen Korps für die kommende Offensive, verstärkte ihre Positionen und war für den Angriff am 8. August bereit. Demzufolge konnte das 3. englische Korps nicht mit anderen Korps der 4. Armee am 8. August Schritt halten. Man ließ so die linke Flanke zwangsweise offen für deutsches Flankenfeuer, was beim Großangriff hohe Verluste unter den Entente-Truppen verursachte.

Am 8. August 1918 zeigten aber bereits Teile der deutschen Truppen bei der Schlacht von Amiens einen Mangel an Kampfgeist.

So berichtete General Ludendorff, dass damals eine Elite-Fahrrad-Brigade, die an die Front vorrückte, von sich zurückziehenden Kameraden als »Streikbrecher« beschimpft wurde. Ganze Einheiten gaben sich ohne einen einzigen Schuss schon gefangen, als der Feind noch 800 Meter entfernt war.

Auch die Engländer stimmten dann überein, dass die deutsche Armee am 8. August nicht mehr die furchterregende Kampfmaschine war, die sie nur Wochen vorher noch dargestellt hatte. Die deutschen Verluste am 8. August: 16 Divisionen aufgerieben, davon gerieten 53000 (!) Mann in Gefangenschaft.

Auch General Oskar von Hutier, der erfolgreiche »Durchbruchsgeneral«, berichtete am 10. August 1918, dass vorrückende Reserven auch an anderen Stellen als »Streikbrecher« beschimpft worden seien.

Ähnliche Berichte gingen beim Chef des deutschen Alpenkorps ein, dessen Truppen als »Dummbayern« – und wieder – als »Streikbrecher« »begrüßt« wurden.

Selbst die zwei österreichischen Divisionen, die zur Verstärkung nach Frankreich beordert worden waren, wurden beim Anmarsch von deutschen Reserveeinheiten als »Kriegsverlängerer« beschimpft.

Stand eine organisierte Aktion dahinter? Wir wissen es nicht.

Von Hutier berichtete auch über merkwürdige Befehle und häufig wechselnde Anordnungen, die ihm von der OHL übermittelt wurden. Die Schuld an der Niederlage vor Amiens gab er der OHL! Stimmte hier bei Teilen der OHL bereits etwas nicht?

Allerdings war schon am 10. August 1918 – nach lediglich 2 Tagen – klar, dass die englische Offensive erneut ihren Dampf verloren hatte. Die Deutschen hatten sich von ihrem Anfangsschock erholt und kämpften trotz schwerer und schwerster Verluste oft bis zum letzten Mann. Die »Streikenden« waren offensichtlich bereits zu den Engländern übergelaufen!



Abb. 9 Im Kampfgelände um Fismes. Ein typisches Bild aus den Verfolgungskämpfen. Feuerndes deutsches 7,7-cm-Geschütz im bisher verschont gebliebenen Gelände.

Die deutschen Generale stimmten dann auch darin überein, dass sich die Moral ihrer Fronttruppen wieder erholt hatte.

Die alliierten Tanks erlitten bei Amiens entsetzliche Verluste gegen die deutschen Panzerabwehrgeschütze. So waren am 9. August noch 145 Tanks einsatzbereit, am 11. August gerade noch 38. Am Ende blieben 6 (!) übrig! Alliierten Panzerbesatzungen musste »Urlaub« versprochen werden, damit sie überhaupt wieder in ihre »eisernen Särge« stiegen.

Die Entente hatte zwar den Offensivgeist der Deutschen gebrochen, aber keine großen operativen Gewinne erzielt. Tatsächlich hatte der taktische Erfolg des 8. August 1918, der später als »Schwarzer Tag« des deutschen Heeres in die Geschichte eingehen sollte, nur die Spitze des deutschen Geländegewinnes während der »Michael«-Offensive vom Frühjahr 1918 zurückerobert.

Der psychologische Schaden bei der deutschen Führung war dennoch beträchtlich und fraß sich schnell wie ein Krebsgeschwür weiter.

Am 14. August 1918 fand dann ein Treffen im Großen Hauptquartier im belgischen Spa statt, das vom Kaiser selbst geleitet wurde. Wie Admiral Paul von Hintze, der fähige neue deutsche Außenminister, mitteilte, war er von General Hindenburg darüber instruiert worden, dass weitere Angriffe nicht möglich seien und dass Deutschland nun versuchen werde, die Entente durch eine Defensivstrategie abzunutzen.

Die Generale zeigten sich davon überzeugt, dass die deutsche Armee weiterhin auf französischem Boden bleiben würde. So war es dann auch bis Kriegsende.

Selbst höchste alliierte Offiziere wie General William Robertson glaubten trotz aller Erfolge um Amiens nicht länger an die Möglichkeit eines größeren Durchbruchs durch die Westfront, der zur Zerstörung der deutschen Armee geführt hätte.

Die Lage des Deutschen Kaiserreichs war nach 4-jährigem Massengemetzel gegen eine Welt von Feinden im Sommer 1918 sicherlich nicht brillant, aber auch nicht so hoffnungslos, wie es heute gern dargestellt wird. Als Beispiel moderner Geschichtswissenschaft kann hier die »Hunderttageoffensive« gelten. Nach dem »Schwarzen Tag von Amiens« hat sie bis November 1918 angeblich zur völligen Zerstörung der deutschen Armee geführt.

Die Wahrheit über die »siegreiche Hunderttageoffensive« der Entente

Heute bezeichnet man im modernen Sprachgebrauch die »Hunderttageoffensive« als die letzte Phase des Ersten Weltkriegs an der Westfront.

Nach dem »Schwarzen Tag des Deutschen Heeres« am 8. August 1918 unternahmen die Alliierten bis zum 11. November 1918 eine Reihe von Angriffen gegen deutsche Soldaten. Diese Angriffsserie war an sich keine geschlossene Operation, sondern eine rasche Folge einzelner alliierter Geländegewinne, die am 11. November 1918 mit dem Waffenstillstand von Compiègne endeten. Wichtig ist, dass die Deutschen dabei Gelände räumten, das sie bereits seit 1914 besetzt hielten.

Nach Aufgabe der Stellungen »Siegfried«, »Hermann«, »Hunding« und »Brunhilde« fanden die letzten Kämpfe vom 11. November 1918 im offenen Gelände vor der Antwerpen–Maas-Stellung statt, die zur Verteidigung als letzte Bastion vor dem Rhein in aller Eile ausgebaut worden war.

Allerdings waren die Kämpfe so erbittert, dass die Sieger während ihrer Hunderttageoffensive bis zuletzt weit mehr Verluste erlitten als ihre Gegner. Diese Einbußen an Toten und Verwundeten erinnerten an die schlimme Zeit in der Anfangsphase des Krieges im Jahre 1914.

Die Engländer verloren so im Zeitraum vom 8. August (Amiens) bis zum 11. November (Waffenstillstand) über 400000 Soldaten; dabei sind die französischen und US-amerikanischen Toten noch nicht inbegriffen. Dies war weit mehr, als die Engländer während der »Existenzkrise« ihrer Armee im März und April 1918 einbüßten.

Sah die Geschichtsschreibung seit Jahrzehnten die »Hunderttageoffensive« als eine einzige alliierte Erfolgsgeschichte, sind Militärhistoriker in dieser Frage neuerdings differenzierter Meinung.

Es geht dabei um das Konzept der »Abwehrschlachten«, das die deutsche Armee ab August 1918 im Westen anwandte. Damit wollte man Zeit

gewinnen, um nach einem Ausharren bis Winter 1918/19 wieder in eine stärkere Position zu kommen, von der aus man begrenzt offensive Operationen starten könnte.

Die dahinter stehende Idee bestand darin, die Alliierten durch eine Reihe von aufeinanderfolgenden zeitraubenden, fürchterlichen Verteidigungsschlachten so zu schwächen, dass ihre Kampffähigkeit gelähmt würde.



Abb. 10 Erbeutetes englisches Zeltlager mit deutlichem Zeichen der Panik, mit welcher der Abzug bei den Rückzugskämpfen der Alliierten erfolgte

Bei den neuen deutschen Defensivtaktiken während der »Abwehrschlacht« ab August 1918 spielten Gegenangriffe aus der Flanke eine wichtige Rolle. Man wollte dabei übermächtige Gegner vorbeilassen, danach mit Flankenangriffen die vordersten Linien schließen, um so den Gegner einzuschließen, der bis zur zweiten oder dritten Linie durchgestoßen war. Ohne Verbindung zur eigenen Artillerie und vom Munitionsnachschub

abgeschnitten, wurden die isolierten Einheiten von den Verteidigern angegriffen.

Auf diese Weise gelang es den Deutschen, ganze Infanteriebrigaden der Franzosen, Engländer und Amerikaner zu eliminieren.

Dazu sollte eine Verteidigung in der Tiefe stattfinden, die sich nur teilweise auf feste Linien wie in den Vorjahren stützte. Dabei kam Deutschland zusätzlich in den Genuss der »kurzen inneren Linie«, während die Nachschubwege der Alliierten immer länger wurden.

Moderne Militärstrategen sehen diese deutsche Technik der »Abwehrschlachten« aus dem Sommer 1918 tatsächlich nicht als Ausgeburt der Niederlage, sondern als hohe operative Verteidigungskunst an. Sie wird noch im 21. Jahrhundert am Generalstabscollege der U. S. Army in Fort Leavenworth (Kansas) untersucht und gelehrt.

Dabei wurde nach Meinung dieser modernen Militärexperten die Technik der »Abwehrschlachten« mit der Zeit immer ausgereifter.

Während die Soldaten der Entente nach ihren Erfolgen mit kombinierten Großangriffen durch Infanterie und Tanks ab Ende August wieder auf traditionelle Angriffstechniken zurückgreifen mussten und so unter extremen Verlusten mit Infanterieangriffen ununterbrochen gegen die deutschen Linien anrannten, verteidigten sich die Deutschen auf ausgeklügelte Weise mit Maschinengewehren und Artillerie; auf direkten Truppeneinsatz wurde weitgehend verzichtet, um die eigenen Einbußen möglichst kleinzuhalten. Man könnte das auch als eine »technologische Tiefenverteidigung« bezeichnen. Brücken und Verkehrswerke wurden gründlichst zerstört.

Die flankierten planmäßigen Rückzugsbewegungen fanden meistens bei Nacht statt. Gegen Nachmittag hatten die Alliierten gegen die neuen deutschen Positionen aufgeschlossen, und es kam zu Gefechten, bis dann in der folgenden Nacht das Ganze von vorn begann.

Von Zeit zu Zeit starteten die Deutschen im geeigneten Moment auch erbitterte schwere Gegenangriffe. Die Kanadier erwähnten hier den 1., 11. und 12. Oktober, den 6. November und selbst noch den 10. November, also nur einen Tag vor Kriegsende.

So versuchte man, die eigenen Kräfte zu schonen und dem Gegner möglichst hohe Verluste bei den Rückzugsgefechten beizubringen.

Es gibt zahlreiche Beispiele, wie hart die Kämpfe trotz des anhaltenden deutschen Rückzugs waren. So konnten beim namentlichen Appell des 43rd Canadian Bataillon am 30. Oktober nur noch 27 von 125 Mann der B Company mit »Hier!« antworten. Der Rest war beim Artilleriebeschuss in einem vorher von den Deutschen genau vermessenen Gelände binnen kürzester Zeit ums Leben gekommen.

Es ist nicht Schuld des Konzeptes, dass alles anders kam, wie wir später sehen werden.

Generalbrigadier Henry Hugh Tudor schrieb am 11. November 1918 in sein Tagebuch, dass die deutsche Armee jede Meile des Vormarsches seiner Division umkämpft habe und dass seine Infanterie seit Beginn ihres Angriffs im Oktober 30 Prozent Verluste erlitten habe. Die neu eingezogenen Ersatztruppen der Engländer zeigten sich unerfahren und leisteten einen überproportionalen Blutzoll.

Über allem stand für das deutsche Oberkommando das Ziel, Zeit zu gewinnen. Nach Einschätzung des Generals Hermann von Kuhl hätte man tatsächlich so bei einem Aushalten bis in den Winter 1918/19 hinein eine genügend lange operationelle Pause gewonnen, um weitere Kämpfe oder erfolgversprechende Verhandlungen zu absolvieren.

Auf der modernen Generalstabsschule der U. S. Army gilt dann auch als Lehrbeispiel, wie die Alliierten durch das deutsche Konzept der »Abwehrschlachten« so mitgenommen wurden, dass ihrer »Hunderttageoffensive« bis Kriegsende tatsächlich nirgendwo ein strahlender Sieg gelang.

Stattdessen waren die Sieger so erschöpft, dass sie wie die Engländer nach dem Waffenstillstand 6 Tage brauchten, um ihren Vormarsch überhaupt wieder aufnehmen zu können, und selbst dann war dies nur mit weniger als einem Drittel der vorhandenen Stärke möglich.

Die Franzosen, die nach den Erfolgen des Sommers zuerst mit Enthusiasmus angetreten waren, verloren beim häufigen Vorgehen im offenen Gelände gegen hartnäckigen deutschen Widerstand, der oft mehr von Maschinengewehren als von Artillerie herrührte, aber von deutschen

Fliegern koordiniert unterstützt wurde, die Lust am Weiterkämpfen. Angesichts ihrer ständigen Verluste und des langsamen Fortschritts der Angriffe weigerten sich manche französische Einheiten, dem Befehl zum Vorrücken zu folgen, während andere kein Risiko mehr eingehen wollten und nur noch antraten, wenn die Deutschen ein Gelände bereits geräumt hatten.

Die gleiche Taktik versuchten die wegen ihres hohen Blutzolls ebenfalls zunehmend entnervten Kanadier. Sie litten in den letzten Kriegswochen auch unter Mangel an Artilleriemunition und hatten ihr für die Verfolgungsjagd vorgesehenes Kavalleriekorps wegen erwiesener Nutzlosigkeit von der Front abziehen müssen.

Der englische General Henry Rawlinson vertraute am 27. Oktober seinem Tagebuch an, dass auch das U. S. Corps seiner 4. Armee habe abgezogen werden müssen und für einen Monat nicht mehr verwendungsfähig gewesen sei. Die Australier wären bis Ende November 1918 nicht mehr kriegsverwendungsfähig, sein XIII. und IX. Corps seien ausgeblutet. In der Folge konnte Rawlinsons 4. Armee den Druck auf den Gegner nicht mehr aufrechterhalten, weil sie schlicht und einfach keine einsatzfähigen Soldaten übrighatte.

Im August 1918 hatte sie noch die Speerspitze des alliierten Angriffs bei der Schlacht von Amiens gebildet.



Abb. 11 Verhör gefangener Amerikaner. Besonders ihre neuen Uniformen scheinen das Interesse der deutschen Offiziere zu erregen. Die Wirkung des Eintreffens der Amerikaner war dann auch von eminenter psychologischer Bedeutung, wie dieses Bild beispielhaft zeigt.

»Plan 1919« – Wie die Alliierten den nicht enden wollenden Krieg doch noch zu gewinnen gedachten

Die Planer der Entente erwarteten Mitte 1918, dass sich der Krieg auf unbestimmte Zeit weiter in die Länge ziehen würde, und setzten ihre Planungen diesem Szenario entsprechend ein.

Klar war allen Verantwortlichen, dass nach den fürchterlichen Verlusten der vorangegangenen 4 Jahre der Kampf auf gleiche Art und Weise kaum länger weitergehen konnte.

Es drohten in den kriegführenden Ländern, mit Ausnahme der USA, völlige Erschöpfung und Revolution von innen. Das Beispiel des Zarenreiches war nicht nur für das kaiserliche Deutschland ein Schreckgespenst. Auch die Briten hatten ein Königshaus!

So hatte sich dann auch im Jahre 1918 eine neue Kampfform durchgesetzt, die die bisherigen Kampfmethoden des Stellungskrieges im Westen in vieler Hinsicht veraltet erscheinen ließ. Mit Ausnahme der USA hatten alle größeren Kriegsparteien ihre Personalreserven weitgehend erschöpft sowie die physischen Kräfte und die Kampfmoral ihrer Fronttruppen bis zum Zerbrechen angespannt.

Die Meutereien in Frankreich, Italien und Russland im Jahre 1917 stellten Zeichen dieses drohenden Erschöpfungspunktes dar. Mit dieser Gefahr im Hintergrund und der Gewissheit, dass die Lücken nicht mehr durch die personellen Reserven ersetzt werden konnten, wollte nun kein Oberkommandierender mehr riskieren, die brutalen Massenangriffsformationen der Jahre 1914–1917 weiter anzuwenden.



Abb. 12 John Frederick Charles Fuller (1878–1966). Der britische Generalmajor entwickelte mit seinem »Plan 1919« eine der ersten Theorien zum modernen, mobilen Panzerkrieg, bei dem die Luftstreitkräfte eine entscheidende Rolle spielen.

Beiden Kriegsparteien war es klar, dass Technik und überlegene Taktik die gefallenen Regimenter ersetzen mussten, die unter den Feldern Frankreichs und Belgiens begraben lagen.

Da die Entente alle deutschen Angebote auf Ausgleichsfrieden zurückgewiesen hatte, konnte man nur noch darauf warten, welche Kriegsseite angesichts von drohendem Systemwechsel und Revolution zuerst die Nerven verlieren und das Handtuch werfen würde. Alternativ musste man so schnell wie möglich einen entscheidenden Durchbruch auf technischem und/oder strategischem Gebiet erzielen.

Die Alliierten hofften hierbei, mit einer völlig neuen Strategie, dem »Plan 1919«, das trügerische Kriegsglück zu erringen.

Der sogenannte Plan 1919 ging auf ein Papier eines untergeordneten englischen Stabsoffiziers namens John Frederick Charles Fuller zurück.

Fuller argumentierte, dass unter den gegebenen Schlachtfeldbedingungen des Jahres 1918 ein entscheidender Durchbruch im Stellungskrieg nicht länger möglich war.

Die Schwächung des Feindes durch Ausbluten und Materialverluste im Rahmen des »Materialkrieges« hatte sich jahrelang als zu kostspielig und völlig unsicher erwiesen. Stattdessen schlug Fuller vor, dass die Alliierten eine »Enthauptungsstrategie« anwenden und ihr Glück in einem Durchbruch bis hin zu feindlichen Kommando-, Kontroll- und Nachschubzentralen versuchen sollten. Er legte dazu einen Dreiphasenangriff vor, wobei jede Phase stark aus der Luft unterstützt werden sollte.

- In der ersten Phase sollten mittelschwere Panzer die deutsche Hauptkampflinie an zwei eng getrennten Stellen durchstoßen, um das Kommando- und Kontrollsystem zu desorganisieren. Dies sollte ohne vorbereitende Artillerieangriffe geschehen, die nur die Verteidiger alarmieren würden.
- Danach würde eine kombinierte Streitmacht aus Infanterie und schweren Panzern in der zweiten Phase durch die desorganisierten deutschen Linien brechen und bei ihrem Vormarsch sämtliche Widerstandsnester ausräumen.
- In der dritten Phase wären mittelschwere Panzer und Kavallerie durch die vorher geschlagenen Lücken gestoßen, um die sich zurückziehenden Verteidiger zu überrumpeln, Nachschubzentren zu zerstören, Telefon- und Telegrafenleitungen zu kappen, Eisenbahnlinien zu unterbrechen sowie Artillerie- und Kommandoposten auszuschalten.

Man rechnete, in 4 bis 5 Tagen etwa 20 Meilen täglich vorstoßen zu können. Diese Geschwindigkeit, so versprach Fuller, würde dem Angriff einen entscheidenden Erfolg bringen, bevor die Deutschen Gelegenheit

bekämen, die langen gefährdeten Flanken der mobilen alliierten Kolonnen anzugreifen.

Fullers Plan fand offene Ohren beim alliierten Oberkommandierenden Marschall Foch. Für diesen »Plan 1919« verlangte Foch im Jahre 1919 eine Tankstärke von 10000 Fahrzeugen, die sich auf zwei Grundtypen stützen sollte.

Für den Angriff entlang einer 80 Kilometer langen Frontlinie verlangte Fullers Originalkonzept 2600 schwere »Durchbruchspanzer« und 2400 mittelschwere »Ausnützungspanzer«.

Das Problem war, dass alle 1918 existierenden alliierten Panzertypen für diese Art von Schlacht völlig unzureichend waren. Bisherige Tanks brachen viel zu oft aus mechanischen Gründen zusammen und verfügten über zu wenig Reserven an Treibstoff und Munition für mobile Operationen. Daneben besaßen sie weder ausreichende Panzerung noch die zur Überwindung von Schützengräben notwendige Fähigkeit.

Da keines der existierenden Fahrzeuge diese Forderungen Fullers erfüllen konnte, sollte eine Mischung aus langsamen, schweren Kurzstreckentanks und schnellen, mittelschweren Panzern die Lücken füllen.

Da der erste englische mittelschwere Panzer A, genannt »Whippet«, sich für die Aufgaben im Zusammenhang mit Plan 1919 als völlig ungeeignet herausgestellt hatte, entwickelten die Engländer in größter Eile die neuen Panzer Medium Mark B und Mark C.

Die Rolle des schweren Tanks sollte eine Gemeinschaftsproduktion von Frankreich, England und Amerika ausfüllen. Dieser neue Panzer wurde »Mark VIII Liberty« oder »International« genannt.

Beim Mark VIII handelte es sich um eine vergrößerte Version des schweren englischen, rhomboidförmigen Panzers mit besseren Ketten, größerer Grabenüberwindungsfähigkeit und einem starken Antrieb durch Ricardo- oder Liberty-V-12-Motoren. Die Panzerung des »Liberty« sollte der deutschen K-Patrone standhalten. Das Ganze stellte sich nach Kriegsende als Fehlkonstruktion heraus, die für die verwendeten Ketten viel zu schwer war.

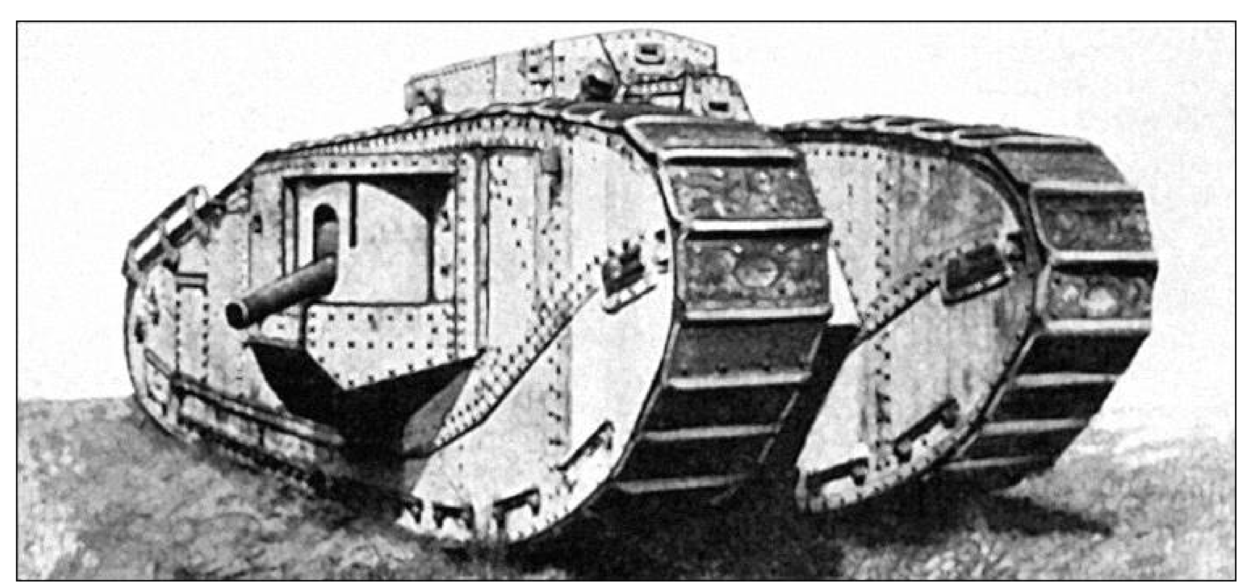


Abb. 13 Der schwere Panzer »Mark VIII Liberty« der Alliierten

Den Schöpfern von »Plan 1919« war klar, dass bessere Panzer nicht die alleinige Antwort auf die Probleme des Schlachtfelds im Westen darstellen konnten.

Die vergangenen Panzerangriffe bei Cambrai, Amiens und Villers-Bretonneux hatten deutlich gezeigt, dass Panzer bei konzentriertem Einsatz zwar kurzlebige Durchbrüche und Desorganisation der deutschen Verteidiger erreichen konnten, dass aber jedes Mal, wenn sich ein Sieg bereits in greifbarer Nähe zu befinden schien, die Operation gründlich fehlschlug.

Die Tanks brachen schnell technisch zusammen, gingen im Gelände verloren oder fielen der gut organisierten deutschen Panzerabwehr zum Opfer. Vom 8. August bis zum 20. Oktober 1918 waren so 830 britische Tanks auf dem Schlachtfeld geblieben.

Auch die Artillerie konnte im zerschossenen Schlachtfeld nicht nach vorn folgen, und der Nachschub von Personal, Material und Munition an die Brennpunkte würde schnell zur Katastrophe werden.

Für Fuller stellten Flugzeuge deshalb eine der Antworten auf die Schwächen der damaligen Panzerkriegführung dar.

Bomber sollten das Schlachtfeld abriegeln, Kommunikations- und Hauptquartiere des Gegners desorganisieren sowie den Eisenbahnnachschub unterbrechen.

Jagdflugzeuge waren als fliegender Feldartillerieersatz beim Vormarsch nach Art der heutigen Jagdbomber vorgesehen.

Kommunikations- und Infanterieschutzflugzeuge sollten Meldungen übermitteln und Nachschub für vorübergehend isolierte oder eingeschlossene Einheiten abwerfen.

Fullers Konzept des »Plans 1919« galt als die Blaupause für die große generalisierte alliierte Frühjahrsoffensive des nächsten Kriegsjahres.

Nur das deutsche Ersuchen um Waffenstillstand im September 1918 hätte Deutschland vor der sicheren Katastrophe durch die Ausführung des »Plans 1919« gerettet, wie die Geschichtsschreibung im 21. Jahrhundert zu vermitteln versucht.

Die Wahrheit sieht allerdings recht anders aus. Die kriegsmüden Länder England und Frankreich konnten sich das Aufbieten weiterer frischer Personalreserven, die für die Ausführung des Planes notwendig waren, nicht mehr leisten, und auch in Bezug auf die neuen Flugzeug- und Panzermodelle sah es düster aus.

Tatsächlich hätten die Alliierten bis 1919 wohl über etwas mehr leichte Panzer der bisherigen konventionellen Typen und einige mittelschwere Tanks verfügt als 1918, obwohl das Hauptproblem immer in noch fehlenden Ersatzteilen und knappen Besatzungen bestanden hätte. Mit den neuen Tanks hätten sie sicher Massenangriffe ähnlich wie im August 1918 starten können. Der Unterschied zum Vorjahr wäre aber wohl gering gewesen.

Die alten Tankmodelle, mit denen die Entente dann in die 1919er-Schlacht gezogen wäre, hatten sich schon im Sommer 1918 als extrem verwundbar gegen die deutsche Panzerabwehr erwiesen. So hatten am 8. August 1918 von 34 der neuen Mark-V-Tanks der 4. Kanadischen Division nur vier ihr Angriffsziel erreicht. Allein zehn von ihnen fielen bei Le Quesnel einem einzigen deutschen Geschütz zum Opfer.

Am Ende der Amiens-Offensive waren nach 4 Tagen des Kampfes nur noch sechs englische Tanks überhaupt einsatzbereit. Der Historiker John Terraine vermerkte ironisch, dass das Deutsche Kaiserreich nicht von sechs Tanks gestürzt werden konnte.



Abb. 14 In der Hunderttageschlacht zeigten sich die Schwächen der damaligen alliierten Tanks in schweren Verlusten. Hier wird ein englischer Tank an einem Dorfrand von der Abwehr in Brand gesteckt.

Für Fullers revolutionäres Konzept waren Technik und Taktik erst Ende der 1930er-Jahre ausgefeilt genug. Hitlers »Blitzkriege« (1939–1941) waren dann die Fortentwicklung und Perfektionierung von Fullers Ideen.

Wie standen die Erfolgschancen für den alliierten »Plan 1919« aus der Luft?

Nach dem Konzept von Fullers »Plan 1919« hätten Luftstreitkräfte neben der Tankwaffe die entscheidende Rolle spielen sollen.

Das Gefecht der »verbundenen Waffen« kündigte sich an! Alliierte Bomber sollten das Kampffeld isolieren, gegnerische Kommunikationsnetze unterbrechen, Hauptquartiere angreifen und Verkehrsknotenpunkte bombardieren.

Schlachtflugzeuge sollten mit Spezialbomben (20-Pfund-Cooper-Bomben) die Antitank-Artillerie niederhalten, eigene und feindliche Streitkräfte lokalisieren und zeitweise abgeschnittene Einheiten aus der Luft versorgen.

Entsprechende Einsätze hatten die Engländer bereits in der Amiens-Schlacht vom August 1918 versucht. Die Verlustzahlen waren entsetzlich gewesen: Am 8. August mussten 96 von 700 eingesetzten Jagdflugzeugen abgeschrieben werden, am 9. August wurden weitere 45 Flieger abgeschossen; zu ähnlichen Einbußen kam es dann auch an den Folgetagen.

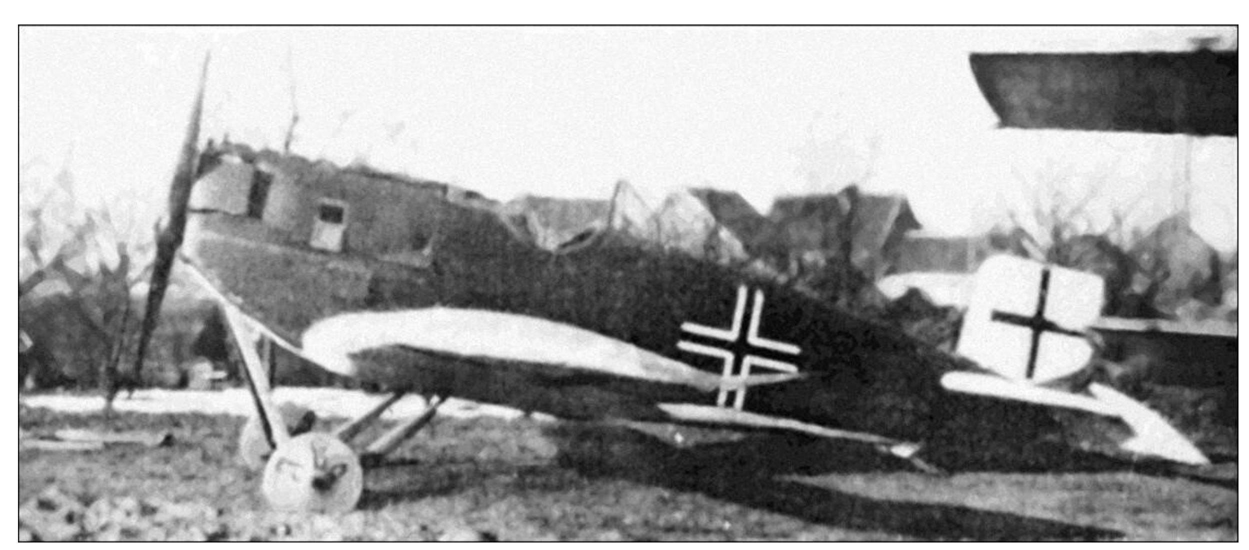


Abb. 15 Das Ganzmetalljagdflugzeug »Junkers D.1« hatte kein Gegenstück auf alliierter Seite. Es ging bereits 1918 an der Flandernfront in Einsatz.

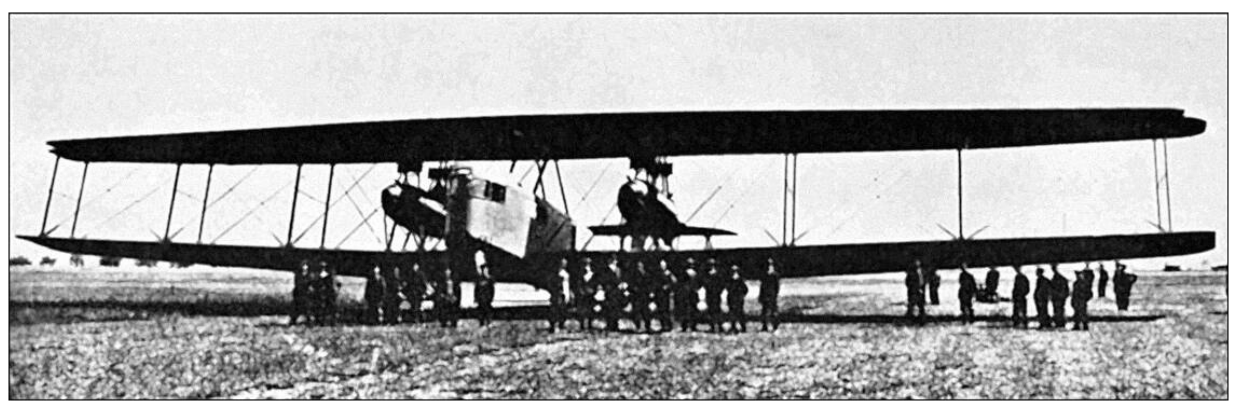


Abb. 16 Deutsches Riesenflugzeug »Zeppelin Staaken (Aviatik) R.VI.«, ab Sommer 1918 nachts im Einsatz. Nie zuvor war eine vergleichbare Maschine konstruiert worden.

Die speziell für die Jagd auf deutsche Panzerabwehrartillerie eingesetzte »No. 8 Squadron RAF« hatte am 8. und 9. August neun von ihren achtzehn Maschinen durch Abschuss eingebüßt; alle anderen mussten repariert werden.

Die zwei als Ersatz für die empfindlichen drahtbespannten Stoffdoppeldecker vorgesehenen gepanzerten Flugzeugtypen – die Jagdmaschine »Sopwith Salamander« und das zweisitzige Arbeitsflugzeug »Sopwith Buffalo« – existierten lediglich als Prototypen.

Beim Zweisitzer handelte es sich um ein ziemlich träges und schwerfälliges Exemplar mit fragwürdigen Flugeigenschaften. Die Konstruktion sah nach Fehlschlag aus.

Die »Sopwith TF.2 Salamander« wäre dagegen hervorragend für ihre geplante Aufgabe geeignet gewesen, allerdings erreichten vor Kriegsende nur noch zwei Exemplare Frankreich. Mit ihr wäre 1919 zu rechnen gewesen! Die überlegenen neuen deutschen Ganzmetalljäger hätten die alliierte Luftkomponente des »Plans 1919« jedoch kaum zur Entfaltung kommen lassen.

Dies hätte die vorstoßenden alliierten Truppen der Gnade der deutschen Panzerflugzeuge und schnellen Zweimot-Bomber ausgeliefert, während neue Ganzmetallbomber und R-Flugzeuge Verkehrsknotenpunkte, Hauptquartiere und Nachschubhäfen der Entente in Mitleidenschaft gezogen hätten.

Bereits während der »Hunderttageschlacht« konnten die deutschen Nachtbomber große Erfolge erzielen.

Weitere Einzelheiten über die revolutionäre deutsche Luftfahrttechnologie bei Kriegsende werden in einem späteren Buch dargestellt.

Die Wahrheit über die angebliche alliierte Luftüberlegenheit am Ende des Ersten Weltkrieges

Ab Beginn der britischen Gegenoffensive »Big Push« am 18. August 1918 hielten die Alliierten bis Kriegsende die Luftherrschaft über dem Schlachtfeld. Dies lag allerdings weniger an den überlegenen Kampffähigkeiten der Piloten oder an der technischen Qualität des Flugzeugbestandes, sondern war bedingt durch die unglaubliche Zahl an verfügbaren Flugzeugen und durch deutschen Treibstoffmangel.

Am 18. August verfügten die Engländer über 1700 einsatzfähige Flugzeuge, die Franzosen besaßen ihrerseits 2800; diese Zahl sollte innerhalb der nächsten 4 Monate auf 3222 ansteigen. Die USA zählten bis Kriegsende über 740 Maschinen im Einsatzbestand. Das Verhältnis lag bei 10:1 zuungunsten der Deutschen!

In den letzten Kriegswochen griffen demzufolge massive Formationen von bis zu 200 Bombern einzelne Ziele an, geschützt von Jagdfliegern in Geschwaderstärke. Jeder einzelne alliierte Aufklärer wurde von bis zu fünfzehn Jagdflugzeugen begleitet.

Im Oktober gelang es den Franzosen, eine ganze deutsche Division durch Luftangriffe zu zerschlagen. Dieser gewaltigen Armada konnte Deutschland vier Jagdgeschwader, genannt »Fliegende Zirkusse«, entgegenstellen. Neben häufigen Rückverlegungen litten diese ab Ende September unter starkem Treibstoffmangel. Meist wurden sie kurzfristig von einem Abschnitt an den anderen geworfen.



Abb. 17 » Fokker D.VII«, das Jagdflugzeug des späteren Reichsmarschalls Hermann Göring. Göring liebte schon als Oberleutnant die weiße Farbe, wie diese Aufnahme seiner »Fokker D.VII 5125/18« beweist.

Dennoch lag es nicht an deutschen Fliegern, dass der Erste Weltkrieg nicht gewonnen werden konnte. General Ernst von Hoeppner, Chef der deutschen Luftstreitkräfte, berichtete, dass die deutschen Flieger von Januar bis September 1918 selbst 1099 Flugzeuge verloren, dafür aber 3732 alliierte abschießen konnten.

Unglaubliche Flugzeugverluste verzeichneten nicht nur die Amerikaner, sondern auch die Engländer und Franzosen gerade im September und Oktober 1918.

Die RAF (Royal Air Force) büßte so viele Flugzeuge ein, dass ihr die Fähigkeit genommen wurde, den längst geplanten Bombenkrieg strategischen Ausmaßes gegen die deutsche Zivilbevölkerung zu führen.

Am 14. September 1918, als es für das deutsche Heer nur noch rückwärts ging, schoss so das Jagdgeschwader JG 2 neunzehn amerikanische und

französische Maschinen bei nur einem Eigenverlust ab.

An den Stellen, wo die »Fliegenden Zirkusse« zum Einsatz kamen, gelang es deutschen Jagdgeschwadern und Jagdgruppen bis zuletzt, die gegnerischen Formationen aufzulösen und sie zum Bombenabwurf zu zwingen, bevor sie ihre Ziele erreichen konnten.

Die Verlustraten der alliierten Luftstreitkräfte betrugen bis Kriegsende regelmäßig ein Mehrfaches zugunsten der Deutschen, und als die amerikanischen Landstreitkräfte am 20. September eine Großoffensive westlich von Metz begannen, schoss allein das JG 2 innerhalb von 2 Tagen 89 amerikanische Flugzeuge ab, also mehr als 10 Prozent des gesamten US-Bestandes überhaupt!

Die 96th Aero Squadron der USA büßte in nur 5 Tagen vierzehn Bomber ein und flog mit neuen Besatzungen und Material danach nur an 2 Tagen im November 1918. Hieran sei das »Wetter« schuld gewesen.

Nach Ansicht des Jagdgeschwaders 2 hing der Erfolg Deutschlands beim Kampf um die Luftüberlegenheit letzten Endes nur vom Treibstoffnachschub ab.

Hieran mangelte es zunehmend: Die Staffeln des JG 2 bekamen so täglich nur noch 450 Liter Sprit, was einem Fünftel des notwendigen Bedarfes entsprach. Während die Jagdgeschwader bis zuletzt genügend Wein, Tabak und Schokolade bekamen, blieb der Treibstoff aus nie ganz geklärten Gründen aus. Teilweise war man gegen Ende auf das Abpumpen von Benzin aus abgeschossenen Entente-Flugzeugen angewiesen.

Die Alliierten konnten aufatmen!

Nach Meinung führender amerikanischer Luftfahrthistoriker verhielt es sich so, dass die deutschen Luftstreitkräfte auch 1918 ohne Anzeichen schwindender Kampfmoral weiterkämpften und ihre Leistungen bis zuletzt so hoch waren wie zu jedem beliebigen anderen Zeitpunkt des Krieges.

In der Luft unbesiegt lautete dann auch der Titel eines 1923 vom ehemaligen deutschen Luftwaffenmajor Georg Paul Neumann herausgegebenen Sammelwerkes mit Erfahrungsberichten seiner Kameraden.

Bei allem Personal-, Gerät-, Treibstoff- und Ersatzteilmangel und trotz der Schwächung durch die »Spanische Grippe«, die jeden Tag jemanden

von den Besatzungen und dem Bodenpersonal dahinraffte, erfüllte die Luftwaffe bis zum Waffenstillstand ihre Pflicht.

Auch die Luftwaffe litt gegen Kriegsende unter Sabotageaktionen wie beispielsweise in den Herstellerwerken bei der Bombenversuchsanstalt in Frankfurt (Oder) oder bei den Versuchen, das Überfliegen von Flugzeugen nach hinten durch Durchschneiden der Spannkabel zu verhindern.

Ein Geheimnis des deutschen Erfolgs gegen die alliierte Überzahl in der Luft war die »Fokker D.VII«, der wohl beste Jäger des Ersten Weltkriegs. Er hinterließ bei der Gegenseite einen solchen Eindruck, dass die Waffenstillstandsbedingungen speziell verlangten, dass »in erster Linie alle Apparate D.VII« ausgeliefert werden sollten.

Neben der »Fokker D.VII« verfügten die deutschen Luftstreitkräfte über einige wenige »Siemens-Schuckert D.III/IV«. Sie waren die wohl leistungsfähigsten Abfangjäger des Krieges, die jedoch unter temperamentvollen Motoren litten.

Die »Siemens-Schuckert D.V« war als Weiterentwicklung aus der D.IV mit neuartigen Flügeln versehen, die statt Sperrholz über ein Alu-Dural-Gerüst verfügten und ganz ohne Flügelbespannung auskamen. Drei dieser Hochleistungsjäger in »Mischbauweise« wurden vor Kriegsende noch fertig und sollten in der Heimatverteidigung fliegen.

Weitgehend unbekannt blieb, dass Deutschland außer diesen Jagdflugzeugtypen noch über weit überlegenere Flugzeugtypen verfügte. Erinnert sei hier nur an die »Fliegenden Rasiermesser« »Fokker D.VIII« oder an die Ganzmetalljäger von Junkers und Dornier.

Teilweise befanden sich diese vor Kriegsende 1918 bereits in Zulauf oder wären 1919 in größerer Zahl an die Front gekommen.

Es war dann auch eine »Fokker D.VIII«, die den letzten Luftsieg des Krieges erzielte.

Gingen dem Kaiser 1918 die Soldaten aus?

Nur etwa 10 Prozent der 1914 ins Feld geschickten deutschen Soldaten kehrten völlig unversehrt aus dem Ersten Weltkrieg zurück. 13,2 Millionen Mann wurden zwischen 1914 und 1918 für den Kaiser mobilisiert, von denen etwa 1,9 Millionen fielen.

Bis Mitte 1917 war es der kaiserlichen Armee auffallend gut gelungen, ihre Feldstärke aufrechtzuerhalten, doch dann kam es ähnlich wie in England und Frankreich zu Lücken.

Tatsächlich hatte Deutschland im März und im April 1918 die schwersten Verluste seit 1914 erlitten, höher selbst als die bei Verdun, an der Somme oder bei der dritten Schlacht von Ypern. Im Monat April fielen allein 54000 Soldaten, 445000 wurden verwundet oder waren krank.

Auf der Großen Sitzung vom 17. Oktober 1918 unter Anwesenheit der zivilen und militärischen Führungsspitzen des deutschen Kaiserreiches ging es dann auch um die Frage, ob Deutschland noch über genügend Menschenreserven verfügte, um weiterhin Widerstand zu leisten, falls man sich für eine volle Wiederaufnahme des Krieges bei einem Scheitern des deutschen Waffenstillstandsgesuches vom 3. Oktober entscheiden würde.

Von Januar bis Juli 1918 hatten die Deutschen über 88300 Mann verloren.

Aber noch bedeutsamer: Über eine Million Mann waren krankgemeldet oder hinter der Front desertiert. Andere suchten gruppenweise hinter der Front nach ihrer Einheit, ohne sie wirklich finden zu wollen.

Im Oktober 1918 standen so nur noch 2,5 Millionen Soldaten kampfbereit im Westen, und die zukünftige Rekrutierungslage schien verzweifelt.

Das »Dilemma« war schon früher aufgetaucht. General Ludendorffs dringenden Bitten, ihm bei den Offensiven im Frühjahr wenigstens einige Tausend Mann zusätzlich aus der Heimat zu schicken, wurde schon damals nicht Folge geleistet.

Mitte Mai hatte Ludendorff gegenüber seinem Assistenten Oberst Hans von Haeften erwähnt, dass nur dann, wenn die Heimat ihm 200000 neue Soldaten schicken würde, eine Chance auf eine militärische Entscheidung bestehe. Aber weder Reichskanzler Hertling noch Kriegsminister Schëuch könnten ihm helfen. Man fürchtete die Parteien im Reichstag zu Berlin, die sich schärferen Wehrdienstregelungen verschließen würden.

Die Franzosen erreichten den Gipfel ihrer Personalstärke im Juli 1918 mit 2234000 Mann; bis Oktober 1918 fiel ihre Stärke auf 1688000 Soldaten. Die schlimmen Kämpfe des Jahres 1918 beschleunigten das Abschmelzen der Mannstärke. Der Jahrgang 1902 sollte – wie in Deutschland – bereits 2 Jahre früher einberufen werden. Zusätzlich hatte man im Jahr 1918 schwarze Kolonialtruppen (43200 Mann) nach Europa verschifft. Nur mit ihnen glaubte Clemenceau den Krieg 1919 überhaupt noch aufrechterhalten zu können.

Auch bei den Engländern war das personelle Ende der Fahnenstange erreicht. Die Briten konnten zwar das Material, jedoch nicht die 315000 Mann ersetzen, die sie die deutschen Offensiven im März und April gekostet hatten. Die englische Öffentlichkeit wurde darüber belogen!

Auch die Dominions mit Ausnahme Kanadas weigerten sich, ihr Truppenkontingent aufzustocken. Schon am 30. März 1918 hatte man im britischen Hauptquartier in Frankreich festgestellt, dass die eigenen Reserven an Personal nicht mehr ausreichten: »… und dann basta!« Nach Juli 1918 versuchten die Engländer nicht einmal mehr, ihren personellen »Status quo« zu erhalten.

Wie sah die Lage im Herbst 1918 in Deutschland aus?

Kriegsminister Heinrich Schëuch antwortete im Oktober auf die bohrenden Fragen von General Ludendorff und Reichskanzler Max von Baden, dass zwei Maßnahmen in Betracht kämen:

Die erste war, dass ohne größere fühlbare Eingriffe in die Heimatwirtschaft monatlich 190000 Mann Ersatz gestellt werden könnten. Hatte man diese bisher übersehen?

Sollte das Heer alternativ einen einmalig starken Nachschub erhalten, versprach Schëuch als Zweites die Aufbringung von 600000 Mann. Dies seien seine konservativen Schätzungen; die einzelnen Berechnungen ergäben sogar 637000 neue Soldaten. In diesem Fall würde der Eingriff aber schon fühlbar werden. Schëuch glaubte nicht, dass in diesem Falle eine erhebliche Minderproduktion an Kriegsmaterial eintreten würde, aber die Heimatwirtschaft würde gestört.

Nach diesen rund 600000 Mann könnte man, so der Kriegsminister, im Monat nicht mehr 190000, sondern nur noch rund 100000 Mann als Ersatz für das nächste halbe Jahr sicherstellen. Dem weiteren Ersatz bis Herbst 1919 könnte man dann wieder bis zu 50000 Mann zuschlagen, wenn der Jahrgang 1901 früher eingestellt würde.

General Ludendorff erklärte:

> Hätten wir diese günstigen Zahlen schon jetzt gehabt, so hätten wir die Krise an der Westfront nicht bekommen. Und wenn ich die Leute bekomme, sehe ich vertrauensvoll in die Zukunft. […] Ich habe immer den Menschenmangel als das Wichtigste dargestellt. Heute höre ich, dass der Mangel nicht so groß ist, wie ich angenommen hatte [als der Generalquartiermeister vom Kaiser Waffenstillstandsverhandlungen verlangte; Anm. d. Verf.]. Heute höre ich, dass ich in absehbarer Zeit 600000 Mann bekommen kann. Weshalb ich sie nicht früher bekommen konnte, darüber will ich nicht sprechen. Seit dem April und viel länger noch kämpfe ich um Menschen. Sie sind mir nicht gegeben worden. Es ist doch eine Tatsache, dass wir 70000 Mann monatlich zu

> wenig bekommen. Hört dieses Defizit auf, und die Kampfkraft des Feindes lässt nach, so braucht man nicht alle Bedingungen anzunehmen.

War auch hier der weiter hinten in diesem Buch erwähnte »endogene Faktor« am Werk?

Dass die genannten Zahlen keine Fantasie waren, betonte Kriegsminister Schëuch:

> Ich möchte die Versicherung geben, dass ich meine ganze Kraft einsetze, dass diese Zahl eingehalten wird. Dann wollen wir aber nach dieser Richtung auch keinen Tag versäumen.

Das Ganze war möglich, weil man – anders als die Westmächte – zur Sicherstellung des Rüstungsprogramms im September 1916 1,2 Millionen Soldaten und im Jahr 1917 weitere 1,9 Millionen Soldaten als geschulte Arbeitskräfte aus dem Militärdienst zurückbeordert hatte. Zahlreiche aus diesem großen Reservoir tauglicher Männer konnten nun wieder an die Front geschickt werden. An ihrer Stelle in der Heimat würden vermehrt Frauen verwendet werden.

Tatsächlich begann das Kriegsministerium, wie von Schëuch versprochen, noch Ende Oktober als »Noteinberufung« den Rest des Jahrgangs 1900 einzuziehen. Auch versuchte man eine heimliche »Levée en masse« (das heißt Massenaushebung, bei der theoretisch die ganze Bevölkerung der Kriegsmaschine zur Verfügung gestellt wird), was mit zu Unruhe und zum Revolutionsausbruch beitrug.

Wie war es um die Versorgung mit Waffen, Munition, Heeresgerät, Pferden und Nahrungsmitteln bestellt?

Ein Gutachten im Auftrag des deutschen Reichstages über die Gründe der deutschen Niederlage stellte fest:

> Mangel an Geschützen, Gewehren, Maschinengewehren, Minenwerfern und an Munition hat die Operationen im Jahr 1918 bis zum Schluss auf deutscher Seite nicht wesentlich beeinflusst.

Hiernach war die im »Hindenburg-Programm« geforderte Steigerung der Pulverlieferungen von 12000 Tonnen im April 1918 erreicht. Sie nahm in den folgenden Monaten noch zu und betrug im Oktober 1918 über 14000 Tonnen. 10000 Munitionszüge konnten monatlich bereitgestellt werden.

Auch die Fertigung von Feldgeschützen entsprach durchaus den Forderungen der Obersten Heeresleitung. 2900 neue Geschütze verließen im Sommer 1918 monatlich die Fabriken.

Trotz der großen Materialverluste, die in den Kämpfen des Jahres 1918 eingetreten waren, war das Kriegsministerium daher in der Lage, den erforderlichen Artillerienachschub zu leisten. Bei Kriegsende betrug der deutsche Kanonenbestand immer noch 19808 Feldkanonen und 7860 schwere Geschütze.

Man verfügte am Kriegsende noch über eine so große Reserve an Feldgeschützen, dass die beim Waffenstillstand verlangte Abgabe von 59897 Kanonen sofort geleistet werden konnte.

Die Fertigung von Gewehren und Maschinengewehren war im Frühjahr 1918 so bedeutend, dass die OHL ihre Herabsetzung auf monatlich 75000 Gewehre und 6000 Maschinengewehre wünschte. Auch hier war im Herbst 1918 ein bedeutender Überschuss vorhanden.

Die Versorgung des Heeres mit Pioniergerät entsprach bis zum Schluss ebenfalls allen Anforderungen. Irgendein Mangel trat nicht ein.

Sorge bereitete dagegen der Mangel an Pferdefutter. Das Raufutter, das fehlendes Kraftfutter und den Hafer ersetzen sollte, reichte nie aus. Manche

Truppen bekamen monatelang kein Heu für ihre Pferde. Die Folgen für die Tiere waren fürchterlich.

Auch der Ersatz an Pferden hatte sich Anfang des Jahres 1918 äußerst ungünstig entwickelt. Der Bestand an der Westfront war von 360000 Tieren im März 1915 auf 957000 im April 1918 gestiegen. Für das »Angriffsheer« waren aber nur rund 100000 besonders leistungsfähige Pferde vorhanden.

Aus der Heimat und den besetzten Gebieten konnten die Anforderungen der Front an Tieren nicht erfüllt werden. Als Aushilfe wurden an der Front 1918 dann auch Ochsen und Hunde eingesetzt. Das Pferdeproblem war damit aber nicht gelöst!

Es ist somit kein Versagen der Produktion, dass es ab Sommer 1918 zu zunehmenden Engpässen an der Front kam.

Ein großer Fehler der deutschen Planer war aber die chronische Missachtung der Landwirtschaft. Da man immer mehr Männer, Pferde und Treibstoffe von der Landwirtschaft abzog und für den Kriegseinsatz und die Rüstungsproduktion einsetzte, schrumpfte die landwirtschaftliche Produktion schlagartig, die Lebensmittelpreise schossen in die Höhe, und immer mehr Menschen litten an Nahrungsmittelmangel.

Verstärkt wurde dieser für die deutsche Moral verhängnisvolle Effekt durch die alliierte Seeblockade.

Erzwang Erdölmangel auf deutscher Seite den Waffenstillstand?

Zwischen dem Beginn der Kampfhandlungen 1914 und ihrem Ende 1918 kam es in der Militärstrategie zu einer Revolution.

Ob nun Fokker D.VII über dem Himmel der Argonnen, U-Boot-Kreuzer vor Amerika und Lastwagen des kaiserlichen Heeres vor Amiens – sie alle wiesen eine Gemeinsamkeit auf: Sie waren auf Öl angewiesen.

Zwar blieb auf deutscher Seite die Eisenbahn bis zuletzt das entscheidende Transportmittel für Truppenbewegungen und Nachschub, trotzdem wurden Benzin und Dieselöl für die neuen technischen Kampfmittel immer lebenswichtiger.

Genau daran mangelte es dem Kaiserreich ab Sommer 1918 zunehmend. Nach (!) der Westoffensive fehlte Deutschland nicht weniger als ein Fünftel des Bedarfs, angeblich wegen der außerordentlichen Steigerung des Lkw-Verkehrs und der Vermehrung der Fliegerformationen.

Aber nicht nur in Deutschland, sondern auch in großen Teilen Frankreichs war die Mineralölversorgung kritisch. Ende 1917 wurde der französische Premierminister Georges Clemenceau von seinen Beratern gar davor gewarnt, dass die Ölversorgung des Landes im Frühjahr 1918 zusammenbrechen könnte.

General Foch forderte Ministerpräsident Clemenceau auf, einen dringenden Appell an US-Präsident Wilson zu senden. Darin hieß es:

> Ein Ausfall in der Ölversorgung wird unsere Armeen unmittelbar auflösen und uns einen für die Alliierten ungünstigen Frieden aufzwingen. Die Sicherheit der Alliierten steht infrage. Wenn die Alliierten den Krieg nicht verlieren wollen, dann dürfen sie Frankreich für den Fall einer deutschen Großoffensive nicht das Öl vorenthalten, das auf den Schlachtfeldern von morgen so unentbehrlich wie das Blut ist.

Präsident Wilson kam dieser Bitte gern nach und schickte neu gebaute Öltanker über den Atlantik nach Frankreich und England.

Entscheidenden Anteil an der Überwindung der alliierten Ölkrise hatten Rockefellers Ölkonzern Standard Oil of New Jersey sowie die Royal Dutch Shell und die Anglo-Persian Oil Company.

Das vom alliierten Boykott und der Seeblockade getroffene Deutsche Reich konnte nichts Derartiges erhoffen. Bis Ende 1917 hing die Rohölversorgung Deutschlands neben eigenen Vorkommen im Elsass (Pechelbronn) und nördlich von Hannover (Wietzen) vor allem von den Fördergebieten in Galizien ab. Allein die galizischen Ölreviere lieferten während des Krieges fast drei Fünftel des gesamten Ölverbrauchs für Deutschland und seine Verbündeten.

Als unverhoffter Glücksfall für die deutsche Kriegführung sollte sich der Kriegseintritt Rumäniens an der Seite der Entente am 27. August 1916 erweisen. Das ölreiche Land erlitt eine völlige Niederlage und wurde bis zum Frühjahr 1917 von den Truppen der Mittelmächte besetzt.

Nachdem sich eine rumänische Niederlage abgezeichnet hatte, verlangten die der rumänischen Armee beigegebenen Offiziere der Westmächte, darunter vor allem der englische Militärattaché Oberst Thompson, die restlose Vernichtung aller Anlagen und Ölvorräte der Rumänen.

Die rumänische Regierung sträubte sich gegen diesen erschreckenden Vorschlag fast bis zum letzten Augenblick, bevor man, endgültig »überredet«, zustimmte.

Ab 20. November 1916 bekamen die Alliierten dann unbeschränkte Vollmachten im Erdölgebiet. Thompson nutzte dies aus, um englische Ingenieure herbeizurufen, die er zu »zeitweiligen Offizieren« der britischen Armee ernannte. Es wurde versucht, die gesamten rumänischen Ölfelder möglichst langdauernd stillzulegen. Bohrtürme wurden niedergebrannt, Material unbrauchbar gemacht und die Bohrlöcher »vernagelt«.



Abb. 18 Brennende rumänische Öltanks: Beim Rückzug hatten die Engländer alles vernichtet und brachten Deutschland und seine Verbündeten um 4 Millionen Tonnen Erdöl.

Die vorbeugende Zerstörung und Verplombung der rumänischen Erdölfelder war bis dahin in der modernen Geschichte ohne Beispiel. Erstmals wurden Produktionseinrichtungen eines Verbündeten systematisch unbrauchbar gemacht, um die Wirtschaft des Gegners zu schwächen. Die Folge war nach dem Krieg eine wüste Reihe von Prozessen um Entschädigungen für die zerstörten Anlagen, die sich noch bis 1928 hinzogen.

Nach der Übernahme der rumänischen Erdölgebiete setzte die deutsche Militärverwaltung in Rumänien alles daran, die schlimmen Schäden an den Anlagen der Ölfirmen Steaua Română, Concordia und Royal Dutch Shell zu beheben.

Durch eine Kraftanstrengung ohnegleichen konnte man im April 1917 bereits die Erdölförderung wiederaufnehmen. Bis Ende des Jahres war etwa die Hälfte der Vorkriegsförderung erreicht – eine angesichts der Schwere

der Zerstörungen erstaunliche Leistung, die aber auch zeigte, dass eine dauerhafte Lähmung großer Erdölfelder kaum möglich ist.

Dennoch erwies sich Major Thompsons Aktion für die deutsche Kriegführung als besonders folgenschwer: Die Vernichtung von Vorräten und die Förderausfälle brachten Deutschland und seine Verbündeten um 4 Millionen Tonnen Erdöl.

Bedenkt man, dass Deutschland und seine Verbündeten während des gesamten Krieges insgesamt nur 6,5 Millionen Tonnen Öl zur Verfügung standen, so wird deutlich, wie erfolgreich Major Thompson war.

Wenigstens gelang es den Deutschen in einer Gewaltanstrengung, bis Kriegsende 1,15 Millionen Tonnen Öl aus Rumänien abzufahren.

Obwohl Rumänien mit Deutschland seit dem 7. Mai 1918 einen vorläufigen Friedensvertrag in Bukarest abgeschlossen hatte, kam das rumänische Öl nur stockend bei den Fronttruppen an. Dies scheint umso erstaunlicher, als die Transportwege sowohl aus Galizien als auch aus Rumänien völlig ungestört von Bombenangriffen blieben und auch die Öltanker auf der Donauroute nicht unter Minen litten. Fand hier bereits Sabotage auf hoher Ebene statt?

Mit dem Bau der Berlin-Bagdad-Bahn hatte sich Deutschland ab 1912 Zugriff auf die neu entdeckten riesigen Ölvorkommen zwischen Mossul und Bagdad erworben. Geplant war, das mesopotamische Öl per Bahn nach Deutschland zu schaffen, um so eine mögliche englische Seeblockade zu umgehen.

Am 2. Juni 1914 war die Bahn bis Bagdad fertig, 26 Tage später erfolgte der Anschlag von Sarajevo; einen Monat danach brach der Erste Weltkrieg aus – nur Zufälle? Man kann durchaus behaupten, dass England, das seit 1900 die Verwirklichung des Bagdadbahnprojekts mit politischem Druck und diplomatischen Tricks zu verhindern oder zumindest zu verzögern versucht hatte, ab 1. August 1914 seine Politik mit anderen Mitteln fortsetzte.



Abb. 19 Großbritanniens Versuche, den Bau der Bagdadbahn zu behindern oder hinauszuzögern, wurden zum Gegenstand einer Karikatur: »Please, Mister Bethmann, mir ist mein Bein eingeschlafen.«

Die Pläne zur Gründung einer staatlichen Ölgesellschaft zur Erschließung und Nutzung dieser Ölquellen durch das Kaiserreich wurden aber vor allem von der SPD-Opposition bis zum Kriegsausbruch verschleppt. Hatte englisches Geld an die deutsche Opposition hier mitgeholfen? Der Verdacht ist nie geklärt worden.

Unglaublicherweise verpfändete das bankrotte England die mesopotamischen Ölquellen des Osmanischen Reiches im Rahmen

geheimer Kreditabkommen schon vor Kriegsausbruch an potente Geldgeber, obwohl sie noch gar nicht in seinem Besitz waren!

Während des Krieges bohrten deutsche Ölfördertrupps in Mesopotamien bereits erfolgreich nach Öl. Das »Brennstoffkommando Arabia« erschloss das Ölfeld Qayyarah südlich von Mossul, und als anglo-amerikanische Ölfirmen das Gebiet in den 1930er-Jahren zu nutzen begannen, fand man dort die beiden alten deutschen Kriegs-Sonden Nr. 1 und 2 sowie vier weitere Kräne für Tiefenbohrungen vor. Das vor Ort geförderte Öl diente deutschen Einheiten im Irak und in Palästina. Selbst eine kleine Raffinerie hatten die Deutschen gebaut. Eine Pipeline ans Mittelmeer war geplant! Tatsache ist, dass die deutsche Großoffensive vor Amiens Ende März 1918 auch aus Mangel an Treibstoff für die zahlreichen Lastkraftwagen, die den Nachschub und Vormarsch zu gewährleisten hatten, im entscheidenden Moment stecken blieb.

Auch die Artillerie Bruchmüllers fiel gleichzeitig mangels mechanischer Transportmittel aus. Nur mühsam wurde per Pferdezug oder mithilfe von Kriegsgefangenen das Notwendigste herangeschafft; dies erfolgte jedoch viel zu langsam.

Während sich die deutschen Truppen zu Fuß, von mehrtägigen Kämpfen völlig erschöpft und grippekrank durch die aufgerissene, 15 Kilometer breite Frontlücke bei Amiens vorquälten, konnten die Engländer mit ihren allerletzten, durch Lastkraftwagen in Windeseile herangekarrten Reserven die während des Krieges wohl einmalige Frontlücke an der Westfront schneller schließen, als die Deutschen zu Fuß anmarschieren konnten.

Die bereitstehenden deutschen Lkw-Kolonnen hätten den Unterschied bedeutet – wenn Benzin in ihren Tanks gewesen wäre.

Zur Mangelbehebung wurde im Kriegsverlauf alles unternommen, um die Mineralölversorgung der deutschen Kriegsmaschinerie zu sichern. Dabei griff man bereits auf zukunftsträchtige Technologien zu.

So bereitete man auch schwefelhaltige Braunkohle mit hohem Bitumengehalt zu Braunkohlenteer. Mit aufwendigen Teerverarbeitungsverfahren konnten Schmieröle, Heizöle und Dieselkraftstoff gewonnen werden.

So wurden 1918 fast 500000 Tonnen Teeröl über die Braunkohlenverschwelung gewonnen. Sie gingen vornehmlich für den Dieselantrieb an die U-Boot-Flotte, deren Bedarf damit gedeckt werden konnte.

Seit 1917 stand auch die Nutzung von Ölschiefervorkommen in Württemberg zur Diskussion. Dort gab es über eine Fläche von 110 Quadratkilometern einen durchschnittlich 8 Meter mächtigen Ölschiefer. 1944/45 sollte das Projekt im Dritten Reich erneut in Angriff genommen werden.

Als Alternative zum Erdöl hatte der Heidelberger Professor Friedrich Bergius bereits 1913 sein Kohleverflüssigungsverfahren entwickelt. Im Zeitraum 1914–1918 kam sein Hydrierverfahren nicht mehr zum Einsatz. Hier lag eine ungenutzte Möglichkeit vor, das Problem der Abhängigkeit von auswärtigen Quellen in den Griff zu bekommen. Von 1939 bis 1945 sollte die Kohleverflüssigung später eine Schlüsselrolle bei der deutschen Kriegführung spielen.

Deutsche, Türken und Alliierte versuchten Ende des Ersten Weltkrieges dann wettlaufartig Nutzen aus den reichen russischen Erdölvorkommen von Baku am Kaspischen Meer zu ziehen.

Ein früherer Vorstoß von Engländern und Franzosen über die Dardanellen ging bei Gallipoli fürchterlich schief. Er sollte die Versorgung der anglofranzösischen Kriegsanstrengungen mit russischem Öl aus Baku sicherstellen. Churchill, seinerzeit Erster Lord der Admiralität, hatte folgende Strategie aufgestellt: Wenn die britische Flotte die Meerenge zwischen Dardanellen und Bosporus durchstieße, würde sie den Sultan zur Kapitulation, Athen an die Seite Englands und Zar Nikolaus zur Waffenhilfe zwingen.

Alle Anlandungsversuche ab 25. April 1915 schlugen fehlen und forderten weit über 150000 Tote aufseiten der Alliierten, sodass diese sich in der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember weitgehend auf ihre Schiffe zurückzogen. Die Verlustzahlen lassen sich mit denen an der Somme und bei Ypern vergleichen. Der deutsche General Liman von Sanders, Befehlshaber der 5. türkischen Armee und Leiter der Deutschen Militärmission, meinte rückblickend:

> Wäre die alliierte Operation geglückt und die Gallipoli-Halbinsel verloren gegangen, hätte das den alliierten Durchbruch ins Schwarze Meer und die sichere Verbindung zwischen den Westmächten und Russland bedeutet. Damit wäre die Türkei von der Seite Deutschlands abgesprungen.

In Absprache mit der russischen Regierung standen im September 1918 19000 Mann deutscher Spezialtruppen unter dem Namen »Lehrkommando Kaukasus« unter General Friedrich Kreß von Kressenstein in Tiflis und Sewastopol bereit.

Neben Kavallerie, Panzerkraftwagen, zwei Fliegerabteilungen und einem zerlegten U-Boot verfügte der durch seine kühnen Vorstöße gegen den Sueskanal bekannte General Kreß von Kressenstein auch über ein Sturmbataillon.

Bis Mitte Oktober 1918 sollte sein »Lehrkommando Kaukasus« das erdölreiche Baku besetzen und gegen plündernde Türken sowie gierige englische Erdölfirmen schützen.

Kesselwagen mit Baku-Öl gingen aber nie nach Deutschland ab, da das schon weitgehend vorbereitete Unternehmen im Oktober 1918 unter dem Druck der Ereignisse auf dem Balkan abgebrochen wurde und man die Truppen der »Lehrkommision Kaukasus« zurückrief. Sie kamen aber zu spät an, um das schwankende Bulgarien vor dem Zusammenbruch zu retten. General Kreß von Kressenstein blieb mit einem Teil seiner Truppen bis Dezember 1918 in Georgien.

In den letzten Monaten des Ersten Weltkriegs stellte sich auf deutscher Seite bei Heer und Luftwaffe dann eine Knappheit an Benzin ein, die nicht richtig erklärt werden kann. Die Produktion in Galizien sowie aus dem Reich lief ungestört, die aus Rumänien nahm laufend zu. Alle Transportwege waren frei von Bombenangriffen.

Die zu verbrauchenden Treibstoffmengen sanken ab September 1918 von 8400 auf 7000 Tonnen, weil der Marine angeblich größere Mengen für den U-Boot-Krieg abgezweigt werden mussten. In Wirklichkeit verfügte die Marine für ihre Dieselmotoren über eigene unabhängige Quellen.

Schon ab Mitte August 1918 wurde Benzin dennoch rationiert. Ende August beschränkte man die Hauptflugzeit auf 1 Stunde täglich.

Von sechs Jagdstaffeln pro Armee wurden nur noch zwei eingesetzt, während zwei in Ruhe und zwei in Bereitschaft lagen. Dies erleichterte den alliierten Fliegern das Leben ungemein.

Nach dem Zusammenbruch Bulgariens rechnete der deutsche Generalstab Ende September 1918 mit dem erneuten Abfall Rumäniens.

Wenn man General Ludendorff glaubt, war die so drohende Unterbrechung der Ölzufuhr aus Rumänien mit ein Grund für die deutsche Heeresleitung, vom Kaiser und von der Regierung den Waffenstillstand zu verlangen.

Ohne zusätzliches rumänisches Erdöl rechnete Deutschland damit, den Krieg noch 1–2 Monate fortsetzen zu können: Nur die U-Boote hätten 8 Monate ohne Einschränkung weiter operieren können.

Hier war Ludendorff entweder falsch informiert oder übernervös: Selbst als Rumänien unter dem Eindruck der Ereignisse im November 1918 Deutschland den Krieg erklärte, befand sich das rumänische Erdölgebiet fest in deutscher Hand.

Erst als die Alliierten als Vorbedingung zur Waffenruhe den Abzug der deutschen Armeen aus allen besetzten Gebieten zur Vorbedingung machten, mussten sich Wien und Berlin zum Rückzug ihrer Divisionen aus dem Ostraum bereit erklären.

Dies fiel besonders den in Rumänien stationierten deutschen Einheiten schwer, da sie sich als Sieger betrachteten. General August von Mackensen sträubte sich zunächst dagegen, die, wie er meinte, »im ehrlichen Waffengang eroberten Gebiete« zu räumen.

Auch hatte die Oberste Heeresleitung, nachdem sich Ludendorff von seiner Nervendepression (siehe weiter unten) erholt hatte, befohlen, die Walachei wegen der Erdölversorgung möglichst lange zu halten.

Als jedoch Österreich-Ungarn, durch dessen Staatsgebiet die deutschen Öltanker schwimmen mussten, mit der Entente am 3. November ein Waffenstillstandsabkommen abschloss, war die Situation für die in Rumänien stationierten deutschen Truppen und Erdölspezialisten untragbar geworden, zumal die Deutschen aufgrund der Waffenstillstandsbedingungen

auch das Gebiet der Habsburger Monarchie innerhalb von 14 Tagen zu verlassen hatten.

Es drohten Abschnürung und Einkesselung durch die ehemals eigenen Verbündeten, für die man 1914 in den Krieg gezogen war.

Erst am 4. November 1918 erklärte sich von Mackensen bereit, die Räumung zu vollziehen. Dazu forderte auch die am 6. November neu gebildete rumänische Regierung unter General Constantin Coandă ultimativ auf. Sie hatte den alten Waffenstillstands- und Friedensvertrag mit Österreich und Deutschland für ungültig erklärt und sah sich wieder im Krieg mit Deutschland. Es kam aber zu keinen Kampfhandlungen mehr. Erst wenn ein Gebiet von den Deutschen geräumt war, rückten 24 Stunden später rumänische Truppen nach.

Die allgemeine Räumung Rumäniens durch die deutsche Armee begann in der Nacht vom 10. zum 11. November 1918, als der Erste Weltkrieg zu Ende war.

Im Gegensatz zu den Mittelmächten zog bei der Entente alles an einem Strang. Am 23. November 1918 konnte Lord Curzon auf einem Siegesbankett der Interallied Petroleum Conference erklären: »Die Verbündeten wurden auf einer Welle von Öl zum Sieg getragen.«

KAPITEL 3

Entschieden die USA wirklich den Ersten Weltkrieg?



Abb. 20 Gemischte Gruppen englischer und französischer Soldaten begaben sich noch im Juni 1918 bei der Aisne-Offensive in großer Zahl in deutsche Kriegsgefangenschaft. Die Erleichterung, den Krieg so heil überstanden zu haben, scheint dabei vielen ins Gesicht geschrieben.

Bis heute wird diese These von alliierter, aber auch von deutscher Seite mit großer Vehemenz vertreten – war sie doch auch für die Deutschen aller

politischen Lager eine bequeme Sache, um das Scheitern aller Kriegsanstrengungen zu erklären.

Weltkrieg auf Amerikanisch: Risikolose Profiteure?

»Der Krieg ist eine enorme Chance für Amerika«, schrieb der Banker J. P. Morgan jr. bereits im September 1914 an den mit seiner finanziellen Unterstützung ins Amt gewählten US-Präsidenten Woodrow Wilson.

Von Anfang an taten die Eliten der USA dann auch alles im Rahmen des Möglichen, um die Sache der Alliierten zu unterstützen – obwohl man sich nach außen den Anschein strikter Neutralität gab. Hierzu nannte man zuerst die Kriegskredite an England und Frankreich betrügerisch, ließ sie aber andererseits völlig ungestraft als »Lieferantenkredite« privater US-Firmen durchgehen.

Hatten die USA zu Kriegsbeginn einen jährlichen Exportüberschuss von einer Milliarde US-Dollar, so lag dieser 1916 bereits bei 1,6 Milliarden – allerdings pro Woche. Zu der Zeit lieferten die USA bereits 40 Prozent der benötigten Waffen an Russland, England und Frankreich.

Die schöne Zeit des sorglosen Profitierens am Gemetzel anderer in fernen Ländern ging aber im Winter 1917/18 schlagartig zu Ende, als die junge Sowjetunion einen Separatfrieden mit den Mittelmächten schloss. Der Separatfrieden mit Russland beendete den Zweifrontenkrieg und machte einen deutschen Sieg an der Westfront durchaus möglich.

Nach Erkenntnissen aus jüngst freigegebenen US-Akten versuchten die in finanzielle Bedrängnis geratenen Amerikaner vorsorglich eine verwegene Aktion. Dies erklärte der ehemalige sowjetische Botschafter in Bonn, Walentin Falin, auf einer Konferenz des Sinowjew-Zentrums in Moskau (*Sputnik Deutschland* vom 5. November 2017). Dem deutschen Kaiser, so Falin, sei mitten im Kriege ein Angebot des amerikanischen Präsidenten Wilson unterbreitet worden. Hierzu war Colonel House, Wilsons »Graue Eminenz«, Ende 1916 nach Berlin gereist und riet Kaiser Wilhelm Folgendes: Deutschland habe freie Hand zwecks der Vernichtung Russlands. Es müsse allerdings den Kampf gegen die Entente-Staaten einstellen. Zu jener Zeit sah alles nach einem Sieg der Mittelmächte gegen

Frankreich und Großbritannien aus. Das Entscheidende: Wilhelm II., so Falin, lehnte das Angebot ab.

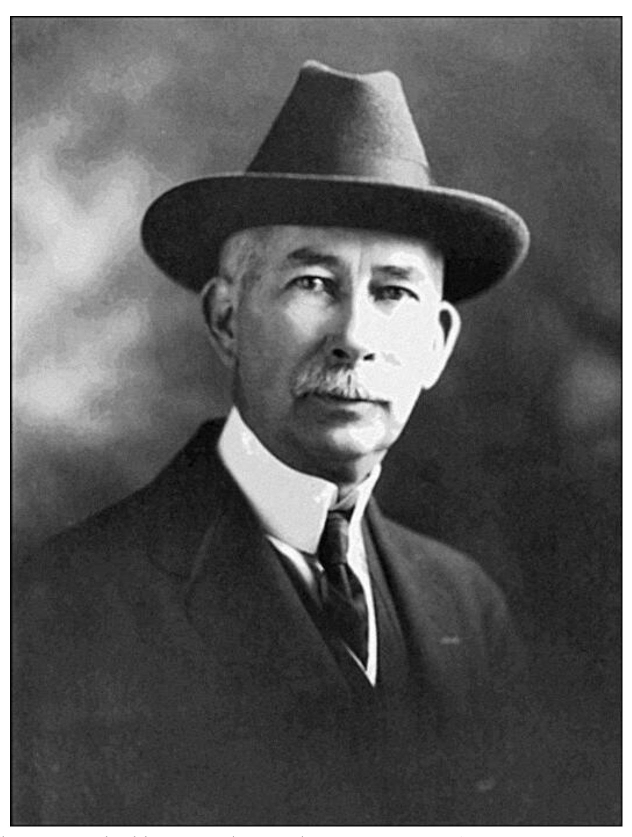


Abb. 21 Edward Mandell »Colonel« House (1858–1936), Wilsons Graue Eminenz. Seine 1915 gestartete Reisediplomatie, um zwischen den europäischen Hauptstädten einen Verständigungsfrieden zu vermitteln, erfolgte nur zum Schein. Das Grey-House-Memorandum vom 22. Februar 1916 offenbarte die wahren Absichten der USA. Der britische Außenminister Edward Grey wollte ohnehin auf gar keinen Fall mit dem Feind verhandeln, sich auch nicht »auf amerikanische Spiegelfechtereien über angebliche Friedensbedingungen einlassen«.

Um die eigene Pleite durch den Verlust der astronomischen Kriegskredite an die Alliierten zu verhindern, galt es nun für J. P. Morgan jr., das amerikanische Volk mit allen Mitteln zum Krieg aufzuhetzen.

Unbestritten ist, dass die USA auch im Falle eines Verständigungsfriedens ärmer als 1914 dagestanden hätten. Dies galt es zu vermeiden.

Da kamen der uneingeschränkte U-Boot-Krieg im Februar 1917 und das merkwürdige Telegramm des deutschen Staatssekretärs Arthur Zimmermann als Alibis wie gerufen, um für klare Verhältnisse zu sorgen. Am 16. Januar 1917 hatte Zimmermann den deutschen Gesandten in Mexiko, Heinrich von Eckardt, in einer chiffrierten Depesche angewiesen, der dortigen Regierung für den Fall, dass es tatsächlich zu deutsch-amerikanischen Feindseligkeiten käme, ein Bündnis anzubieten. Der britische Marinenachrichtendienst fing jedoch das Telegramm ab. Dieses diplomatische Narrenstück war für die US-Propaganda ein willkommenes Geschenk.



Abb. 22 Arthur Zimmermann (1864–1940). In den Jahren 1916 und 1917 leitete er als Staatssekretär das Auswärtige Amt. Man mag sich fragen, was in den erfahrenen Diplomaten gefahren war: Der Inhalt seiner Depesche vom 19. Januar 1917 an den deutschen Gesandten in Mexiko war fahrlässig, die Übermittlung dilettantisch. Sein Telegramm war schlichtweg eine Einladung zum gemeinsamen Krieg gegen die USA. Bemerkenswert ist außerdem, dass aus immer noch unerklärlichen Gründen Zimmermann in der Folge öffentlich die Authentizität des Dokuments bestätigte.

Die USA hätten aber, wie wir heute wissen, auch ohne diese Anlässe binnen kurzer Zeit direkt in den Krieg eingegriffen.

Walter Hines Page, der amerikanische Botschafter in England, telegrafierte am 5. März 1917 an Präsident Wilson:

> Der Druck der herannahenden Finanzkrise übersteigt nunmehr die Leistungsfähigkeit des Einsatzes des Hauses Morgan für die britische und die französische Regierung. [...] Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der einzige Weg, um unsere hervorragende Handelslage

> aufrechtzuerhalten und eine Panik zu vermeiden, die Kriegserklärung an Deutschland darstellt.

Die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten erfolgte kurz danach, am 5. April 1917.

Das Risiko schien den US-Eliten überschaubar: Landkarten schreiben Geschichte. Der geografische Blick auf die Vereinigten Staaten ist einzigartig: links und rechts Ozeane, oben Kanada, unten mexikanische Wüste. Die sichere Lage entpuppte sich in Zeiten wachsender geopolitischer Risiken wie immer als Vorteil für die USA.

So war es auch 1917. Dennoch war der Kriegseintritt der USA in Amerika sehr unbeliebt. Unmittelbar davor waren 90 Prozent der Befragten gegen einen Kriegseintritt. Trotz ständiger Beteuerungen, dieser Krieg sei ein Kampf, »um alle Kriege zu beenden« und »die Welt sicher für die Demokratie« zu machen, waren in den USA kaum Menschen bereit, sich zu verpflichten. So fanden sich in den ersten 6 Wochen nach der Kriegserklärung der USA nur 73000 Freiwillige in den Musterungsbüros ein.

Daraufhin sah sich der Kongress gezwungen, die Wehrpflicht einzuführen. Nun hatte man keine Probleme mehr, um frisches Futter für »Gevatter Tod« an der Westfront bereitzustellen.

Tatsächlich war der gigantische Menscheneinsatz der USA auf den europäischen Schlachtfeldern ein verzweifeltes Manöver.

Der Vorsitzende des Schifffahrtsausschusses der Handelskammer der Vereinigten Staaten, Edward Filene, schrieb am 18. Mai 1918 in der *New York World*:

> Auf Verlangen der Bundesgenossen senden wir jetzt Mannschaften in unvernünftigen Mengen nach Frankreich. Wir senden sie, ohne genügenden Schiffsraum für ihren Nachschub zu haben. Buchstäblich setzen wir das Leben unserer Jungs aufs Spiel in der Annahme, dass Amerika den notwendigen Schiffsraum bereitstellen könne.

Wie groß muss die Besorgnis dieses Fachmanns gewesen sein, wenn er sich in kritischer Stunde mit einem solchen Bekenntnis an die Öffentlichkeit

wagte!?

Betrachten wir deshalb, wie entscheidend sich der militärische Beitrag der Amerikaner auf das Kriegsgeschehen auswirkte.

Legendenbildung bis heute: War Deutschlands Kampf mit der Kriegserklärung der Amerikaner bereits verloren?

Am 6. April 1917 erklärten die USA dem Kaiserreich den Krieg. 3 Jahre schon hatten die Schlachten des Ersten Weltkrieges gewährt. Plötzlich entschlossen sich die bis dahin formell neutralen USA dazu, in das Kriegsgeschehen einzugreifen.

Seit Jahrzehnten wird beharrlich von der US-zentrierten Geschichtsschreibung behauptet, die Amerikaner hätten den Ersten Weltkrieg gewonnen. Tatsächlich erzählten deutsche Kriegsveteranen noch Jahre später, wie frische, gut genährte und sauber gekleidete US-Truppen in größter Zahl ihnen den Eindruck vermittelten, dass der Krieg gegen die Entente nun nicht mehr gewonnen werden könne.

Binnen weniger Monate war es den Amerikanern gelungen, bis Kriegsende noch über 2 Millionen Soldaten in Europa einzusetzen. Zweifellos war die außerordentliche Steigerung der US-Truppen seit Mai 1918 in den ersten Monaten eine Überraschung für die deutsche Seite, doch schon ab Juli gelang es den Deutschen, ihre zu erwartende Gesamtstärke richtig einzuschätzen.

Die ersten Einsätze fanden ab Oktober 1917 statt. Einen Monat später gab es die ersten drei US-Gefallenen, die Opfer eines nächtlichen deutschen Kommandounternehmens wurden.

Im Juni 1918 war es in einem kleinen Wald nordöstlich des Marne-Städtchens Château-Thierry zum ersten größeren Einsatz der Zweiten und Dritten Division des U. S. Marine Corps gekommen, von dem ganz Amerika später meinte, dies hätte den Krieg entschieden.

In einem Gefecht etwa 60 Kilometer vor Paris gelang es den Amerikanern, bei 50 Prozent Eigenverlusten die deutsche Offensive zu beenden, nachdem französische Soldaten dort bereits aufgegeben hatten und teilweise ohne Waffen abmarschiert waren.

Nach französischen Angaben wirkte der Anblick der anmarschierenden, gut genährten, vor Kraft strahlenden Amerikaner in ihren tadellosen

Uniformen Wunder, und »ein unsagbares Vertrauen ergriff die französischen Herzen«. Diese moralische Wirkung rettete so die wankende Marne-Front und Paris.

Bis Kriegsende erlitten die amerikanischen Landungsstreitkräfte aber im Vergleich zu Engländern und Franzosen überdurchschnittlich hohe Verluste. Dies lag vor allem daran, dass ihr Oberbefehlshaber, General Pershing, immer noch an konservative Frontalangriffe glaubte, die aus 4 Jahren Kriegserfahrung herausgebildeten französischen und englischen Trainingsmethoden als übervorsichtig abtat und darauf bestand, große und schwerfällige Divisionen beizubehalten.

Die Operationen der Amerikanischen Expeditionsstreitkräfte gegen die »Hindenburglinie« im September/Oktober 1918 waren dann auch taktisch rückständig und verschwenderisch. Erst in der letzten Oktoberwoche wurden die deutschen Verteidigungsstellungen nach einer Reihe von Frontalangriffen durchdrungen, die ungefähr 100000 US-Opfer forderten. Die militärtechnischen Eigenentwicklungen der Amerikaner, wie der kleine Ford-Tank oder die ersten Flugzeugkonstruktionen, enttäuschten.

Nach Niall Ferguson bestand die wichtigste Leistung der amerikanischen Expeditionsstreitkräfte darin, »in Frankreich aufzutauchen«.

Sie waren eher nützlich, wenn es darum ging, britischen und französischen Truppen Erleichterung in ruhigen Frontabschnitten zu verschaffen und den Deutschen die scheinbar unerschöpflichen Menschenreserven deutlich zu machen, die den Alliierten zur Verfügung standen. Gerade letzterer Punkt gelang weit über Erwartung, während die rein militärischen Auswirkungen bescheiden waren.

Nicht kommuniziert wird von den Leuten, die heute immer noch behaupten, dass die Amerikaner den Krieg für die Alliierten allein gewonnen hätten, dass das US-Engagement in Frankreich binnen kurzer Zeit zu einer Nachschubkatastrophe ohnegleichen geführt hätte, wenn der Krieg nicht am 11. November 1918 rechtzeitig zu Ende gegangen wäre.

Schon im Oktober wurde das US-Heer durch Nachschubprobleme erheblich behindert. Amerikanische Soldaten plünderten eigene Nachschubkonvois, andere verhungerten!

Im Kampf um die viel zu wenigen offenen Eisenbahnstrecken kam es zwischen französischen Eisenbahnangestellten und hemdsärmeligem US-Transportpersonal zu massiven Streitereien bis hin zum Waffengebrauch. Die mitgebrachten US-Loks erwiesen sich als zu schwer für die schlechten französischen Schienenwege.

Auch um die Moral der US-Soldaten war es immer schlechter bestellt: Während sie anfänglich den Krieg als »fröhliches Picknick« angesehen hatten, verschwand der Hurrapatriotismus schnell während der Maas-Argonnen-Offensive (ab 26. September 1918) gegen deutsche Maschinengewehrgürtel, elastische Verteidigung und 6 Meilen tiefe Artilleriestellungen. Das Vesle-Tal wurde bei ihnen nur noch »Tal des Todes« genannt.

US-General Hunter Liggett schätzte, dass sich Mitte Oktober 1918 100000 Deserteure der US-Armee in den Wäldern herumtrieben. Er schickte Patrouillen aus, um wenigstens einige wieder einzufangen.

Hinzu kam die Angst vor Rassenunruhen. Tatsächlich war ein schwarzes Regiment der 92nd Division schon am zweiten Tag der Maas-Argonnen-Offensive zusammengebrochen und davongelaufen. Besonders verhasst waren bei weißen und schwarzen Truppen der USA die Offiziere. Man gab ihrer schlechten Führung die Schuld an vielen unnötigen Verlusten (*bad officering*).

Die zunehmende Dringlichkeit, mit der US-Truppen in den Kampf geworfen werden mussten, zeigt sich daran, dass die über den Atlantik geschipperten jungen Männer ab Sommer 1918 nicht mehr monatelang in französischen Lagern ihre Ausbildung vollenden konnten, sondern schon einen Monat nach ihrem Eintreffen kaum ausgebildet auf die Schlachtfelder geschickt wurden, wo sie von den Deutschen als »tapfer, aber ungeübt« beurteilt wurden.

Die meisten US-Soldaten waren bei Kriegsende kriegsmüde und wollten nur noch nach Hause. Nur wenige Monate Krieg hatten ausgereicht: Die Amerikaner waren genauso moralisch erschöpft wie Deutsche, Engländer und Franzosen. Unter ihnen entstand eine unbändige Sehnsucht nach Abrechnung mit den Kriegstreibern daheim.

Trotz ihrer nur wenige Monate dauernden Kämpfe blieben etwa 126000 US-Soldaten auf den Schlachtfeldern Europas. Über 234000 wurden verwundet.

Dafür gab es in den Vereinigten Staaten allein 1917 über 18000 neue Millionäre durch Kriegsgewinne. Das Vermögen eines damaligen Millionärs entsprach etwa dem eines Milliardärs im 21. Jahrhundert. *The Great War was a good business!*

Unstrittig waren die USA auf finanziellem Gebiet entscheidend. Ohne die hohen Kredite des Bankhauses J. P. Morgan und die Anleihen anderer reicher Amerikaner hätten die Engländer spätestens 1916 den Krieg einstellen müssen oder wären schon bei der Mobilmachung im Sommer 1914 auf ernste Geldprobleme gestoßen. Millionen Männer könnten sonst noch am Leben geblieben sein.

Der entscheidende Verlust der »Landbrücke« durch Bulgarien: Beeinflusste US-Gold das Kriegsende?

Für den endgültigen Nervenzusammenbruch General Ludendorffs war schließlich die bulgarische Kapitulation am 29. September 1918 entscheidend.

Bis dahin hatte das bulgarische Heer mit relativ geringer deutscher Unterstützung die Mazedonien-Front erfolgreich gehalten. Alle Angriffe der aus Franzosen, Italienern, Serben und Griechen bestehenden Armeen waren wiederholt unter fürchterlichen Verlusten an bulgarischen MG-Stellungen auf den Gipfeln des Vardar-Gebirges liegen geblieben. In den Schluchten lagen die nicht bestatteten Gerippe englischer Soldaten.

Anfang September 1918 war nach Berlin die Kunde gedrungen, dass in Bulgarien eine große Kriegsmüdigkeit bestehe und man eine allmähliche Zersetzung des bulgarischen Heeres befürchte.

Vorausgegangen war ein zwischen Deutschland und Rumänien geschlossener Friede. General Ludendorff hatte den Deutschen ein Wirtschaftsgebiet am Schwarzen Meer sichern wollen und so Bulgarien nicht die ganze, sondern nur die halbe Dobrudscha als Kriegsbeute zugestanden. Über diese Streitigkeiten stürzte Ministerpräsident Wassil Radoslawow, und der amerikafreundliche Aleksandar Malinow übernahm dessen Geschäfte in Sofia.

Da Amerika nicht mit Bulgarien im Krieg stand, tat der diplomatische Vertreter der USA sein Möglichstes und streute Dollars und Gold unter die entscheidenden Leute in Politik und Militär.

Alliierte Flugblätter drohten eine gnadenlose Eroberung an, falls Bulgarien nicht sofort kapituliere. Als dann am 15. September die alliierte Offensive begann, streikten bereits zwei bulgarische Regimenter. Die anderen blieben zunächst in ihren jahrelang uneinnehmbaren Stellungen, wollten aber nicht zurückschießen. Danach verschwanden sie.

Deutsche Offiziere, die mit gezückten Pistolen die Auflösung stoppen wollten, hatten keine Chance. Sie telegrafierten um Verstärkung.

Tatsächlich befanden sich die nächsten Deutschen in ausreichender Zahl am Schwarzen Meer, brauchten aber 2 Wochen. Die deutschen Entsatztruppen stiegen in Varna auf die Schiffe.

Jetzt kam es darauf an, ob die Bulgaren früher ausstiegen, als die Deutschen ankommen würden.

Wo tapfere bulgarische Soldaten ihre Stellung hielten, erzielten sie die bisherigen Ergebnisse. So kehrte von der PiP-Anhöhe nur jeder dritte englische Soldat zurück. Auch die griechische Kreta-Division wurde durch in Brand geschossene Wiesen verjagt.

An anderen Stellen ließen aber die Bulgaren die Alliierten absichtlich durch. Der Oberbefehlshaber der 2. Division, Russew, verriet seine Leute und floh. Die flüchtigen bulgarischen Soldaten verwandelten sich in Marodeure und legten im noch besetzten Mazedonien Feuer, wo sie nur konnten.

Als die ersten Deutschen unerwartet rasch aus Sewastopol in Bulgarien eintrafen, war es zu spät. Die bulgarische Armee bestand nicht mehr. Am 29. September 1918 mussten die Bulgaren in Thessaloniki die Räumung Mazedoniens und die Auslieferung aller Kriegswaffen zur Kapitulation unterschreiben.

In einer ungeheuren Kraftaufwendung ließen die Deutschen noch einmal Truppen an der bulgarischen Grenze aufmarschieren, um zu verhindern, dass auch noch die österreichisch-ungarischen Lande bedroht wurden. Dies alles wurde schlimmer gemacht, da General Ludendorff um die seit Jahren laufenden österreichischen Geheimverhandlungen mit den Alliierten wusste.

Es bleibt eine weitere grobe Fehlleistung der wie gelähmt wirkenden Obersten Heeresleitung im Sommer 1918, nicht auf die sich anbahnende Gefahr in Mazedonien reagiert zu haben.

Schon am 29. August 1918 war Wilhelm II. mit dem in Bad Nauheim zur Kur verweilenden Zar Ferdinand zusammengetroffen und musste von diesem voller Entsetzen hören, dass die Balkanfront zusammenbreche, es sei denn, dass schnelle Hilfe eintreffe. Aber das passierte zu spät.

Auch wenn diesmal keine Kampftruppen von der Westfront abgezogen werden konnten, gab es dennoch genug Soldaten im Schwarzmeerbereich.

Man holte sie erst, als die bulgarische Armee bereits auseinanderlief.

So ging mit Bulgarien die Landverbindung zum verbündeten Osmanischen Reich verloren, das nun ohne Nachschub aus Deutschland ebenfalls aus dem Krieg ausscheiden würde.

Amerikanisches Geld und Gold hatten so eine entscheidende Wirkung auf den Zusammenbruch der Mittelmächte.

KAPITEL 4

Ging ab Sommer 1918 alles mit rechten Dingen zu?

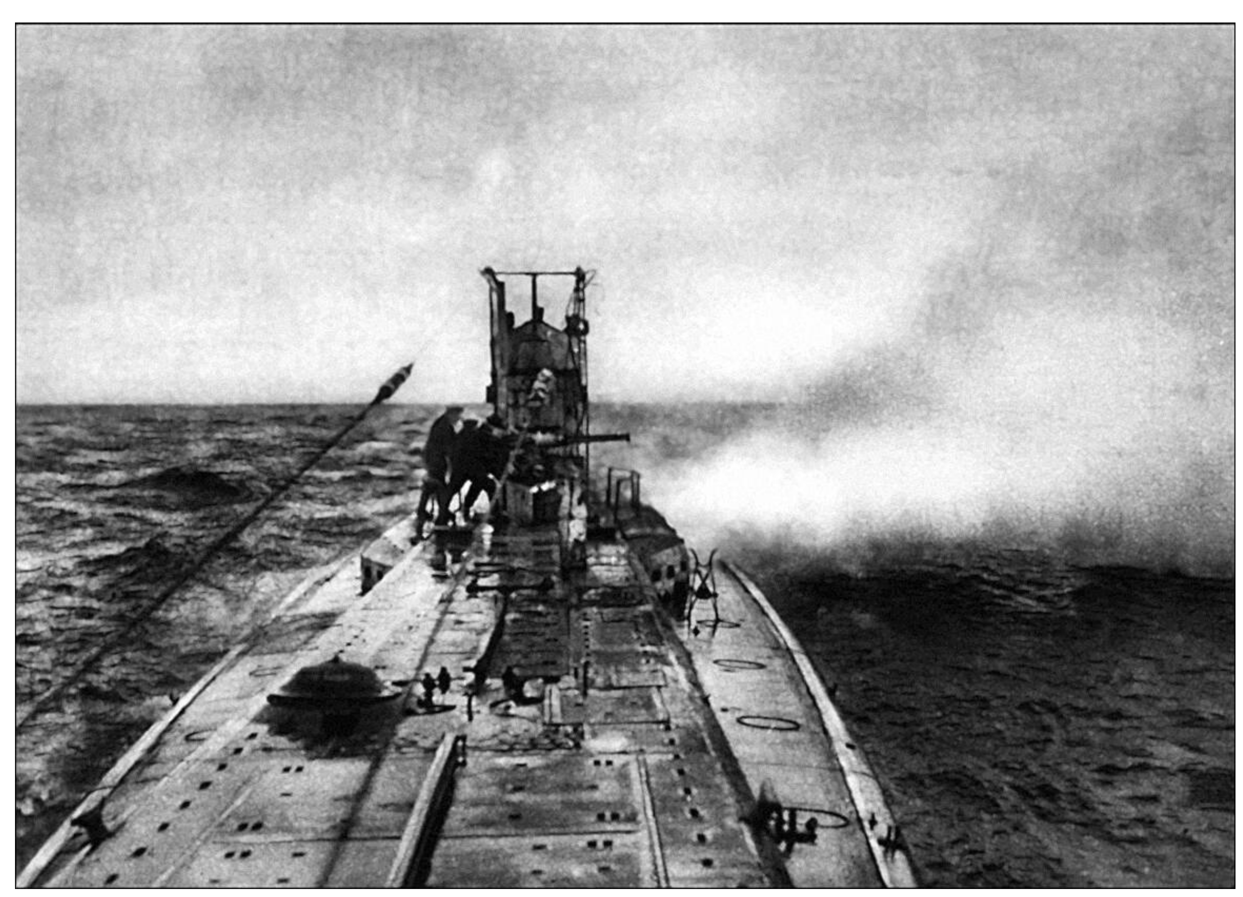


Abb. 23 Bereits seit 1915 war der Einsatz der U-Boot-Waffe umstritten, gerade in den deutschen Reihen. Alfred von Tirpitz zum Beispiel wollte den Befehl des Kaisers, nur noch militärische Ziele anzugreifen, nicht befolgen und drohte mit seinem Rücktritt. Das Bild zeigt ein im Atlantik patrouillierendes deutsches U-Boot.

Das rätselhafte Problem mit dem deutschen Nachschub

Ab Sommer 1918 kam es, wie an anderer Stelle erwähnt, zu zunehmenden Engpässen beim Materialnachschub für die Westfront.

Beim Transport von Waffen, Munition und Treibstoff sieht die Sache aus heutiger Sicht rätselhaft aus.

Die Transportwege waren 1918 nicht wie im Zweiten Weltkrieg von Fliegerangriffen unterbrochen. In den Jahren zuvor hatte es kaum Probleme gegeben, und die deutsche Eisenbahn war für ihre Zuverlässigkeit und Präzision bekannt. Auch streikte die Eisenbahn nicht.

Die Industrie in der Heimat war voll für den Kriegseinsatz mobilisiert; Bombenangriffe auf Fabriken gab es damals so gut wie nicht.

Es häuften sich aber Klagen über unerklärliche Verzögerungen bei Materialanlieferungen und sabotageartige Hindernisse, wie sie am Beispiel der Zeppelin-Dornier-Werke deutlich werden.

Verhängnisvoll für die deutschen Kriegsanstrengungen sollte der Mangel an Nahrungsmitteln für Mensch und Pferd werden. Dies wirkte sich militärisch auch unmittelbar aus. So wurde die französische Mangin-Offensive am 18. Juli bei Villers-Cotterêts auch nicht zuletzt deshalb ein so großer Erfolg, weil General Charles Mangin mitten in die unvorbereiteten deutschen Arbeitskolonnen stieß. Sie wurden überrascht, als sie gerade die mannshohen Roggenfelder und üppig nachgeschossenen Wiesen mit Sensen bearbeiteten, um im fruchtbaren Niemandsland an der scheinbar ruhigen Front dringend benötigte Nahrung für Mann und Pferd abzuernten. Die deutschen Arbeitskolonnen konnten so nur noch die Hände hochwerfen, als die französischen Tanks in Rudeln aus dem wogenden Korn auftauchten.

Auf einem anderen Blatt steht, dass die deutsche Führung durchaus eine rechtzeitige Vorwarnung vor dem Mangin-Angriff erhalten hatte, dies aber aus unbekanntem Grund nicht an die Front weitergab.

Waffen und Munition lagen in der Heimat in ausreichender Menge bereit – allein, sie kamen nicht mehr nach vorn. Dies kündigte sich bereits im

April 1918 an, als erste Munitionsknappheit verbreitet auftrat, und steigerte sich dann bis zum Waffenstillstand.

Im April 1918 musste dann der letzte deutsche Angriff gegen die Engländer mangels schwerer Artilleriemunition vorzeitig abgebrochen werden.

Besonders nach dem 8. August häuften sich »Engpässe« im Transportwesen. Im Oktober 1918 konnte so bei der Abwehr eines entscheidenden englischen Angriffs nur noch Gasmunition verschossen werden, weil die normalen Granaten völlig fehlten.

Während die neuen revolutionären Maschinenpistolen großenteils hinten in den Depots liegen blieben, mussten spezielle »Suchkompanien« die Schlachtfelder nach verlorenen Gewehren und alter Munition absuchen.

Die Nachschublager in der Heimat quollen von unbenutzten modernsten Flugzeugtypen über, und auch die neuen LK-II-Tanks kamen nie im Westen an.

Auffällig ist, dass die Marine, die über eine eigene Nachschuborganisation verfügte, nie über derartige Probleme berichtete.

Es ist nie genau geklärt worden, warum all diese unnötigen Engpässe bei intakten Verkehrsverbindungen derart gehäuft auftraten. Auch der Untersuchungsausschuss des Deutschen Reichstages, der in der Nachkriegszeit die Gründe für die deutsche Niederlage klären sollte und auf die Nachschubverzögerungen stieß, erhielt bei dieser Frage keine Antwort.

Woran es dem Heer bis zuletzt nicht fehlte, waren Maschinengewehre und die dazugehörige Munition.

Deutsche MG-Schützenteams brachten so, oft unter Selbstaufopferung, ihren Gegnern bis zum Waffenstillstand bittere Verluste bei. Für die Stabilisierung der Westfront reichte dies allein nicht, wenngleich sich besonders die Amerikaner in der Nachkriegszeit mit höchster Anerkennung über den Kampfgeist der meist blutjungen MG-Nachhuten äußerten.

Das deutsche luftgekühlte MG 08 wurde so zur Waffe, die in der Geschichte der Menschheit den höchsten Blutzoll forderte. Diesen makabren Rang hat sie bis heute inne.

Das angebliche Versagen der kaiserlichen U-Boot-Waffe

Deutsche U-Boote kreuzten 1917/18 auf dem Atlantik und versenkten Schiff um Schiff. Die Versenkungszahlen steigerten sich ins Ungeheure, doch das genügte nicht, um die Überführung des amerikanischen Heeres nach Europa auch nur merklich zu verhindern. Daher die Frage: Mussten die deutschen U-Boote die Amerikaner über den Atlantik kommen lassen?

Als die USA im Februar 1917 in den Krieg eintraten, bestand auf deutscher Seite das Versprechen der Admiralität, man werde ihre Soldaten gar nicht erst über den Atlantik kommen lassen. U-Boote würden die Transportschiffe längst vorher versenken!

Dies war die Zeit, als die U-Boot-Versenkungserfolge von Höhepunkt zu Höhepunkt kletterten und die Alliierten sich verzweifelt fragten, wo sie noch auf der Welt weitere Schiffe und Besatzungen auftreiben konnten. Noch im Juli 1917 hatte der Staatssekretär im Reichsmarineamt Eduard von Capelle daher die Gefahr, dass die USA irgendwelche Truppen nach Europa verlegen könnten, als »null« bezeichnet.

Es kam dann aber völlig anders.

Tatsächlich gelang es den Amerikanern, bei minimalen Eigenverlusten von nur drei Transportern auf der Hinfahrtsroute nach Frankreich bis Kriegsende 1,8 Millionen Mann an die Westfront zu schicken. Vier leere Transportschiffe wurden auf der Rückfahrt von deutschen U-Booten vernichtet.

Erst mithilfe der zahlreichen US-Begleitschiffe wurde für die Entente eine lückenlose Durchführung der Atlantik-Konvoisicherung möglich. Die eigenen Heimatgewässer vor der Ostküste der USA blieben leichtsinnigerweise so gut wie schutzlos – doch die deutschen U-Boote durften nicht kommen!

Interessanterweise griffen die Amerikaner bei ihren Truppentransporten zu einem großen Teil auf ehemalige schnelle deutsche Atlantik-Passagierdampfer zurück, die nach Kriegsausbruch 1914 in amerikanischen

Häfen festgemacht hatten und im April 1917 von den USA beschlagnahmt wurden.

Wie ist dieses offensichtliche Versagen zu erklären? Fast überall ist heute unbekannt, dass der verschärfte U-Boot-Krieg 1917 ein entscheidendes Seegebiet völlig ausklammerte – die amerikanische Ostküste.

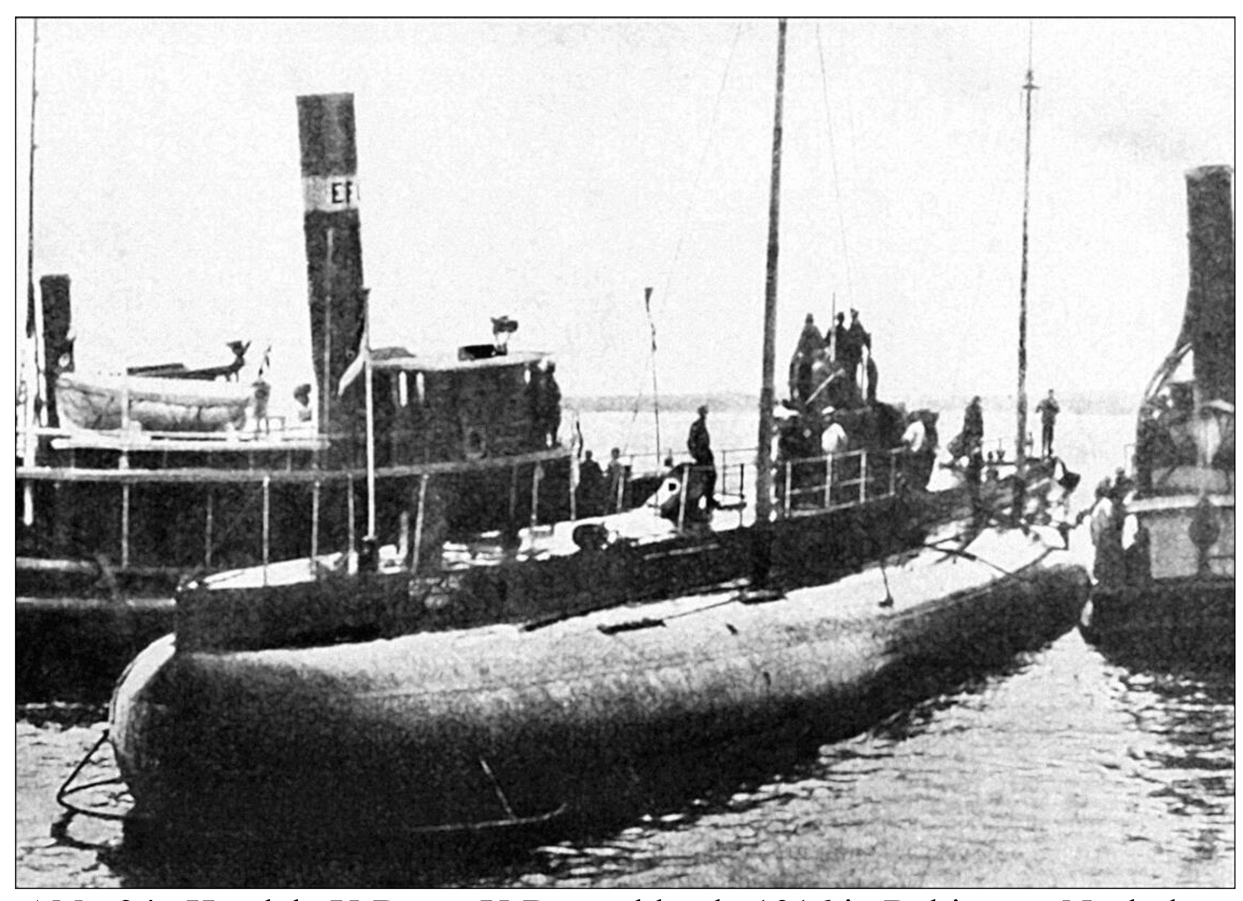


Abb. 24 Handels-U-Boot »U-Deutschland« 1916 in Baltimore. Nach dem Kriegseintritt der USA wurde es zum U-Boot-Kreuzer »U-155« umgebaut und mit zwei 15-cm-Kanonen ausgestattet. 1918 besuchte »U-155« zusammen mit Schwesterschiffen wieder die USA. Dabei versenkten die U-Boot-Kreuzer auf einer Mission 36 alliierte Schiffe, und das trotz schärfster Schutzmaßnahmen der Eskorten.

Kaiser Wilhelm II. hatte schon im Juli 1917 den uneingeschränkten U-Boot-Krieg in diesem Gebiet abgelehnt. Selbst 1918 waren alle Bemühungen des Admiralstabes und der Obersten Heeresleitung zwecklos, um auch an der

Ostküste Amerikas den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eröffnen zu können.

Die Möglichkeit lockte, insbesondere die amerikanischen Truppentransporter bereits kurz nach dem Auslaufen aus den Häfen direkt anzugreifen, bevor sie ihre schnellen Konvois bilden konnten.

Auch am 28. Juni 1918 lehnte der Kaiser das erneut vorgebrachte Anliegen unmissverständlich ab. Er wollte so unter Beweis stellen, dass er aus den Vorgängen des Jahres 1917 seine Lehren gezogen hatte. Dabei verwies er auf den möglichen politischen Schaden, der aus einer solchen Aktion erwachsen könne. Dieser sei größer als der militärische Erfolg. Kaiser Wilhelm und Reichskanzler Hertling folgten hier Einflüsterern aus dem Auswärtigen Amt, die die Meinung vertraten, dass ein uneingeschränkter U-Boot-Krieg in amerikanischen Gewässern eine mögliche Verständigung mit den Vereinigten Staaten erschweren würde. Dass US-Präsident Wilson 1917 nur einen Anlass gesucht hatte, um endlich sein Land aufseiten der Entente offiziell in den Krieg zu schicken, scheint diesen Herren entgangen zu sein. Oder nicht?

Tatsache bleibt, dass die US-Truppentransportschiffe bis Kriegsende hochstehende deutsche »Schutzengel« besaßen.

Auch in Fällen, wo U-Kreuzer den amerikanischen Schnelldampfern doch zufällig bei der Ausfahrt begegneten, herrschte auffällige Zurückhaltung, wie wenn man vonseiten der deutschen Kommandanten mögliche Versenkungen dieser Schiffe in der direkten Nähe der USA vermeiden musste. Bei einem Vorfall bekam der meldende U-Kreuzer den Funkbefehl, die erkannten Schnelldampfer »weiter zu verfolgen«, was angesichts der überlegenen Geschwindigkeit dieser Schiffe eine Illusion sein musste. Die Folgen konnten nicht ausbleiben.

So war Kronprinz Rupprecht Zeuge, wie General Ludendorff auf einer OHL-Sitzung am 21. Juli 1918 nach dem Fehlschlag der letzten deutschen Offensive an der Marne und dem französischen Gegenangriff General Mangins vom Chef des Admiralstabs verlangte, absolut alles darauf zu konzentrieren, die amerikanischen Transportschiffe zu versenken. Sonst ginge der Krieg verloren!

Ohne Umschweife wurde ihm geantwortet, so eine Politik würde nur die Entschlossenheit der USA versteifen und nichts dazu beitragen, Deutschlands Position zu verbessern.

Die Einflüsterungen defätistischer Kreise im Außenministerium konnten in den letzten Kriegsmonaten so auch hier immer weiter Einfluss auf die Möglichkeiten der kaiserlichen Kriegführung gewinnen, ohne aber die Gegner Deutschlands auch nur im Entferntesten zum Verhandlungsfrieden zu bewegen.

Die Frage ist, ob man es nicht besser wusste oder die eigene Niederlage billigend in Kauf nahm. Kaiser Wilhelm beklagte in seinen Memoiren dann auch, dass er von seinem Außenministerium bewusst getäuscht wurde.

Tatsächlich wäre eine uneingeschränkte U-Boot-Kriegführung in amerikanischen Gewässern 1917/18 problemlos möglich gewesen.

Im Laufe des Sommers 1918 hatten die U-Boot-Kreuzer und der Minenkreuzer U-117 eindrucksvoll bewiesen, dass der lange Anmarsch zur amerikanischen Ostküste für die großen deutschen U-Boote kein Problem darstellte und dass man dort erfolgreich operieren konnte. In kürzester Zeit hatten die deutschen U-Boot-Kreuzer in den Gewässern zwischen Kap Hatteras in North Carolina und Neufundland 3 Dutzend Schiffe der amerikanischen Fischereiflotte mit 110000 Bruttoregistertonnen versenkt. Dies hatte große symbolische Bedeutung, beeinflusste aber die Kampfhandlungen in Frankreich nicht im Geringsten.

Interessanterweise musste der Admiralstab seine U-Boot-Kreuzer schon am 10. Oktober 1918 aus den amerikanischen Gewässern abberufen, bereits 2 Wochen vor der allgemeinen Einstellung des U-Boot-Krieges. Die »Schutzengel« wollten kein Risiko eingehen.

Als Gegenbeispiel muss hier die äußerst erfolgreiche »Operation Paukenschlag« gelten, die Offensive der deutschen U-Boot-Waffe gegen die USA im Zweiten Weltkrieg, kurz nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten. Von Januar bis Juni 1942 hatten hier deutsche U-Boote, von denen immer nur eine Handvoll zeitgleich vor Ort war, entlang der amerikanischen Ostküste 397 große Schiffe versenkt und so den USA die wohl größte Seeniederlage ihrer Geschichte zugefügt.

Die Alliierten büßten allein in den Monaten Januar bis März 1942 1200000 Bruttoregistertonnen Handelsschiffraum ein; kein einziges U-Boot ging in diesem Zeitraum dort verloren.

Etwas Ähnliches wäre den U-Booten des Kaisers auch 1917/18 im selben Seegebiet ohne Weiteres möglich gewesen.

Die Auswirkungen psychologischer und strategischer Natur auf die Kampfhandlungen an der Westfront hätten einen möglichen Verhandlungsfrieden günstig beeinflusst.

Die verhinderte Rettung der »Siegfriedlinie«

Am 15. Juli 1918 war es sechs deutschen Panzerabteilungen trotz Sabotage an einem Teil der Tanks gelungen, beachtliche Teilerfolge bei der letzten großen deutschen Offensive »Marne-Schutz« zu erzielen.

Schon einen Tag später wurden die deutschen Tankabteilungen aus dem Gefecht herausgezogen und weiter hinten zu friedensähnlichen Trainingsmissionen verwendet, während alliierte Panzer zu Hunderten die deutsche Infanterie niederwalzten. Warum wurde Ende September 1918 der gepanzerte Gegenstoß abgesagt?



Abb. 25 Die erbeuteten Mk. IV der bayerischen »Sturm-Panzer-Abteilung 13« mussten im Sommer und Herbst 1918 fern von der Front sinnlose »Trainingsmissionen« zur Information anderer Heeresformationen unternehmen, während sie dringend zur Abwehr der alliierten Angriffe gebraucht wurden.

Als Marschall Fochs Gegenoffensive die 17., 2. und 18. deutsche Armee in den letzten Tagen des August 1918 gezwungen hatte, auf die »Siegfriedstellung« zurückzuweichen, befahl die deutsche Heeresleitung, hinter der Kampfzone neue rückwärtige Stellungen auszuheben. Man nannte diese »Hunding- und Brunhildestellung«. Sie verlief hinter der Aisne-Champagne-Front von Marl über Soissons nach Rethel und führte von der Aisne bis zur Maas.

Bis Ende September 1918 hatten sich die Alliierten der »Siegfriedstellung« oder »Hindenburglinie«, wie die Alliierten sie nannten, genähert und ihren Durchbruch vorbereitet. An dieser Aufgabe waren sie schon 1917 blutig gescheitert.

Nun brauchten die Deutschen Menschen und Gerät, um diese Linie zu sichern – aber vor allem genügend Zeit. Wollte dies jemand verhindern? Das Problem war, dass das deutsche Heer seine Schlachten seit August 1918 in flüchtig befestigten Stellungen auf offenem Feld schlagen musste. Es zählte um diese Zeit im Ganzen noch 217 Divisionen, von denen 186 im Westen standen. Nicht weniger als 22 Divisionen waren im August aufgelöst worden, die Zahl der kampffrischen Reserven war auf 14 Divisionen gesunken. Einzelne Divisionen stellten nur noch 2000 Kämpfer; es gab sogar Verbände, die kaum noch 1000 hatten.

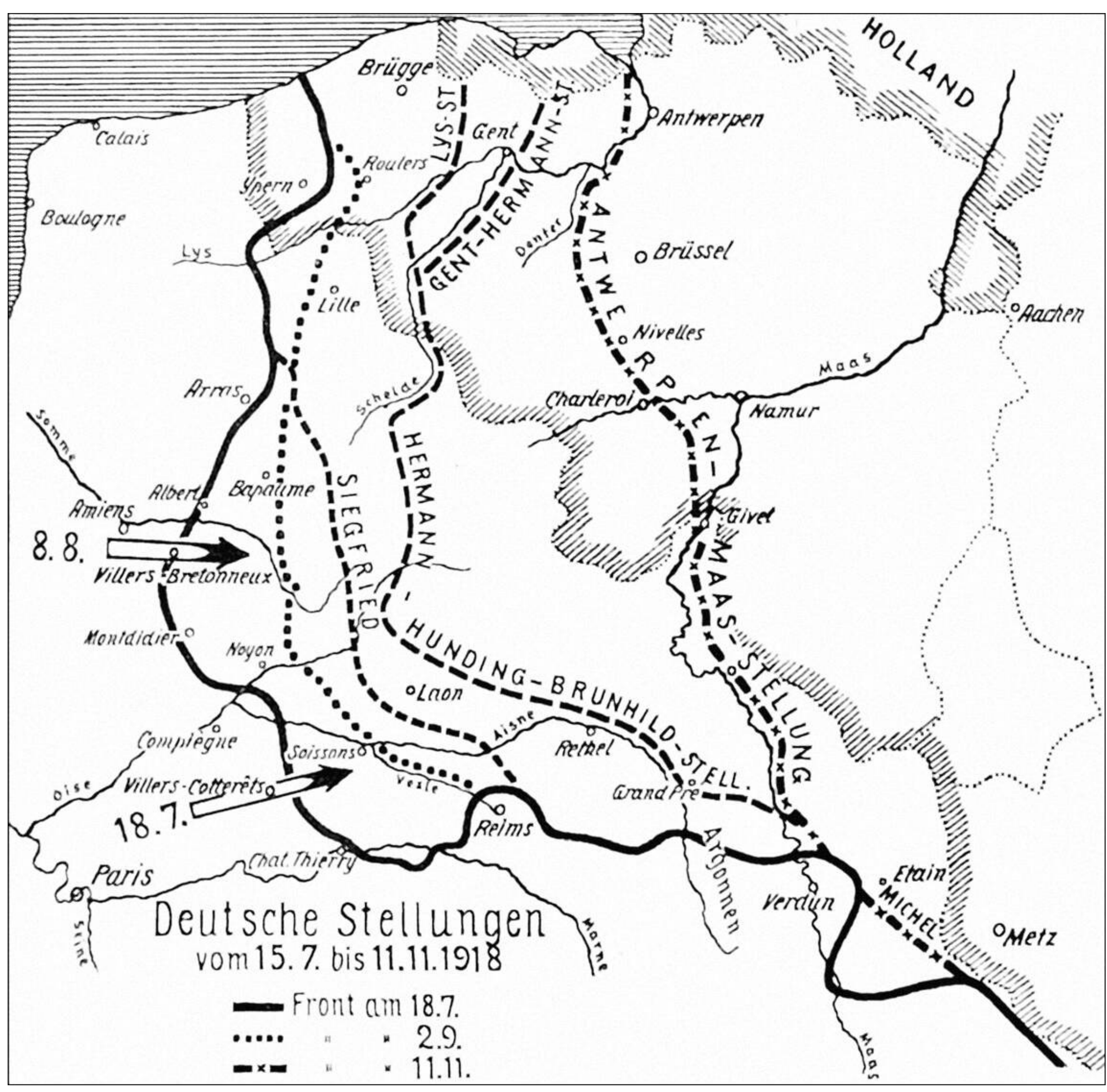


Abb. 26 »Siegfriedstellung« und weitere deutsche Verteidigungslinien 1918

Der Ersatz aus der Heimat war versiegt, die Depots hinter der Front begannen sich zu leeren, ohne dass eine Wiederauffüllung aus den vollen Lagern der Heimat erfolgte. Viele Tausende von Urlaubern fanden nicht mehr den Weg zurück zur Front.

Allerdings litt auch der Gegner unter Menschenmangel. Dies wird heute kaum so wahrgenommen. England hatte schon im Mai 10 Divisionen auflösen müssen, und hinter der französischen Front wimmelte es von saumseligen Urlaubern.

Die große Offensive vom 8. August war wegen der vorherigen großen englischen Verluste nur mithilfe der Kanadier und Australier durchführbar, und General Haig wusste, dass ein Versagen vor der »Siegfriedstellung« fatale Auswirkungen für die Entente haben würde. Alles hoffte auf die Amerikaner, welche die immer größeren Lücken füllen sollten.

So litten nicht nur die Deutschen, sondern auch die Heere der Entente unter einer großen Mattigkeit.

In dieser Lage hatte die Oberste Heeresleitung am 24. September 1918 die Konzentration aller Kampfwagenabteilungen hinter der Front der Armeegruppe »Deutscher Kronprinz« befohlen. Die Kampfwagen sollten an einer Stelle der Front in offensiver Abwehr eingesetzt werden, um gegnerische Durchbrüche in engem Raum zu vernichten.

Nach diesem Befehl sollten bis zum 30. September 1918 die A7V-Kampfwagenabteilungen 1–3 und die Beutekampfwagenabteilungen 11–16 versammelt werden. Die Kampfwagen, die, wenn sie sich nicht im Depot bei Reparaturarbeiten befanden, über die ganze Westfront zu »Schulungszwecken« herumstanden, sollten sofort konzentriert werden. Durch Entsendung von Offizieren der Kampfwagengruppe sollte der Raum für Versammlung und Angriff erkundet werden. Der Einsatz war mit begrenztem Ziel zum Gegenangriff gegen einen ein- oder sogar durchgebrochenen Gegner geplant.

Größter Wert wurde auf die Geheimhaltung unter Vereinbarung eines Stichwortes gelegt.



Abb. 27 »Siegfriedstellung« bei Bullecourt

Aus dieser Anordnung ging klar hervor, dass die Oberste Heeresleitung zur Sicherstellung des planmäßigen Zurücknehmens der Heeresfronten und zur Zeitgewinnung starke Reserven einzusetzen bereit war und dass man volles Vertrauen in die kampferprobten deutschen Kampfwagenabteilungen setzte.

Diese Maßnahmen lösten bei den deutschen Kampfwagenverbänden größte Hektik aus. Als Ersatz für fehlende Geschütze wurden bei bisher nur mit MGs ausgerüsteten »Female«-Beutekampfwagen panzerbrechende T-Gewehre (Kaliber 13 mm) eingebaut. Am 25. September wurde die Marschbereitschaft für den 28. September befohlen.

Alle Abteilungen befanden sich in ihren Unterkünften oder bei den Heeresgruppen und waren verladebereit. Sämtliche Vorbereitungen für die Durchführung der Transportbewegungen waren getroffen.

Allerdings hatte es sich die OHL plötzlich anders überlegt. Nur die Abteilungen 1, 11, 13, 15 und 16 wurden nun der Armeegruppe »Kronprinz Rupprecht« zugeteilt, während die anderen Abteilungen bleiben sollten, wo sie waren, um ihre militärisch sinnlosen Übungen zur Schulung fortzusetzen. Die Heeresgruppe »Deutscher Kronprinz« bekam keine einzige Kampfwagenabteilung.

Es ist bis heute nicht bekannt, warum die Oberste Heeresleitung von der ursprünglichen Absicht, alle verfügbaren Kampfwagen geschlossen einzusetzen, abging. »Bloß kein geschlossener und deshalb erfolgversprechender Einsatz«, wie Thomas Müller, der Chronist der mit Mark-IV-Tanks ausgerüsteten »Bayerischen Sturm-Panzer-Kraftwagen-Abteilung 13«, schloss.

Mit zwölf A7V und 35 Mark-IV-Beute-Tanks hätte zweifellos etwas erreicht werden können.

Sicherlich wäre der Erfolg der deutschen Kampfwagen in der Abwehrschlacht bei der 17. Armee entscheidender gewesen, wenn eine größere Anzahl von Kampfwagen an einer Stelle zur Verfügung gestanden hätte.

So aber wurden die dort befindlichen Abteilungen durch längere Märsche, die sich aus der Lage der Kampffront ergaben, in überaus hohem Maße mechanisch in Anspruch genommen, sodass sie bei der Durchführung der Gegenstöße oft nicht mehr voll verwendungsfähig waren. Steckte Absicht oder Unfähigkeit dahinter?

Die drei Panzerabteilungen, die für »Trainingszwecke« abgestellt waren, kamen bis zum Waffenstillstand überhaupt nicht mehr zur Auswirkung.



Abb. 28 Deutsche A7V-Kampfwagen greifen bei Villers-Bretoneux an (24. April 1918)

Dass auch in später Lage die Unterstützung durch einige wenige Tanks bereits entscheidend sein konnte, zeigte sich beim Einsatz der Abteilungen 1 und 13. Mit wenigen Tanks bewirkten sie während der »Hunderttageschlacht« in einer einzigen Aktion am 11. Oktober nicht nur verheerende Verluste beim Gegner, sondern vereitelten auch den deren Versuch, auf einer Tiefe von 12 Kilometern durchzubrechen.

Ein A7V-Kampfwagen (Kampfwagen 3) unter Leutnant Ernst Volckheim allein jagte zwei englische Regimenter in die Flucht und erzeugte Hunderte von Verlusten unter den Angreifern, die mit dem Auftreten deutscher Tanks nicht im Geringsten gerechnet hatten. Er drang 8 Kilometer hinter die Front vor!

Dies waren lediglich lokale Erfolge; in diesem Fall konnten nur die drei deutschen A7V richtig eingesetzt werden, da die englischen Beutetanks

(angeblich?) mechanische Probleme entwickelten. Die »Sturm-Panzer-Kampfwagen-Abteilung 13« verzeichnete im Oktober 1918 eine nie aufgeklärte Sabotage an ihren Mark-IV-Tanks.

Ohne die konzertierte deutsche Tank-Aktion konnte weder die »Siegfried-« noch die »Hundinglinie« gehalten werden.

Man könnte geneigt sein zu fragen, ob genau dies der gewünschte Effekt war. Ein deutscher Abwehrsieg hätte den Forderungen nach Einleitung eines Waffenstillstands sämtliche »Dringlichkeit« genommen.

Ähnlich war es auch im Fall der mobilen Artillerieregimenter. Nach dem »Schwarzen Tag des deutschen Heeres« hatte man fünf (nach anderen Quellen sechs) Artillerieregimenter auf Lastwagen mit 7,7-cm-Feldkanonen FK96 n. A. gesetzt.

Kein einziger Einsatz dieser hochmobilen Regimenter ist bekannt!

Wo blieben die deutschen Radpanzer im Sommer 1918?

Im Jahre 1918 verfügte das Deutsche Heer über eine kleine, aber schlagkräftige Streitmacht von Radpanzern. Darunter fielen nicht nur Fahrzeuge einheimischer Hersteller wie Büssing, Daimler und Ehrhardt (Rheinmetall), sondern auch westliche Beutefahrzeuge der Typen Austin, Fiat, Lancia, Minerva, Peugeot, Rolls-Royce und Packard sowie zahlreiche russische Typen wie Produkte der Firma Putilow.

Die Radpanzerabteilungen befanden sich im Sommer 1918 fast alle im Osten und führten erfolgreiche Einsätze bis in den Kaukasus und im Bereich des Schwarzen Meeres durch.

Nur zwei deutsche Ehrhardt-Radpanzerwagen des Panzer-Kraftwagen-MG-Zuges 3 tauchten im April 1918 erfolgreich bei der Lys-Offensive auf, wo sie zusammen mit einer bayerischen Radfahrer-Kompagnie mehrfach die feindlichen Linien durchstießen. Kurz danach wurde der Zug 3 ebenfalls nach Osten verlegt.

Der Wechsel der strategischen Initiative nach dem 8. August 1918 löste zusammen mit der erfolgreichen Verwendung englischer Austin-Radpanzer durch die Entente an der Westfront Alarm bei der kaiserlichen Armee aus.

Sämtliche deutschen Radpanzerabteilungen wurden in aller Eile per Eisenbahnschnelltransport an die Westfront befohlen, auch wenn dies bei den Befehlshabern im Osten stärkste Proteste auslöste.

Dahinter steckte der richtige Gedanke einer Verwendung der Radpanzer zum Schutz von Absetzbewegungen, wie sie auch in den entsprechenden Dienstvorschriften enthalten waren. Die Panzer-Kraftwagen-Züge 2, 4 und 8 sollten der 19. Armee zugeteilt werden, während die Züge 3, 5, 6 und 7 für die Armeeabteilung B vorgesehen waren. Aus der Heimat sollten die neu aufgestellten Züge 10 und 11 der Heeresgruppe »Kronprinz Rupprecht von Bayern« zugehen. Diese Verteilung war bereits nicht gerade sinnvoll, wenn die Panzer-Kraftwagen wirklich für den Kampfeinsatz verwendet werden sollten. So war die Armeegruppe B im Oberelsass gar nicht von den

feindlichen Offensiven betroffen. Ihr Frontsektor war ruhig, und das sollte auch bis Kriegsende so bleiben.

Das Gleiche trifft für den Bereich der 19. Armee in Lothringen und östlich des Flusses Mosel zu. Lediglich die Bayern bekamen mit den Panzer-Kraftwagen-MG-Zügen 10 und 11 genau die Einheiten geliefert, die sie ursprünglich nach Osten abgestellt hatten. Allerdings erhielten sie ihre Radpanzer in unbrauchbarem Zustand zurück.

Nach Reparaturen wurden die beiden Züge der Bayern in den Bereich der 6. Armee verlegt, erneut weg vom Pulverdampf.

Somit fand bis Kriegsende keine Frontverwendung dieser Einheiten im Westen statt. Sämtliche Panzer-Kraftwagen-MG-Züge wurden stattdessen für harmlose Patrouillenfahrten hinter den deutschen Linien in den elsässischen und lothringischen Bergen eingesetzt, zur Fliegerabwehr und als Funkstationen zur Verbindung zwischen Regiments- und Divisionsgefechtsstellen. Es drängt sich somit der Eindruck auf, dass die deutschen Radpanzer in den entscheidenden Abwehrschlachten bewusst vom möglichen Fronteinsatz zurückgehalten wurden, so verzweifelt die bedrängten Armeen auch nach Unterstützung riefen.



Abb. 29 Büssing-Panzer-Kraftwagen der 19. Armee bei harmlosen motorisierten Ausfahrten ins herbstliche Elsass im Herbst 1918. Keiner wurde, wie ursprünglich geplant, zur Sicherung der Rückzugsbewegungen an der schwer ringenden Front eingesetzt.

In den wenigen Fällen, wo alliierte Radpanzer im Jahre 1918 tatsächlich im Westen auf ihre deutschen Gegenspieler stießen, dürfte es sich um Beutefahrzeuge gehandelt haben, die während der deutschen

Frühjahrsoffensiven erbeutet worden waren und nun mit neuen Abzeichen gegen ihre ehemaligen Eigentümer antraten.

Auf die Frage, warum die von August bis November 1918 voll an der Westfront konzentrierten deutschen Panzer-Kraftwagen-Züge nicht im Kampf in Erscheinung traten, gibt es zwei mögliche Erklärungen.

Entweder handelte es sich um bewusste Sabotage zur Schwächung der eigenen Abwehrbemühungen oder um die Absicht, die deutschen Panzer-Kraftwagen zur möglichen Abwehr innerer Unruhen und Meutereien bereitzuhalten. Die Eignung der Fahrzeuge, Massen bei Demonstrationen und Straßenkämpfen in Schach zu halten und wirksam zu bekämpfen, war bekannt.

Am 6. November 1918, eine Woche vor Verkündung des Waffenstillstands, verfügte die Oberste Heeresleitung im Rahmen der ersten Maßnahmen gegen einen Umsturz in Berlin Verlegungen von Panzer-Kraftwagen-Zügen heim ins Reich. Den Anfang machte Zug 8.

Glaubt man dem Tagebuch des bayerischen Kronprinzen Rupprecht, so kam es kurz vor Kriegsende, am 9. November 1918, noch zu einem Einsatz der Panzer-Kraftwagen-Züge 10 und 11, zusammen mit Flugzeugen und Beutepanzern, gegen eine ernsthafte Meuterei durch Ersatztruppen des Marinekorps auf dem Truppenübungsplatz Beverloo in Belgien (Provinz Limburg).

Nach dem Abschluss des Waffenstillstands wurden alle Panzer-Kraftwagen-MG-Züge in Berlin, Wünsdorf und Eisenach zur Verfügung der OHL gehalten.

Statt gegen die Gegner des Reiches im Westen wurden die Panzer-Kraftwagen dann 1919 zu einer entscheidenden Waffe der neuen Freikorps gegen kommunistische Aufstände in Deutschland und gegen Polen in Oberschlesien.

Das Versailler Diktat brachte dann auch hier das Ende.

Wurde der U-Boot-Krieg vorzeitig aufgegeben?

Der U-Boot-Krieg war die einzige Waffe im deutschen Arsenal, welche die Alliierten bis zum letzten Moment das Fürchten lehrte.

Er stand im Herbst 1918 definitiv »vor einem neuen Wendepunkt« zuungunsten der Alliierten. Spätestens nach dem 21. September 1918 wurde dies auch den zuständigen Leuten der deutschen Führung kommuniziert, also 2 Wochen bevor man dort blauäugig das Friedensangebot an den amerikanischen Präsidenten Wilson schicken ließ.

Trotz der bereits relativ negativen ersten Antwort Wilsons zeigte sich die deutsche Führung bereit, den U-Boot-Krieg sofort – ohne auch nur die geringsten Gegengarantien – aufzugeben.

Der Chef des Admiralstabs der Deutschen Marine flehte den neuen deutschen Reichskanzler Prinz Max von Baden an, dass der Befehl zur Beendigung des U-Boot-Krieges frühestens nach der Unterzeichnung des Waffenstillstands gegen möglichst hohe Gegenleistung des Feindes gegeben werde. Eine ausführlichere nähere Begründung wurde angeboten.

Nichtsdestoweniger wurden bereits am 10. Oktober 1918 die deutschen U-Boot-Kreuzer von der amerikanischen Küste abberufen. Die neu in Berlin herrschenden Politiker ließen sich nicht mehr hereinreden. Sie bekamen von Wilson natürlich keinerlei Gegenleistung für ihre Vorleistung.

Die nächste Antwort des US-Präsidenten vom 14. Oktober 1918 enthielt eine einzige Anklage gegen die deutsche Seekriegführung. Sie ging auf falsche britische »Beweise« zurück, denen zufolge Befehle existiert hätten, die die Versenkung von Handelsschiffen speziell nach Einleitung des deutschen Friedensschrittes angeordnet hätten.

Dies wurde noch vom deutschen Außenminister Wilhelm Solf verstärkt, der »aus guter Quelle« gehört haben wollte, dass rund 14 Tage zuvor ein Befehl zur Verschärfung des U-Boot-Krieges an die Marine gegangen sei. Der deutsche Außenminister benutzte ohne Zögern die Propaganda der Kriegsgegner, um das defätistische Konzept seines Ministeriums durchzusetzen.

Als Reichskanzler Prinz Max von Baden darauf drängte, den U-Boot-Krieg sofort einzustellen, um so angeblich Friedensverhandlungen mit den USA zu ermöglichen, entschied Kaiser Wilhelm II. zugunsten des Kanzlers und setzte einen förmlichen Stopp des U-Boot-Krieges gegen Handelsschiffe durch.

Am 24. Oktober 1918 erhielten die U-Boote folgerichtig den Funkbefehl zum Rückmarsch und zum Verbot jeglichen Handelskrieges.

Tatsache ist, dass die Alliierten nach der Einstellung des U-Boot-Krieges nun noch weniger Grund hatten, in ihren Forderungen Mäßigung zu zeigen, nachdem Deutschland auch seine letzte strategische Waffe ohne irgendeine Gegenleistung zurückgezogen hatte.

KAPITEL 5

Mit Volldampf in den Abgrund

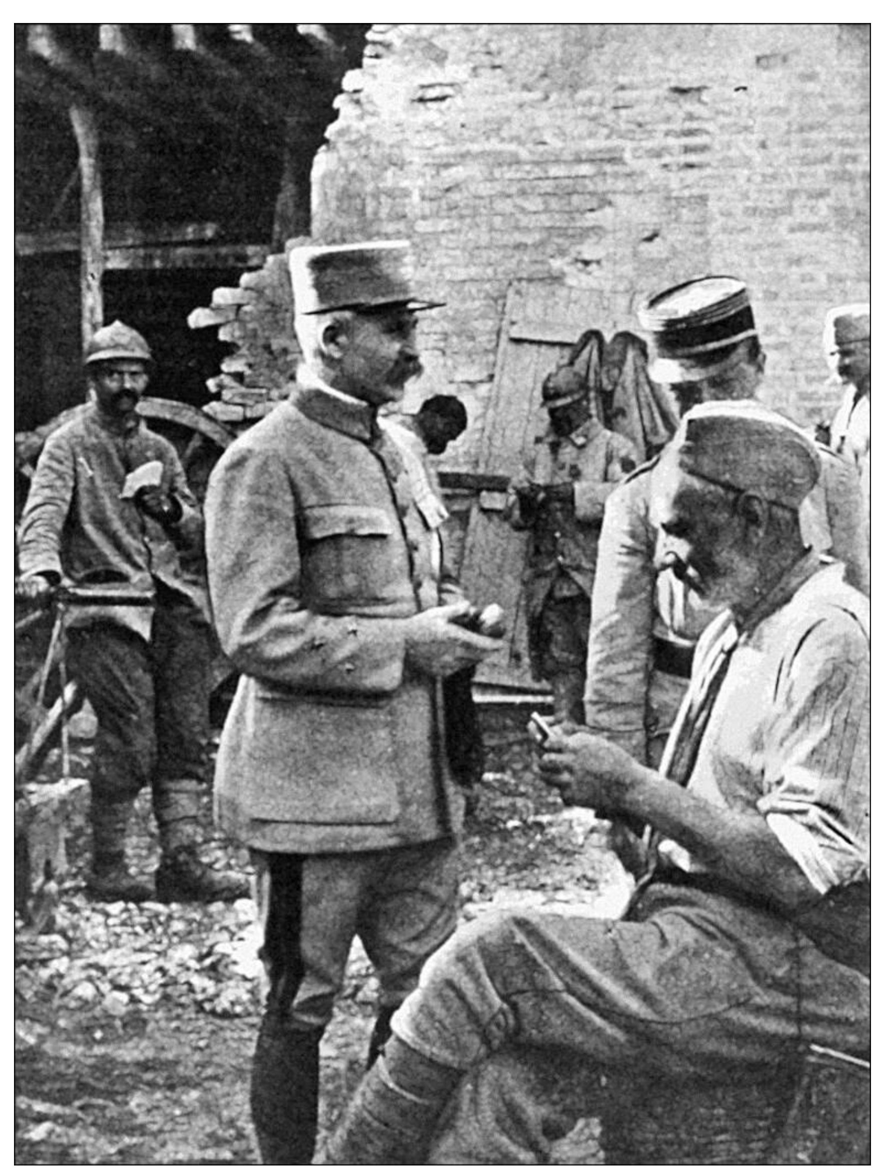


Abb. 30 Mit zahlreichen Truppenbesuchen und Einzelgesprächen baute Pétain Vertrauen wieder auf

Aufruhr und Moralverfall im deutschen Heer sowie das »Wetterleuchten« an der Heimatfront

Bis Ende 1917 gelangen dem Kaiserreich glänzende militärische Erfolge im Westen (Cambrai), im Osten (Russland) und am Isonzo gegen Italien. Dennoch hatten sich auch in Deutschland wie in sämtlichen Ländern Europas dämonische Mächte gegen die Obrigkeiten als Vertreter der alten Ordnung erhoben.

Der Bestsellerautor Werner Beumelburg beschrieb dieses zunehmende »Wetterleuchten« über der Heimatfront wie folgt:

> Zeichen der sinkenden moralischen Kraft waren Streiks, während auf der anderen Seite Kriegsgewinnler prassten und das Volk unter der Hungerblockade litt. […]
>
> Der Rüstungsarbeiter saß daheim in Sicherheit bei Frau und Kind und empfing einen relativ hohen Lohn. Der Soldat an der Front erhielt ein paar Pfennige und musste Tag für Tag sein Leben einsetzen. Dadurch wurde »die vaterländische Moral in beängstigender Weise« untergraben. […]
>
> Der Heeresleitung war bewusst, dass sich im Innern Deutschlands Kräfte regten, die den Geist der vaterländischen Moral und straffer Kriegführung bedrohten. Sie konnten nicht bekämpft werden, weil zwischen der Heeresleitung und der Reichsregierung ein unversöhnlicher Gegensatz bestand, der wiederum das Volk in zwei Lager spaltete. In diesem trüben Gewässer politischer Zwietracht konnten sich »Fischer an die Arbeit« machen, deren Ziele mit Vaterlandsliebe nichts mehr gemein hatten.

Nachweislich kam es beim kaiserlichen Heer längst vor November 1918 zu Aufruhr und Meuterei, insbesondere bei den aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrten Truppen, in der Etappe und unter den infolge der Munitionsarbeiterstreiks durch Zwangsrekrutierung herangeführten Truppen.

So verzeichnete das deutsche Heer seit Beginn der Märzoffensive 1918 einen Anstieg der Meutereien, Desertionen, Angriffe auf vorgesetzte Offiziere und Befehlsverweigerungen, obwohl die Gesamtzahl damals immer noch sehr niedrig war.

Auffällig war, dass die Zahl der sich in Gefangenschaft begebenden deutschen Soldaten bereits zunahm.

Als von der deutschen Armeeführung sehr genau wahrgenommenes Warnsignal hatten sich bei der Lys-Offensive ganze Einheiten geweigert, überhaupt die Gräben zu verlassen, während die Elite-Sturmtruppen dringend ihre Unterstützung gebraucht hätten.

Allerdings verzeichneten die Engländer gleichzeitig ähnliche Probleme mit irischen Truppen. Den Iren wurde nicht ohne Grund unterstellt, bei erstbester Gelegenheit englischen Soldaten in den Rücken schießen zu wollen.

Tatsächlich hegten höchste deutsche Kreise Befürchtungen vor dem Ausbruch einer Revolution, falls der Krieg noch einen Winter weiterginge. Schon Ende Januar 1918 hatte sie in Deutschland und Österreich-Ungarn offen ihr Haupt erhoben. Gewaltige Massenstreiks in Wien, Berlin und vielen anderen Städten legten die Munitionserzeugung lahm, Arbeiterräte wurden gebildet. Zweck war nicht nur die Beendigung des Krieges, sondern ein Sturz der Regierung.

Auch Friedrich Ebert, der Führer der SPD, trat in die Berliner Streikleitung ein, und die sozialdemokratische Parteizeitung *Vorwärts* erklärte Deutschlands militärische Erfolge als Friedenshindernis. Die Streiks wurden noch einmal militärisch unterdrückt, die radikalen Munitionsarbeiter zum Heeresdienst eingezogen. Dies sollte sich später bitter rächen!

Immer mehr Ersatztruppen und aus dem Osten an die Westfront verlegte Einheiten schienen ab Frühjahr 1918 vom »Virus des Bolschewismus« infiziert zu sein. Von der Zensur mitgelesene deutsche Feldpostbriefe in die Heimat verrieten einen zunehmenden »Geist des Marxismus« bei vielen Soldaten. Auch der bayerische Kronprinz Rupprecht vermerkte dies in seinem Tagebuch am 3. August 1918, kurz vor der großen alliierten Offensive.

Die Zahl der sogenannten »Drückeberger«, also der Soldaten, die sich dem Frontdienst entzogen, was damals als verkappte Meuterei galt, wurde im April 1918 bereits auf 500000 Mann geschätzt. Danach stieg ihre Zahl von Tag zu Tag auf über eine Million. Es kam so weit, dass ein deutscher Ortskommandant um zuverlässige Truppen bat, um des Chaos hinter der Front Herr werden zu können.

Andere Wehrpflichtige entzogen sich erfolgreich der Einziehung und tauchten unerkannt unter. Wie sich ein ehemaliger Frontsoldat erinnerte, kamen Anfang August 1918 von den ursprünglich 3000 Soldaten eines Reserveregiments lediglich 84 Mann an ihrem Bestimmungsort an. Der Berliner Polizeipräsident schätzte, dass sich im Sommer 1918 allein 50000 Deserteure in Berlin aufhielten.

Von denen, die als Ersatz an die Front gingen, erwiesen sich besonders die in der Heimat streikerprobten jungen marxistischen Munitionsarbeiter als schlimme Belastungsprobe für die Kampfmoral der Frontsoldaten.

Im Frühjahr 1918 berichtete die Mutter Manfred von Richthofens dem Fliegerass von Arbeitervierteln, in die sich kein Polizist mehr wagte und wo Schüsse nachts über die Straßen peitschten. Von Richthofens Stimmung verdüsterte sich, weil er immer mehr den Untergang der alten Ordnung kommen sah.

Der USPD-Führer Georg Ledebour verkündete nach der Revolution am 16. Dezember 1918 auf der »Reichstagung« der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands:

> Wir aber waren es, die die Front bearbeitet haben. Und die frühere Regierung hat uns da ausgezeichnete Agitatoren geliefert, indem sie alle vom Januarstreik Verdächtigen an die Front hinausgeschickt hat.

Die Kriegsgegner Deutschlands haben von diesem Versagen direkt militärisch profitiert.

Am »Schwarzen Tag« von Amiens am 8. August 1918 liefen die Revoluzzer in Scharen davon und beschimpften heraneilende Eliteformationen sowie die sich oft bis zur Selbstaufopferung wehrende Artillerie als »Streikbrecher«.

Ganze Einheiten ließen sich ohne Gefechtsberührung von einzelnen alliierten Soldaten gefangen nehmen, während andere bis zum letzten Mann ihre schon von Entente-Soldaten umgangenen Stellungen hielten und bis zum Ende der Schicksalsschlacht trotz allem mehr Gegner töteten, als eigene Leute fielen.

Auch der schnelle Verlust der furchterregenden »Hindenburglinie« im Herbst 1918 ging im Wesentlichen auf das »Moralproblem« einer deutschen Einheit zurück. Der britische General Douglas Haig hatte ebenfalls eine Meuterei der eigenen Soldaten befürchtet, falls ihr Angriff gegen die »Hindenburglinie« wie schon 1917 wieder unter großen Verlusten scheitern sollte. Seine Sorgen erwiesen sich dann aber als unbegründet.

Republik bedeutet Frieden und Freiheit!

An die Kameraden der Westfront!

Ich und meine Freunde sind zurzeit im Lager unserer Feinde. Wir haben erreicht, daß folgender Befehl im französischen Heere ausgegeben wurde: Wer sich gefangen gibt, einzeln oder in kleinen Gruppen, und das Losungswort

Republik

ausspricht, wird nicht mehr als kriegsgefangener Feind behandelt, sondern **mit der größten Güte.** Wenn er will, kann er mit uns, mit gleichgesinnten Landsleuten, an der Befreiung Deutschlands arbeiten.

Fürchtet nicht, daß Eure Namen von Eurer Regierung jemals gekannt werden, daß Euch durch Überlaufen die Rückkehr in Euer Vaterland versperrt wird! Wir werden als die wahren Sieger und Befreier unseres Vaterlandes mit Ehren in die Heimat zurückkehren und mit Jubel empfangen werden.

Jeder Vorgesetzte, der Euch verhindern will, überzulaufen, den erschießt auf der Stelle! Denn er ist ein Verräter des deutschen Volkes, ein Feind unseres Vaterlandes. Sind erst einige Dutzend von dieser Sorte erschossen, so geben die anderen bald von selber nach.

Deutsche Brüder und Schwestern hinter der Front und in der Heimat:

Zerstört alle Waffen- und Munitionsfabriken, Magazine und Vorräte! Verhindert Truppen- und Munitionstransporte!

Eure republikanischen Kameraden.

Abb. 31 Marxistisches Flugblatt, abgeworfen von alliierten Flugzeugen im Westen. Ein Beweis für die Zusammenarbeit zwischen Marxisten und der Entente!

Das Moralproblem der deutschen Armee in der Endphase des Krieges war so eklatant, dass ein Großteil der deutschen Verluste aus Soldaten bestand, die sich freiwillig ergaben. Zwischen der Mangin-Offensive (18. Juli) und dem 11. November 1918 kapitulierten 340000 deutsche Soldaten. Während der gesamten 4 Jahre zuvor hatten die Alliierten nur rund 90800 gefangene »Feldgraue« einbringen können.

Tatsächlich wurde die deutsche Militärgerichtsbarkeit während des Kriegsverlaufs laufend milder. Todesurteile waren die große Ausnahme, und Kriegsgerichte zeigten sich immer zurückhaltender, Gefängnisstrafen auszusprechen. Rufe der Obersten Heeresleitung, dieses umzukehren, scheiterten an den Militärgerichtshöfen, die keine härteren Strafen verhängen wollten.

Ganz im Gegensatz zu ihren alliierten Gegenspielern!

Dabei war die Desertion in Deutschland planmäßig organisiert. Auch dies wurde von den verantwortlichen Behörden angeblich nicht richtig wahrgenommen.

Hier betätigte sich die sogenannte »Internationale Revolutionäre Jugendbewegung«. Zentralstellen dieser Deserteurorganisation waren in Berlin, Hamburg, Köln, Stuttgart und München angesiedelt.

Hier erhielten die angehenden Drückeberger Unterkunft, falsche Papiere, Geld und Weganweisungen bis zur Grenze. Hauptmarschrouten führten nach Holland und Dänemark. Die Deserteure gaben in Holland eine eigene Zeitung heraus und bildeten während der Novemberrevolution eigene Soldatenräte, die vorübergehend sogar einen politischen Machtfaktor darstellten.

Unterstützt wurden diese Vorgänge durch das englische Weltreisebüro »Thomas Cook« und den in Holland wohnenden englischen Agenten Richard B. Tinsley. Diese sandten ihre Leute nach Deutschland, um die Unzufriedenheit bis zur Siedehitze zu schüren. Agenten in deutscher Militäruniform waren mit dem von englischen, französischen und amerikanischen Großindustriellen gestifteten Geld in Deutschland unterwegs, um die »Leidenschaften des Volkes« aufzupeitschen und die Soldaten zur Desertion zu verleiten. Einige gefasste Agenten trugen Beträge von 20000 bis 30000 Reichsmark bei sich. Sie wurden von den deutschen Behörden lediglich bis zum Waffenstillstand eingesperrt und dann freigelassen.

Unterstützt wurden Aufruhr und Moralverfall des jungen Nachwuchses von einer ins Ungeheure gesteigerten Flugblattpropaganda der Entente. Die von Flugzeugen und Ballons über deutschen Gräben abgeworfenen Materialien zeigten sich in ihrem Themenspektrum sehr vielfältig. Es ging

von einfachen Bildern bis hin zu Äußerungen deutscher Sozialisten über das Kaiserhaus und sogar offenen Revolutionsaufrufen.

Als erfolgreiche Quelle erwies sich auch die bolschewistische Propaganda durch die neue russische Botschaft in Berlin. Sie konnte erst Anfang November 1918 nachgewiesen und gestoppt werden, als es schon zu spät war! Der Ernst der damaligen Situation wurde durch den Umstand unterstrichen, dass die deutsche Oberste Heeresleitung (OHL) sich im Herbst 1918 entschloss, Fliegerzettel über den eigenen Truppen abzuwerfen. Man warnte darin die Soldaten vor der feindlichen Frontpropaganda.

Feldmarschall von Hindenburg beschwor darin in einem verzweifelten Aufruf an das deutsche Heer und die Heimat, diesem »Kampf gegen den deutschen Geist« zu widerstehen. Der Feind arbeite, so Hindenburg, mit einem Trommelfeuer von bedrucktem Papier und vergifte auch den Geist in der Heimat. Der Aufruf warnte schließlich vor allen Verrätern am Vaterland.

Auch bestimmte Armeebefehle wiesen eindringlich auf die feindliche Propaganda hin.

Die deutschen Heerführer im Sommer und Herbst 1918 sahen das Moralproblem durchaus und glaubten, der Sache wieder Herr werden zu können, wenn es der Armee ermöglicht würde, einige Wochen zur Ruhe zu kommen, um sich zu festigen, und den abgekämpften Truppen Erleichterung bei ruhigerer Frontlage zu verschaffen.

Dazu ist es nicht mehr gekommen, obwohl die Alliierten zum Zeitpunkt des Waffenstillstands selbst dringend der Ruhe bedurft hätten.

Dabei war der nachweisbare deutsche Kampfmoralrückgang ab Sommer 1918 nichts im Vergleich zu der Katastrophe, welche die Franzosen im Mai 1917 heimsuchte.

Es kam damals zum völligen inneren Zusammenbruch des französischen Heeres. Nach Aussage des damaligen Kriegsministers Paul Painlevé gab es Niedergeschlagenheit und Entmutigung der Truppen, zwischen den einzelnen Waffengattungen Groll und Entrüstung der Frontoffiziere gegen Führung und Heeresleitung, Misstrauen und Mangel an Offenheit unter

allen militärischen Graden. Niemals habe die französische Armee eine so schreckliche und moralische Krisis durchgemacht wie Anfang Mai 1917!

Französische Urlauber sangen die Internationale und riefen: »Es lebe der Friede!« Regimenter verweigerten den Gehorsam, als sie an die Front geschickt werden sollten; andere Einheiten stürmten die Bahnhöfe, um nach Paris zu gelangen, gegen das Parlament zu marschieren und die Revolution durchzuführen. Viele Regimenter wählten Soldatenräte und verschanzten sich in ihren Unterkunftsorten.

Es gab damals zwischen Soissons und Paris nicht mehr als zwei Divisionen, auf die sich die französische Führung bedingungslos verlassen konnte.

Ein schwacher Vorstoß des deutschen Heeres hätte nach Meinung französischer Fachleute genügt, um einen vollständigen deutschen Sieg zu verbürgen. Er kam aus bis heute unbekannten Gründen nie, obwohl deutsche Stoßtrupps und ein Probeangriff die Schwäche der französischen Front nachweisen konnten!

Mit großer Energie war es Ministerpräsident Clemenceau, besonders aber dem neuen Oberkommandierenden General Pétain dann gelungen, die Meuterei des französischen Heeres niederzuschlagen.

Die grollenden Regimenter mussten durch die Maschinengewehre der schwarzen Kolonialtruppen dezimiert werden, während man aufkommende revolutionäre Strömungen im Volk mit diktatorischer Grausamkeit unterdrückte. Rücksichtslos wurde durchgegriffen, 150 Todesstrafen wurden verhängt, von denen dann aber nur 23 tatsächlich vollzogen wurden.

Auch die von Pétain vorgenommene Belehrung der Truppe verfehlte ihre Wirkung nicht.

So gelang es bis Anfang Juli 1917, die Ordnung wiederherzustellen und die Regimenter wieder verwendungsbereit zu machen. Die Krise wurde einigermaßen überwunden, die Katastrophe, die schon vor der Tür stand, vermieden.

Die deutsche Seite erwies sich im Sommer 1918 als völlig unfähig, etwas Vergleichbares auch nur im Ansatz zu unternehmen. Die Erfolgschancen wären in Anbetracht des bis zum letzten Moment erfolgreich dem

Kriegsgegner Paroli bietenden Feldheeres ungleich besser gewesen als die Ausgangsbasis General Pétains im Jahre 1917. Er musste seinen Versuch zur Disziplinierung des innerlich völlig zusammengebrochenen französischen Heeres bei null starten und hatte Erfolg!



Abb. 32 Eines der seltenen Fotos, die eine Hinrichtung während der »Mutinerien« innerhalb der französischen Armee 1917 zeigt. Hauptgrund für die Meutereien war wohl die demütigende Niederlage des französischen Heeres bei der Schlacht am Damenweg (Chemin des Dames) im Frühjahr 1917. Die von General Nivelle geleitete Offensive forderte allein auf französischer Seite rund 200000 Tote und Verwundete.

Stattdessen versuchte man auf deutscher Seite als Antwort, den Feldpostverkehr in die Heimat zu unterbinden, was nur noch zu mehr Verbitterung führte.

Deutschland fehlten 1918 ein Pétain und ein Clemenceau.

Nicht einmal der Versuch wurde von den Regierenden des Kaiserreiches gemacht, den alten Staat zu retten. Konnte oder wollte man nichts dagegen tun?

Sie kapitulierten stattdessen später ohne Widerstand auf Gnade und Verderb vor den Alliierten. Nach Meinung von General Ludendorff geschah dies deshalb, weil die schwache Zivilregierung um Max von Baden von der für den 9. November geplanten Revolution im Voraus wusste.

Man sah das Hauptziel der Alliierten darin, einen Sturz der Monarchie in Deutschland herbeizuführen, aber keine bolschewistische Revolution, die auch die Entente hätte gefährden können.

Also machte man den Staatsstreich »von oben« und scheiterte trotzdem, weil die Alliierten, anders als erwartet, auch einem »kaiserfreien« Deutschland keine Gnade erwiesen. Es ging um Geopolitik und Welthandel, nicht um alte Herrscherhäuser!

Niemand hat bei der Niederlage Deutschlands eine erbärmlichere Rolle gespielt als die deutsche Bourgeoisie und das deutsche Beamtentum, das kurz zuvor noch Kaiser Wilhelm II. seiner Treue versichert hatte. Kurz nach Kriegsende entstand so die Geschichte vom »Dolchstoß der Heimat gegen die kämpfende Front«.

Sie wurde einer der »Sargnägel« der demokratischen Weimarer Republik. Nach 1945 dann von den Siegermächten als »Verschwörungstheorie« gebrandmarkt, wird sie heute enger gefasst als »endogener Faktor« diskutiert.



Abb. 33 Das Treffen von Doullens am 21. März 1918, das von Clemenceau veranlasst wurde, erwies sich als entscheidend. Von links: Pétain, Foch (mit dem Stock in der Hand), Haig, Clemenceau und Poincaré. Bei diesem Treffen wurde Foch beauftragt, die Operationen der beiden Oberbefehlshaber Haig (auf britischer Seite) und Pétain zu koordinieren. Bereits 5 Tage später, im Rahmen der Schlacht von Amiens, konnte Foch die britische Front wieder schließen und stabilisieren.

Leitete ein »Burn-out« General Ludendorffs das Ende des Kaiserreichs ein?

Eine geradezu fatale Schwäche der deutschen Strategie des Ersten Weltkriegs hatte ihren Ursprung in der politischen Struktur des Kaiserreiches.

Die Autorität sowohl des Reichskanzlers als auch des Kaisers verringerte sich im Laufe des Krieges. Die Politiker des Reichstags in Berlin wurden immer aufsässiger.

Das Militär übernahm die Macht, und die Oberste Heeresleitung (OHL) unter Hindenburg und Ludendorff übte nach 1916 eine »stille«, das heißt inoffizielle Militärdiktatur aus.

In der Praxis war es General Ludendorff allein, der über die deutsche Strategie und viele andere Bereiche bestimmte. Zuerst war er sehr erfolgreich, doch dann begann die ständige Überforderung der Kräfte dieses wohl größten Strategen des Ersten Weltkrieges beim Doppelkampf gegen die Entente und die Widersacher im Berliner Reichstag ihren Tribut zu fordern. Dazu kam seine unablässige Sorge um kleinste Einzelheiten bis hin zur Verzettelung.

Mitte Juli 1918, als die Paris bedrohenden Offensiven vor Reims gescheitert waren, bemerkten seine Stabsoffiziere an ihm »riesige« Nervosität: Exzellenz schalte auf »völlig gebrochen«, er arbeite sich kaputt.

Schon am 25. April hatten Ludendorffs Nervosität und Ängstlichkeit die rechtzeitige Ausnutzung des deutschen Durchbruchs am Kemmelberg verhindert und möglicherweise die französische Front gerettet.

Am 17. Juli stöhnte er bei der französischen Mangin-Offensive: »Das ist der Zusammenbruch!« Sein Nervenkostüm hielt kaum mehr stand. Freilich war Ähnliches schon einmal geschehen, als sich Ludendorff zur Zeit der Friedensverhandlungen mit Russland in Brest-Litowsk zuerst auf Abmachungen des Kronrats berief und dann deren Vorhandensein in aller Form bestritt.

Nach dem schweren Misserfolg der 2. Deutschen Armee am 8. August 1918 schien der tatsächliche Lenker der Schlachten und des Reiches »nicht mehr normal«. Seine Hände zitterten unaufhörlich.

In ihrer Not schickte seine Entourage am 2. September 1918 den Nervenarzt Dr. Hochheimer mitten in eine Besprechung mit der Begründung, es handle sich um eine »dringende persönliche Unterredung«.

Dr. Hochheimer erklärte dem zuerst überraschten Ludendorff, er müsse die Seele des Ersten Generalquartiermeisters behandeln. Körper und Seele seien »verzerrt und versteift«. Nur mit Schlafen, Spazierengehen und der Atmung könne er neue Schöpferkraft gewinnen, wie Dr. Hochheimer sagte. Heute würden wir seinen Zustand als »Burn-out« bezeichnen.

Der Arzt stellte einen Plan auf, was Ludendorff entgegenkam. Er erfüllte ihn so gewissenhaft wie den Militärdienst.

Die Therapie schien anzuschlagen, doch das Ausscheiden Bulgariens aus der Koalition mit Deutschland am 28. September 1918 und damit der Verlust der Landbrücke in die verbündete Türkei lösten eine erneute psychische Krise bei Ludendorff aus.

Noch mitten in der Therapie suchte der Patient Ludendorff seinen nominellen Vorgesetzten Hindenburg auf und teilte ihm angeblich mit, dass die Lage der Armee einen sofortigen Waffenstillstand verlange, um einer Katastrophe vorzubeugen.

Er wolle die schwere Last jetzt von sich werfen. Der Waffenstillstand solle sofort erbeten werden, unmittelbar. Wie es aussieht, wurde Ludendorffs schlechter Gesundheitszustand von Offizieren seines Stabes ausgenutzt. So teilten Wilhelm Heye, Hermann Ritter Mertz von Quirnheim und Paul von Bartenwerffer dem nur auf einen solchen Anlass wartenden Auswärtigen Amt am 26. September eigenmächtig mit, dass Friedensverhandlungen sofort aufzunehmen seien. Von den Berliner Beamten kamen dann Wilsons »Vierzehn Punkte« ins Spiel. Damit trat man an den physisch angeschlagenen Ludendorff heran. Das Verhängnis für das Kaiserreich nahm nun seinen Lauf.

Seinen völlig überraschten Gesprächspartnern sagte der Erste Generalquartiermeister, er habe 6 Wochen in der Überzeugung gelebt, dass

er im Kronrat vom 14. August 1918 die Notwendigkeit von Friedensschritten verlangt hätte.

Teilnehmer der Sitzung erinnerten sich aber, dass Ludendorff dort starke Vorstellungen von einer unzerschellbaren deutschen Abwehr geweckt hatte.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Ludendorff Wilsons »Vierzehn Punkte« nie gelesen hatte. Er glaubte nach Meinung seiner Umgebung, dass die »Vierzehn Punkte« aus breiten Allgemeinplätzen bestünden, die viele Interpretationen zuließen.

Für Ludendorff stand fest, dass bei dem von ihm geplanten Waffenstillstand Deutschland seine vorteilhaften Positionen im Besitz von Belgien und Frankreich (Kohlegruben von Longwy) zugute kämen.

Er war der Überzeugung, dass dies Deutschland erlauben würde, Teile seiner Eroberungen im Osten gegen Zugeständnisse im Westen zu behalten. Mit Sicherheit würde Deutschland aber keine anderen Territorien einbüßen, die es vor Kriegsausbruch besessen hatte.

Entnervt durch den beständigen Hader mit dem Berliner Parlament und die von der SPD unterstützten Munitionsarbeiterstreiks im Reich, äußerte Ludendorff am 1. Oktober 1918 in einer Ansprache vor seinen Offizieren angeblich:

> Ich habe aber seine Majestät gebeten, jetzt auch diejenigen Kreise an die Regierung zu bringen, denen wir in der Hauptsache zu danken haben, dass wir so weit gekommen sind. […] Die sollen nun den Frieden schließen, der geschlossen werden muss. […] Die sollen die Suppe jetzt auslöffeln, die sie uns eingebrockt haben.

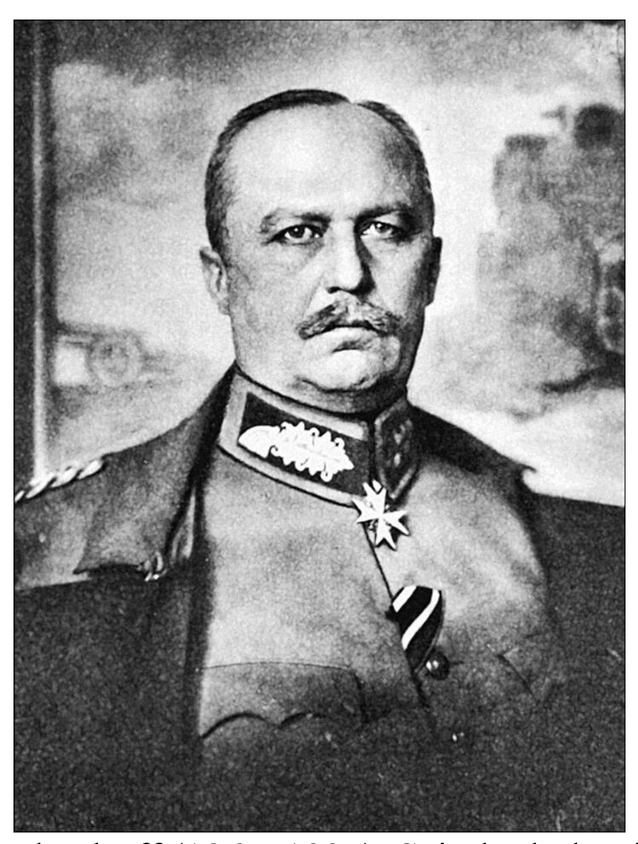


Abb. 34 Erich Ludendorff (1865–1937). Seit der bulgarischen Niederlage im September hatte sich seine psychische Überforderung zum »Burn-out« gesteigert. Sein Vorstoß bei der zivilen Reichsführung und dem Kaiser, um einen Waffenstillstand und Frieden auf der Grundlage der »Vierzehn Punkte« Wilsons zu bitten, löste Schock und Bestürzung aus.

Ludendorffs Wort war Befehl, trotz seiner offensichtlichen psychischen Erkrankung.

In Berlin wurde folgerichtig am 3. Oktober 1918 eine neue Regierung unter Prinz Max von Baden gebildet, zum ersten Mal mit sozialdemokratischer Beteiligung.

In der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober kabelte die Reichsregierung über die Schweiz ein Waffenstillstandsangebot nach Washington.

Realitätsferne deutsche Politiker waren nämlich davon ausgegangen, Frieden auf der Grundlage der Vierzehn Punkte schließen zu können, die US-Präsident Wilson am 8. Januar 1918 vor dem Kongress verkündet hatte.

Für den Fall aber, dass die Verhandlungen scheitern sollten, war Generalquartiermeister Ludendorff zum »Endkampf von Heer und Flotte«

entschlossen.

Es hieß am 5. Oktober in einem kaiserlichen Erlass:

> Lehnt der Feind den ehrenvollen Frieden ab, so weiß jeder Deutsche, dass er weiterkämpfen muss bis zum letzten Atemzug.

Es sollte anders kommen! Auf das deutsche Waffenstillstandsangebot folgte bis Anfang November 1918 ein längerer Notenwechsel zwischen Berlin und Washington.

Schon bald stellte sich heraus, dass Wilsons »Vierzehn Punkte« nur für die Alliierten gelten sollten. Ab 23. Oktober 1918 war klar, dass die amerikanische Regierung nichts anderes von Deutschland verlangte als die bedingungslose Kapitulation.

Mittlerweile hatte sich Ludendorff psychisch erholt. Er erkannte seinen fatalen Fehler und wollte nun weiterkämpfen lassen. Die Lage sei nicht hoffnungslos, die Alliierten würden immer schwächer werden, Deutschland habe den Vorteil der kurzen Linien.

Die Politiker in Berlin ließen sich das Heft dieses Mal von der OHL nicht wieder aus der Hand nehmen.

Besonders das Auswärtige Amt und seine Staatssekretäre intrigierten erfolgreich beim Kaiser, der nur noch Angst um das Fortbestehen seiner Dynastie zeigte.

Offizielle Dokumente der Reichskanzlei lassen die Ränkespiele der Politiker noch heute nachvollziehen. Sie schafften es! Am Abend des 26. Oktober musste von Hindenburg seinen Erlass zum Weiterkämpfen zurückziehen. Es war vorbei!

Ludendorff reichte am selben Tag das Gesuch um seine Entlassung beim Kaiser ein. Es wurde auf Drängen der Regierung Max von Badens angenommen.

Nachfolger Ludendorffs wurde am 29. Oktober 1918 sein Gegner General Wilhelm Groener, bis dahin Chef des Feldeisenbahnwesens und Sympathisant der SPD.

Groener sah seine Aufgabe angeblich nur noch in der Organisation eines geordneten Rückzuges und in der Beendigung von Zerstörungen bei diesem.

Schon am ersten Tag seines Amtes als Generalquartiermeister verhinderte er eine Rückkehr Kaiser Wilhelms II. in die Heimat, um dort die aufkeimende Revolution zu besiegen. Am 6. November 1918 teilte Groener Reichskanzler Max von Baden mit, dass er um sofortigen Waffenstillstand nachsuchen müsse, und am 9. November forderte er seinen Kaiser zur Abdankung auf.

Kurz danach unterdrückte Groener eine Offiziersrevolte gegen das neue System.

Ein Jahr später empfahl er der Weimarer Regierung dringend, das Friedensdiktat von Versailles zu unterschreiben.

Später litt Groener unter den Vorwürfen, als »roter Generalquartiermeister« nicht genug für seinen Kaiser getan und bei der Abwicklung des alten Systems mitgeholfen zu haben.

Unbestreitbar ist, dass Ludendorff faktisch für die schnelle Kriegsaufgabe Deutschlands mitverantwortlich war, auch wenn er irrtümlich glaubte, mit seiner Initiative den Krieg auf der Basis des »Unentschiedens« enden lassen zu können.

Als er seinen Irrtum erkannte, war es zu spät!

So führte die Erkrankung eines einzigen Mannes direkt in den Untergang des Zweiten Deutschen Reiches.

Es hatte ja schon einmal einen Krankheitsfall gegeben, der ein Kaiserreich vernichtete: Es sei an jene Schlacht von Waterloo erinnert, als sich Napoleon I. am 18. Juni 1815, geschwächt von einem nächtlichen Epilepsieanfall, im entscheidenden Moment vom Schlachtfeld zurückziehen musste und Marschall Ney ohne kaiserliche Aufsicht die zuerst chancenreiche Schlacht verspielte.

Russische Geheimarchive bringen die Wahrheit nach 100 Jahren ans Licht

Tief in russischen Archiven warten immer noch Schätze aus Deutschland auf ihre Entdeckung. Zu ihnen gehörten auch die bisher unveröffentlichten Aufzeichnungen des führenden deutschen Geheimdienstlers Walter Nicolai. Veröffentlichte Auszüge fördern Unglaubliches zutage. Am 26. Oktober 1918 lag der Chef des militärischen deutschen Nachrichtendienstes, Oberstleutnant Nicolai, influenzageschwächt im Bett, als sich der schwedische Militärattaché Oberst Nils Adlercreutz dringend bei ihm melden ließ. Der Oberst entschuldigte sich zuerst für sein ungewöhnliches Auftreten und sei dann zur Sache gekommen:

> Was er jetzt tue, entspräche zwar nicht seinen Pflichten als neutraler Militärattaché, nachdem er aber vier Jahre lang unseren militärischen Kampf miterlebt habe, fühle er sich als Soldat und Kamerad verpflichtet zu sprechen. Er beschwöre mich, dass wir die Waffen nicht niederlegen, er kenne die Berichte seiner Kameraden aus Paris und London. Ich frage ihn nicht nach Einzelheiten, entnehme aber aus seinen Andeutungen, dass in beiden Hauptstädten und Regierungen dieselben inneren Schwierigkeiten gegen die Fortsetzung des Krieges beständen wie bei uns und der feindliche Kampfeswille vor dem Zusammenbrechen gegenüber der auch ihnen drohenden bolschewistischen Gefahr stehe, wenn Deutschland festbliebe.

Nicolai dankte dem Schweden für seine Intervention, doch sie käme zu spät, »da Ludendorff heute Vormittag entlassen sei«. Das Verhängnis für Kaiser Wilhelms Reich nahm unerbittlich seinen Lauf.

Der größte Betrug seit dem Trojanischen Pferd? Wilsons »Vierzehn Punkte«

Die Umstände, wie das militärisch angeschlagene, aber noch unbesiegte Kaiserreich so schnell im Oktober 1918 das Handtuch warf, sind bis heute von einem Nebel aus Lügen umgeben.

Alles begann mit dem die Welt überraschenden deutschen Waffenstillstandsersuchen an US-Präsident Wilson.

Ein Waffenstillstand wird in der Erwartung geschlossen, dass eine Einstellung der Feindseligkeiten den Kriegsparteien alle Möglichkeiten lässt. Manchmal führt dies zum Scheitern der Verhandlungen, und die Kampfhandlungen werden danach wieder aufgenommen, während es in anderen Fällen zum Frieden kommt. Im Herbst 1918 besiegelte er das Schicksal Deutschlands.

Tatsächlich hatte sich die neue deutsche Regierung des Reichskanzlers Max von Baden unter dem Druck des psychischen Nervenzusammenbruchs von »Militärdiktator« General Ludendorff in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 1918 dazu hinreißen lassen, den amerikanischen Präsidenten Wilson um Einleitung von Verhandlungen zum sofortigen Abschluss eines Waffenstillstands zu bitten, unter Zugrundelegung der »14 plus 4« Programmpunkte des amerikanischen Präsidenten vom Januar und Februar 1918.

Der Plan dazu war von langer Hand im deutschen Auswärtigen Amt vorbereitet worden und brauchte nur noch aus der Schublade geholt zu werden.

Es ist eines der Rätsel der Geschichte, warum niemand unter den deutschen Verantwortlichen auf die Idee kam, dass es sich hier möglicherweise um eine Kriegslist des Deutschlandfeindes Woodrow Wilson handelte.

Ursprünglich waren Wilsons »Vierzehn Punkte« am 8. Januar 1918, also einen Tag nach Lenins Angebot für einen Separatfrieden mit Deutschland, verkündet worden. Der US-Präsident hatte sein »Vierzehn-Punkte-

Programm« nur 2 Monate nach dem von den russischen Volkskommissaren verabschiedeten Dekret über einen Frieden Russlands mit Deutschland und Österreich vorgelegt.

Da Wilsons »Vierzehn Punkte« weder Annektierungen noch Reparationen vorsahen, wollte der US-Präsident auf diese Weise einen Separatfrieden verhindern und die Friedensverhandlungen zwischen Russland und dem Deutschen Reich hintertreiben.

Wilson hoffte, dass die Soldaten beider Seiten der Ostfront in der Hoffnung auf eine »heile Welt« freiwillig ihre Waffen niederlegen und sich gegen ihre Regierungen erheben würden. Nach Meinung des französischen Historikers Jean-Baptiste Duroselle sei es Wilson um die Auslösung einer »subversiven Revolution« gegangen.

Eine weitere Stoßrichtung waren auch die feindlichen Vielvölkerstaaten Türkei und Österreich-Ungarn, deren Auflösung in unabhängige Länder verlangt wurde.

Erfunden hatte die »Vierzehn Punkte« der 28-jährige Präsidentenberater Walter Lippmann. Sein Einfluss auf die Technik der US-Propaganda war gewaltig. Lippmann hatte sich erfolgreich vor dem Wehrdienst drücken können, den er hingegen für die anderen jungen Amerikaner forderte, und wurde durch den Morgan-Partner Willard Straight in Stellung gebracht.

Am 11. Februar 1918 ergänzte man weitere vier Punkte, die am 6. April, von Wilson an Deutschland gewandt, folgendermaßen verkündet wurden:

> Wir sind nicht eifersüchtig auf die deutsche Größe, und es ist nichts in diesem Programm, wodurch sie verringert wird. Wir wünschen nicht, Deutschland zu verletzen oder in irgendeiner Weise seinen berechtigten Einfluss oder seine Macht zu hemmen. […] Wir wollen Deutschland nicht bekämpfen, weder mit Waffen noch mit feindlichen Handelsmethoden, wenn es bereit ist, sich uns und anderen friedliebenden Nationen mit Verträgen der Gerechtigkeit, des Rechts und der Fairness anzuschließen. Wir wünschen nur, dass Deutschland einen Platz der Gleichberechtigung unter den Völkern einnimmt, anstatt der Vorherrschaft.

Das klang recht versöhnlich angesichts eines seit Jahren tobenden Materialkriegs und wurde so von der angloamerikanischen Propaganda entsprechend nach außen suggeriert. Gesteuert wurde dies von der sogenannten »Vereinigung der Freunde der Deutschen Demokratie« (Friends of German Democracy), die sich in New York unter der geistigen Führung des deutschen Emigranten und Multimillionärs Otto Kahn gebildet hatte.

Nach völligem Fehlschlag der anfänglichen US-Propaganda gegenüber Deutschland, die liberalistischen Gedankengängen ausgewanderter deutscher Demokraten des Aufstands von 1848 entnommen war, hatte Kahn Wirksameres entdeckt: Man würde ein neues »Trojanisches Pferd« gegen die unbotmäßigen Mittelmächte aussenden.

Von diesem Augenblick an traten die »Vierzehn Punkte« Wilsons in Erscheinung. Die USA sollten so die Rolle eines ehrlichen Maklers bekommen, der nur aus Gründen des verbrecherischen U-Boot-Krieges in den Krieg gezwungen worden sei und dem es lediglich um höhere Ideale gehe – zum Wohle der gesamten Menschheit.

Die Rechnung der Wall-Street-Drahtzieher ging auf: Eine rettende Möglichkeit dämmerte in vielen deutschen Köpfen auf, mit Ehren aus diesem Krieg hervorgehen zu können!

In diesem Fall hatte Lippmanns Propagandaidee geradezu überwältigende, schicksalhafte Folgen bis hinauf zum Deutschen Kaiser. Ein Trommelfeuer der alliierten und neutralen Weltpresse setzte ein, und plötzlich kam aus dem deutschen Volk der Heimat ein Echo, das immer stärker wurde.

Ein 70-Millionen-Volk begann an die »Vierzehn Punkte« Wilsons zu glauben und erbat in dieser trügerischen Hoffnung einen gerechten Waffenstillstand, um dann, aus dieser Illusion betrogen, widerstandslos herauszustürzen.

Dazu beigetragen hatte auch der deutsche politische Nachrichtendienst, der erst im Krieg geschaffen worden war, als der Abgeordnete Erzberger sich dem Auswärtigen Amt zu diesem Zweck anbot.

Erzberger war zwar ein gewiefter Politiker unter dem Gesichtspunkt des interparlamentarischen Lebens, nach Fähigkeiten war er aber den

Staatsmännern der Gegenseite völlig unterlegen. Seine Verstrickung in die deutsche Parteipolitik veranlasste ihn zudem, die in Kriegszeiten dringend gebotene Objektivität zu vernachlässigen und stattdessen den außenpolitischen Nachrichtendienst zum Werkzeug einer vorgefassten Meinung, des Verständigungsgedankens um jeden Preis, zu machen, bis hin zur Inkaufnahme der eigenen Niederlage. Von dort war es nicht weit bis zum Verrat eigener Interessen.

So wurden nach Meinung des ehemaligen Chefs des Nachrichtendienstes der Obersten Heeresleitung, Oberst Walter Nicolai, die Rolle dieses politischen Nachrichtendienstes im Weltkrieg und sein Einfluss durch die Stellung des Abgeordneten Erzberger im Reichstag auf weite, gutgläubige Kreise verhängnisvoll.

Diese Schwäche wurde, so Nicolai, vom Feind erkannt und zum Betrug am deutschen Volk ausgenutzt. Nicolais militärischer Nachrichtendienst (Abteilung III b) dagegen berichtete über die unerbittliche Wahrheit, dass es sich hier nur um eine perfide Kriegslist handelte.

Auf diesen Meldungen beruhte das spätere Verlangen der Obersten Heeresleitung von Ende Oktober, wieder weiterzukämpfen und das Gewehr nach Hindenburgs Warnung »nicht eine Minute zu früh an die Wand zu stellen«.

Aber nicht nur der militärische Nachrichtendienst, sondern auch der als liberal geltende Prinz Max von Baden, der letzte Reichskanzler des Kaiserreichs, teilte diese Warnung. Max von Baden schrieb:

> Wenn das richtig war, dann musste ja der geplante Hilfeschrei dazu führen, dass unsere Millionenheere die Waffen wegwarfen und die Meute der Feinde jubelnd zur Todeshatz antrat.

Max von Baden, der keinesfalls der Durchhaltepartei angehörte, erkannte, dass das Friedensangebot vom 3. Oktober mehr dem Stressabbau von Ludendorff diente und dass die Hoffnung auf Wilson trügerisch war. Da nutzte es auch nichts, dass Max den Bankier von Warburg als einen der besten Kenner der amerikanischen Verhältnisse aufbot, der als Zivilist die Entscheidungsträger warnte: »Ich beschwöre Sie, machen Sie jetzt nicht Schluss!«

Kaiser Wilhelm II. folgte Ludendorff und den Einflüsterern des Auswärtigen Amtes. Er gab die Order, das Waffenstillstandsangebot in der Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 1918 den Alliierten über die Schweiz zu unterbreiten. Damit hatte er, ohne es zu wissen, seinen Thron verspielt.

Die Unternehmer des Landes wussten jedoch, dass damit die Tage des alten Regimes gezählt waren. Am 9. Oktober trafen sich die führenden Eisenindustriellen in Düsseldorf mit dem Ziel, Wege zu erörtern, um die Revolution (!) und die Sozialisierung abzuwenden.

Sie vermuteten ganz richtig, dass sich die Regierung Max von Baden nicht länger als 4 bis 5 Wochen werde halten können, und sie schätzten das deutsche Bürgertum als zu schwach ein, als dass es als deren Verbündeter handeln könnte. Auch der französische Geheimdienst hatte durch hochstehenden Verrat noch vor den Amerikanern vom deutschen Waffenstillstandsangebot erfahren, und so konnte Marschall Foch in Ruhe die Gegenmaßnahmen vorbereiten.

Als die Deutschen dann 1940 die Geheimakten der Franzosen sichten konnten, fand man zwar die Beweise für den Verrat, aber der Name der Person blieb unbekannt. Es muss sich um eine wichtige deutsche Schlüsselpersönlichkeit gehandelt haben!

Auf das deutsche Waffenstillstandsangebot erfolgte bis zum Waffenstillstand vom 11. November 1918 ein längerer Notenwechsel zwischen Berlin und Washington.

In dessen Verlauf stellte sich schnell heraus, dass der US-Präsident von seinen eigenen »Vierzehn Punkten« abzurücken begann. Man hatte sich auf deutscher Seite hereinlegen lassen. Weil man hereingelegt werden wollte?

Aus Angst vor einem Umsturz nach dem überraschenden Ersuchen um Waffenstillstand hatte die OHL bereits am 15. Oktober 1918 das »Sturmbataillon Rohr« heimlich von der Front abgezogen und zum Schutz des Armee-Hauptquartiers sowie des Kaisers im belgischen Spa stationiert. Das »Sturmbataillon Rohr« galt als beste und treueste Einheit des Heeres und als dem Kronprinzen besonders ergeben. Dies zeigt, wie unsicher die Lage hinter der deutschen Front bereits von höchsten Stellen eingeschätzt wurde.

Als am 17. Oktober 1918 General Ludendorff und Feldmarschall Hindenburg zur »Großen Sitzung« vorgeladen wurden, um zu hören, wie lange das Heer einem alliierten Durchbruch Widerstand leisten könne, hatte sich Ludendorff wieder gefangen.

Er hoffte, die Westfront könne sich behaupten; garantieren wollte er nichts. Die Allianz der Entente habe ebenfalls Pech gehabt. Sie hätte einen strategischen Durchbruch vollbringen können, die Kampffront der Entente habe sich aber an dieser Stelle nicht auf der Höhe gezeigt wie bisher. Ihre Chance sei allerdings erhalten, da sich die Stimmung im deutschen Heer verschlechtere: »Diese Waffenstillstandsverhandlungen haben sehr böse Folgen.« Die Truppe vereinsame: »Ich vermisse aus der Heimat die Stimmung, dass der Soldat fern in Belgien den Deutschen Boden verteidige. Da kann ich nur die Bitte wiederholen: Packen Sie das Volk. Reißen Sie es hoch!« Ludendorff wollte weiterkämpfen, er schwor den »Kampf bis zum Äußersten«.

Mit ihrer dritten Note vom 23. Oktober 1918 griff die US-Regierung gar in deutsche Souveränitätsrechte ein und verlangte nichts anderes als eine bedingungslose Kapitulation und eine andere Verfassung für Deutschland. Dies hatte mit der ursprünglichen Idee vom 3. Oktober für einen Waffenstillstand nichts mehr zu tun.

Mit der Unterschrift »Hindenburg, im Felde, am 24. Oktober, abends 10 Uhr« ging folgerichtig ein Telegramm »an alle Truppen« mit der Nachricht, »dass für uns Soldaten unannehmbar US-Präsident Wilson die militärische Kapitulation fordere. Unsere Feinde führten das Wort Rechtsfrieden nur im Mund, um uns zu täuschen und unsere Widerstandskraft zu brechen.« Die Antwort sei die Aufbietung aller Kampfkräfte. Die Front müsse gehalten werden, bis der Gegner daran verzage und Kompromisswillen zeige.

Obwohl sich nun endgültig zeigte, dass die schlimmsten Befürchtungen der Gegner des vorzeitigen Waffenstillstandsangebots eingetroffen waren, klammerte sich das Kabinett von Baden nun unter dem Zureden von Außenminister Solf an die Lüge vom Verhandlungsfrieden.

Hindenburg musste seine Befehle auf Druck der Politiker und der Beamten des Außenministeriums widerrufen. Bis dahin war Hindenburgs Befehl längst bis zu einzelnen Bataillonen an der Front gelangt.

Dokumente des Außenministeriums zeigen, dass man dort trickreich die OHL ausmanövrierte und sich von der einmal eingeschlagenen Friedens-Kapitulationspolitik nicht mehr im Geringsten abbringen lassen wollte. Wir würden heute »alternativlos« sagen.

Prinz Max folgte erneut geradezu willenlos, obwohl er die möglichen schlimmen Folgen bereits Wochen zuvor erkannt hatte. Beruhte seine Schwäche auf Erpressung wegen seiner sexuellen Neigungen, oder war seine Grippeerkrankung schuld?

Die moderne deutsche Militärtechnik von Ende 1918, die in naher Zukunft zu Lande, zu Wasser und in der Luft fast ohne Gegenstücke auf alliierter Seite gewesen wäre, spielte weder bei Ludendorff noch bei seinen Gegnern eine größere Rolle.

Welch ein Gegensatz zu den Jahren 1944/45, als die Führung des Dritten Reiches ihre letzte Hoffnung auf Wunderwaffen setzte und alles dem Zeitgewinn unterordnete, um diese revolutionären Techniken noch zum Einsatz bringen zu können!

Wahrscheinlich wussten die deutschen Eliten 1918 nicht einmal darüber Bescheid, was sich überhaupt auf den Reißbrettern in Entwicklung befand. Viele hatten wohl auch keinerlei Verständnis für die Möglichkeiten, die sich daraus ergeben konnten.

Am Abend des 25. Oktober bat Max den Kaiser um Ludendorffs Abberufung. Nun kam es zu einem merkwürdigen Vorgang: Das Telegramm Max von Badens drang bis zur Bataillonsebene des Feldheeres durch und sorgte für Empörung. Dennoch nutzte alles nichts; Ludendorff wurde entlassen. Es kam für die neue Reichsführung trotz der brutalen Kapitulationsforderungen des Gegners nicht infrage, den Kampf wiederaufzunehmen.

Kurz zuvor hatte der angesehene General Max von Gallwitz sich geweigert, nach Ludendorffs Abgang die ihm angebotene Rolle eines »Militärdiktators« zu übernehmen, Prinz Max abzusetzen und den Krieg für Kaiser und Reich bis zu einem Ausgleichsfrieden weiterzuführen.

Der Prinz, nach Meinung von Berliner Polizeioffizieren der »Klasse der Männerfreunde« zugehörend, war mehreren einschlägigen Erpressungsverfahren ausgesetzt. So wird der homosexuelle letzte Kanzler

des deutschen Kaiserreichs als eine der schwächsten und angreifbarsten Personen gegolten haben, um das Reich in dieser Existenzkrise zu regieren. Er war nur etwa 35 Tage an der Macht. In dieser Zeit gab er schon einen Tag nach Regierungsantritt das Waffenstillstandsersuchen an Wilson heraus, obwohl er es für falsch hielt (wer zwang ihn dazu?).

Konsequent verhinderte er eine erneute Wiederaufnahme des Krieges, obwohl sich Wilsons »Vierzehn Punkte« als Mogelpackung entpuppt hatten, und ließ Ludendorff entlassen.



Abb. 35 Prinz Max von Baden (1867–1929), der letzte Reichskanzler des Deutschen Kaiserreichs unter Kaiser Wilhelm II. Am 9. November verkündete er eigenmächtig, der Kaiser habe abgedankt, und übergab sein Amt dem Führer der Sozialdemokraten, Friedrich Ebert. Prinz Max hätte die Monarchie retten können, aber als Homosexueller war er erpressbar und traute sich nicht, sich offen gegen Wilhelm II. und später die SPD zu stellen, weshalb er auch als »schwuler Totengräber des deutschen Kaiserreichs« bezeichnet wurde.

Um Wilson zu gefallen, beendete »Baden-Max« mit einem Telefonat ohne Zustimmung des Kaisers die Monarchie der Hohenzollern und übergab seine Amtsgeschäfte an SPD-Chef Friedrich Ebert. Eine Art »kalter Staatsstreich«.

Aber auch nach der Ablösung Ludendorffs empfahlen führende Generale wie von Gallwitz der neuen Regierung noch am 28. Oktober, über den Winter auszuhalten, weil man dann sicher einen Ausgleichsfrieden bekommen würde:

> Wenn der Gegner sieht, dass wir uns nicht besiegen lassen, werden wir einen besseren Frieden bekommen. […] Die diplomatischen Fäden können ruhig weitergesponnen werden. Sie müssten jedoch nicht mehr so öffentlich auf die Armee einwirken dürfen wie bisher.

Der Kräftezuwachs des Gegners sei durch die Kampfhandlungen aufgehoben worden. Die Kampfkraft der Franzosen sei erheblich zurückgegangen. Außerdem machten sich Friedensströmungen in den gegnerischen Ländern stark bemerkbar.

Die Regierung Max von Baden ließ sich auch durch den loyalen General von Gallwitz nicht beeindrucken.

Obwohl sich Wilsons »Vierzehn Punkte« schon mit seiner zweiten Note als verlogener Propagandatrick herausgestellt hatten, warfen deutsche Flugzeuge in der zweiten Oktoberhälfte 1918 Fliegerzettel über den englischen und amerikanischen Gräben ab, die besagten, dass Deutschland aufgrund der Wilson'schen Garantie für einen Waffenstillstand zum Frieden bereit sei. Eine solche Garantie gab es nicht! Die Propagandisten um Kahn und Lippmann dürften sich über so viel Einfalt vor Lachen die Bäuche gehalten haben.

Eine ganz unheilvolle Rolle für den Fortbestand des Zweiten Reiches spielte hier der neue Staatssekretär Matthias Erzberger. Seit Sommer 1917 galt er bei General Ludendorff als führender Anhänger des Defätismus. Erzberger betonte schon damals die »Nichtwirkung« des U-Boot-Krieges, obwohl schriftliche Unterlagen von ihm erklärten, ein Erfolg der deutschen U-Boote könne wohl 1919 oder 1920 eintreten.

Dieser im alten Kaiserreich bis dahin sehr umstrittene Mann riss Ende Oktober 1918 die Leitung der deutschen Waffenstillstandsdelegation an sich. Er hatte empfohlen, im Wald von Compiègne möglichst schuldbewusst aufzutreten, unterwürfig alles zu unterschreiben, um Verzeihung zu betteln und an die Moral der Gegner zu appellieren.

Den Alliierten war es so ein Leichtes, bei derartigen Verhandlungsstrategen gnadenlos ihre Forderungen durchzusetzen. Später versuchte man Erzbergers katastrophale Verhandlungstaktik damit zu entschuldigen, dass sein einziger Sohn, gerade zum Heer eingezogen, vor den Verhandlungen in einem Karlsruher Lazarett an der Spanischen Grippe verstorben war.

In Versailles setzte sich Erzberger einige Monate später aber genauso leidenschaftlich für die Annahme des alliierten Friedensdiktats ein und befleißigte sich als Finanzminister der Weimarer Republik, den knechtenden Reparationsforderungen peinlich genau nachzukommen. Schließlich war er in weiten Kreisen so verhasst, dass Mitglieder der »Organisation Consul« ihn 1921 ermordeten.

Um die Deutschen in falscher Sicherheit zu wiegen und sie dazu zu bewegen, ihre Waffen abzuliefern, schob Wilson am 5. November 1918 eine weitere Note nach:

> Die alliierten und assoziierten Mächte … erklären ihre Bereitschaft zum Friedensschluss mit der deutschen Regierung aufgrund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongress vom 8. Januar 1918 niedergelegt sind.

Damit ist bewiesen, dass 4 Tage vor Beginn der offiziellen Waffenstillstandsverhandlungen Präsident Wilson noch einmal Deutschland zusagte, auf der Grundlage seiner »Vierzehn Punkte« Frieden schließen zu wollen. Dies kam völkerrechtlich einem Friedensvertrag gleich, dem nur noch die endgültige Form fehlte.

Lug und Täuschung, wohin man sah!

Als am 6. November in Deutschland auch noch die Revolution ausbrach, hatte sich die Verhandlungsposition des Deutschen Reiches noch weiter verschlechtert. Dies machte es der Entente leicht, ihre Forderungen nach

einer Unterwerfung Deutschlands vorzulegen. Marschall Foch hatte auch hiervon noch vor der deutschen Waffenstillstandsdelegation durch Verrat erfahren.

Nun verlangte auch Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg notgedrungen, schnell einen Waffenstillstand abzuschließen, um die Revolution im Reich noch niederschlagen zu können. Im belgischen Beverloo war dies unter Einsatz von Tanks und Flugzeugen gegen aufständische Marinetruppen gerade noch einmal gelungen. Den Kern der Aufständischen bildeten nach Belgien wegen Befehls- und Gehorsamsverweigerungen strafversetzte Matrosen verschiedener Schiffe der Hochseeflotte.

Es ist nie richtig untersucht worden, inwieweit Politiker wie Erzberger und die Vertreter des Auswärtigen Amts um Solf von der Ernsthaftigkeit der »Vierzehn Punkte« Präsident Wilsons wirklich überzeugt waren, als sie noch vor Ausbruch der Revolution im Reich Forderung auf Forderung der Alliierten erfüllten und den Verzicht auf die ursprünglich bei einem Scheitern der Verhandlungen fest vorgesehene Wiederaufnahme der Kriegshandlungen durchsetzten.

War dies eine Verratshandlung zugunsten der Gegner, oder wusste man von der geplanten Revolution?

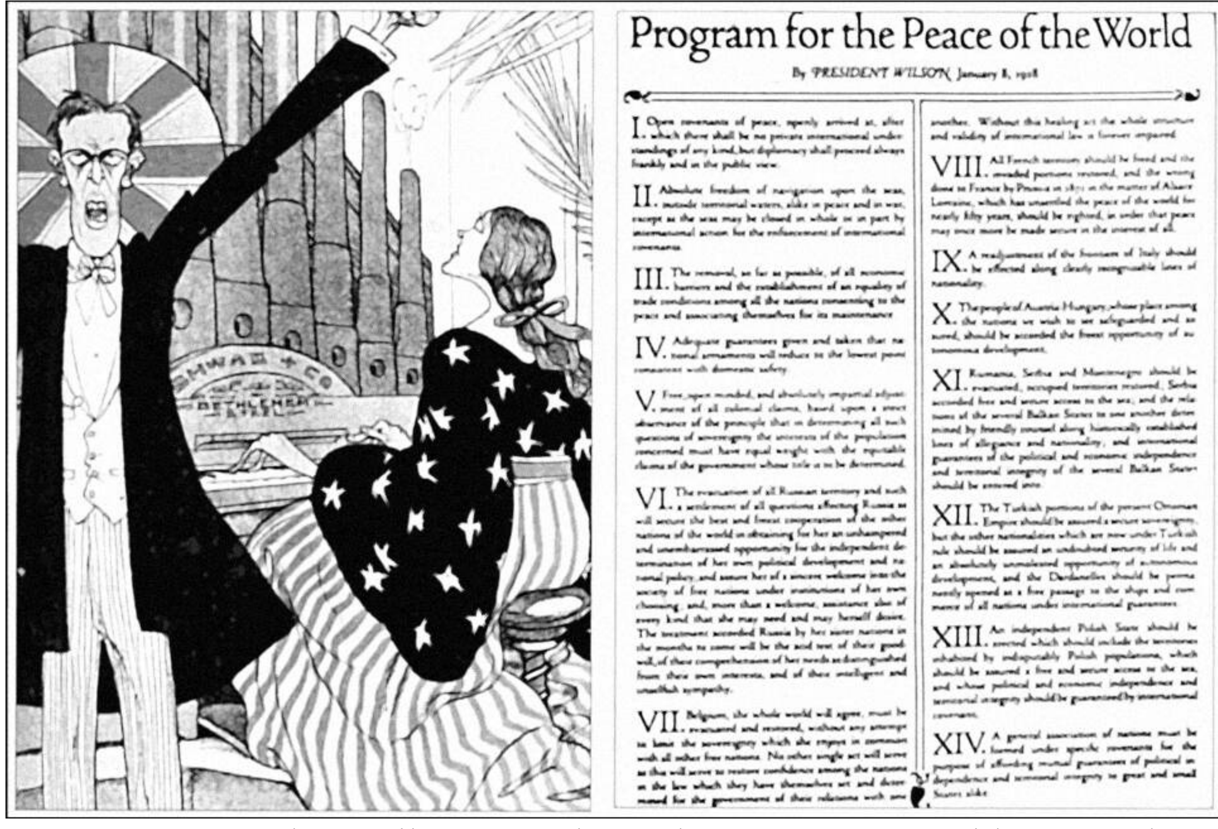


Abb. 36 Deutsche Karikatur aus dem Jahre 1918: US-Präsident Woodrow Wilson stimmt ein Lied auf die Freundschaft zum deutschen Volk an, doch die Pfeifen der amerikanischen Orgel bestehen aus den Kanonen, die den Alliierten verkauft werden. Der Geist des US-Kreuzzugs für die »Demokratie« und den »ewigen Frieden« wohnte auch Wilsons »Vierzehn Punkten« inne. Am 27. September 1918, also 2 Tage bevor Ludendorff den Reichstag aufgefordert hatte, Verhandlungen über einen Waffenstillstand mit Wilson zu beginnen, bemerkte der US-Präsident bezeichnenderweise: »Deutschland deutet uns fortwährend die Bedingungen an, die es anzunehmen bereit wäre, doch es erfährt immer wieder, dass die Welt keine Friedensbedingungen haben will.«

Tatsächlich gibt es einige Auffälligkeiten im Zusammenhang mit dem deutschen Waffenstillstandsersuchen an US-Präsident Wilson, die nachdenklich machen.

Warnungen vor der unerbittlichen Tatsache des unverminderten Vernichtungswillens der alliierten Feindmächte gab es auch im Sommer 1918 genug vonseiten der Abteilung III b (Militärischer Nachrichtendienst),

und auch die möglichen Rückwirkungen eines Waffenstillstandsangebotes auf die brodelnde Stimmung im Kaiserreich und die zunehmende Revolutionsgefahr wurden nach oben gemeldet, aber bei den anstehenden Entscheidungen nicht betrachtet.

Die Frage ist, ob die verantwortlichen Zirkel beim Auswärtigen Amt und der obersten Militärführung tatsächlich an die Verwirklichung von Wilsons Vierzehn Punkten glaubten.

So gab Generalmajor Paul von Bartenwerffer, Chef der Politischen Abteilung der OHL, dem Geheimdienstchef Oberst Walter Nicolai bereits wenige Tage nach Übermittlung des deutschen Waffenstillstandsangebots an die Amerikaner (7. Oktober 1918) ein Bild der zu erwartenden feindlichen Friedensbedingungen, das ungefähr den späteren Wirklichkeiten entsprach. Nicolai war erschüttert, weil von Bartenwerffer gleichzeitig keinen Willen zum Widerstand erkennen ließ. Eine solche Haltung stand im krassen Gegensatz zu Hindenburg und Ludendorff, die weiterkämpfen wollten, falls die Alliierten das Waffenstillstandsangebot zur Unterwerfung Deutschlands auszunutzen versuchten.

Der Geheimdienstchef kritisierte in seinen jahrzehntelang in Moskauer Geheimarchiven versteckt gehaltenen Aufzeichnungen in diesem Zusammenhang auch die OHL-Offiziere Oberst Hans Maximilian Gustav von Haeften, Oberst Hans-Wolfgang Herwarth von Bittenfeld und Major Joachim von Stülpnagel.

Schon lange vorher war der bis heute geheimnisumwitterte Oberst am 22. September 1917 zu einer Besprechung über die Aufklärung der Truppen in die Berliner Reichskanzlei gebeten worden. Nicolais Abteilung sollte veranlassen, dass dem Heer ein Verzichtsfrieden schmackhaft gemacht werde. Er stellte aber eine Ablehnung in Aussicht, weil das kein Thema zur Belebung der Kampfkraft der Truppen sei. Nach dem Krieg bezeichnete General Ludendorff diese Zeit einmal als den Beginn der »Revolution gegen das Heer«.

Ludendorff zerbrach im August 1918, so Nicolai, auch daran, dass der Zweifrontenkrieg gegen Ost und West, zu dem Ludendorff sich gewachsen fühlte, zu einem Zweifrontenkrieg gegen einen äußeren und inneren Feind geworden war. Ludendorffs Weigerung, diesen zu führen, beruhte auf

seinem »soldatischen Empfinden«, nach dem es unverständlich schien, wie das Volk sich gegen das eigene Heer erheben könnte, und dass es in der Heimat nicht einen Mann gäbe, dies zu verhindern.

Als 1933 dann Hitler die Macht übernahm, war für Ludendorff, noch ehe die äußere Form der neuen Macht feststand, klar, dass ein neuer Krieg unvermeidlich war. Er warnte Nicolai deshalb:

> Wenn Sie das noch erleben und wenn Sie Einfluss haben, dann sorgen Sie dafür, dass sich das Volk nicht wieder gegen das Heer erhebt und seine Führung zerschlägt.

Es sollte nicht so weit kommen, denn Nicolai wurde von Hitlers Abwehrchef Admiral Canaris als Mitarbeiter kategorisch abgewiesen. Man wollte sich bei den eigenen, durchaus regimefeindlichen Aktivitäten vom Vorgänger wohl nicht in die Karten schauen lassen.

Im Sommer 1918 blieb anscheinend bei der deutschen Führung nichts mehr geheim. Schon einen Tag nach dem Beschluss zum Waffenstillstandsangebot im Großen Hauptquartier am 29. September 1918 waren Details des Beschlusses durch den Verrat eines revolutionären Telegrafensekretärs im GrHQu (Großen Hauptquartier) nach Berlin zu Politik und Presse gelangt.

Um das Waffenstillstandsangebot vom 3. Oktober 1918 als alternativlos erscheinen zu lassen, griff man in hohen deutschen Kreisen auch zu Lüge und Fälschung, wie Generalfeldmarschall von Hindenburg am 20. Oktober 1918 empört feststellen musste. Hindenburg telegrafierte an den neuen Reichskanzler Max von Baden: Sein Name werde dazu missbraucht, völlig verzweifelte Stimmung zu erzeugen. Ihm würden Äußerungen nachgesagt, wir könnten keinen Widerstand mehr leisten, könnten das Heer nicht mehr zusammenhalten, die Frist zählte nur noch Stunden, usw. All diese Äußerungen seien rücksichtslos erfunden. Wer sie in seinem oder Ludendorffs Namen weitergebe, leiste dem Feinde Vorschub.

Es ist nie bekannt geworden welche Leute bei der OHL hinter diesen Lügen standen. Bis heute werden ihre erfundenen Äußerungen in der Geschichtsschreibung gern als Beleg für die angebliche Aussichtslosigkeit

weiteren deutschen Widerstands gegen die Alliierten im Herbst 1918 verwendet.

Manchen der führenden deutschen Verantwortlichen dürfte bekannt gewesen sein, dass US-Präsident Wilson nichts anderes war als ein willfähriger Interessenvertreter der Wall-Street-Banken, besonders aber von J. P. Morgan.

Schon 1912 hatte der Geldadel Wilsons Wahlkampfhauptquartier gestellt; mehr als zwei Drittel seiner Wahlkampfmittel stammten direkt von den Finanziers der Wall Street.

Man hatte sicherheitshalber dafür gesorgt, dass sich Wilson als Graue Eminenz den Vertrauensmann der Banker und überzeugten Deutschlandfeind Edward Mandell House als erste Hand zur Seite stellte. »Colonel« House kontrollierte jeden Schritt Wilsons, sodass die Regierungsgewalt in Amerika Zug um Zug in die Hände der Investmentbanker um J. P. Morgan fiel.

Für diese Leute wäre ein 1918 durchaus möglicher Ausgleichsfrieden zwischen Deutschland und den Alliierten gleichbedeutend mit dem eigenen Ruin gewesen.

In diesem Fall hätte jeder Kriegsteilnehmer seine eigenen Schulden zahlen müssen. Das Problem war, wie der deutsche Reeder Albert Ballin richtig feststellte, dass das deutsche Volk den größten Teil seiner Schulden sich selbst schulde, während England bei Amerika eine enorme Schuldenlast abzutragen haben werde.

Deutschland wäre in diesem Fall zwar wirtschaftlich geschwächt gewesen, England aber bankrott und die amerikanische Wirtschaft in einer Depression; ganz davon abgesehen, dass Deutschland seine der angloamerikanischen Elite verhasste Führungsposition in Europa behalten hätte. Genau darum ging es! Man wollte ungestört herrschen und Geschäfte machen.

Der ehemalige US-Außenminister Henry Kissinger bestätigte in der *Welt am Sonntag* vom 13. November 1994:

> Letztlich wurden zwei Weltkriege geführt, um eine dominante Rolle Deutschlands zu verhindern.

Insofern ist die These nicht ohne Rechtfertigung, dass es sich beim »Vierzehn-Punkte-Programm« von US-Präsident Wilson zuerst um einen vergeblichen Versuch handelte, den Frieden zwischen Russland und Deutschland/Österreich zu hintertreiben. Später wurde daraus, nicht ohne Mithilfe deutscher Industrieller, Politiker, Offiziere und Beamter, die wohl erfolgreichste Kriegslist seit dem Trojanischen Pferd.

Dass Wilsons Vierzehn Punkte generell nicht ehrlich gemeint sein konnten, zeigt sich daran, dass sie für betroffene Völker im alliierten Machtbereich wie die Iren oder Inder nicht durchgesetzt wurden.

Tatsächlich war die Unabhängigkeit der Nationen in Wilsons Programm nichts anderes als ein Mittel zur Beseitigung der Kaiserreiche. So wurden nach Kriegsende Deutsche in Oberschlesien, Westpreußen und Posen den Polen zugeschlagen. Deutsche aus dem Sudetenland und Slowaken wurden in die Tschechoslowakei gezwungen. Österreicher aus Südtirol kamen zu Italien; Kroaten, Slowenen, Mazedonier und Bosnier mussten mit Serbien den neuen Vielvölkerstaat Jugoslawien bilden. In Wirklichkeit sollten auf diese Weise statt einer hehren Zukunft eine noch nie da gewesene Menge an Gründen für neuen Hass und neue Konflikte erzeugt werden.

Die Auswirkungen erstrecken sich bis ins 21. Jahrhundert. Diese unheilvollen Entwicklungen sah die deutsche Führung im Oktober 1918 natürlich nicht voraus und hoffte, das neue »Trojanische Pferd 2.0« namens »Vierzehn Punkte« würde, anders als Homers historischer Untergangsbringer, dem Kaiserreich einen gerechten Frieden bringen. Wie einstmals in Troja hörten die irregeleitete Menge und ihre nächsten Führer nicht auf die Warner und mussten den Preis für ihren fatalen Irrtum bezahlen.

Am Ende wurde der Ausbruch der Revolution in Deutschland zum Sargnagel aller weiteren militärischen Widerstandshoffnungen.

Nach 4 Jahren Krieg fand in Deutschland eine Revolution statt, die das Land zur Kapitulation zwang. Dazu schrieb der russische Politiker und Publizist Nikolai Starikow:

> Warum also fand die Revolution statt? Weil sie ausgelöst wurde. Die gleichen Kräfte, die das russische Reich im Februar und Oktober

> (1917) zu Boden warfen, standen nun bereit, den zweiten geopolitischen Rivalen zu begraben – das Reich Kaiser Wilhelms, und begraben haben sie es!

Deutschland hatte sich definitiv aus eigenen Stücken, ohne militärisch dazu gezwungen zu sein, seinen Kriegsfeinden selbst ausgeliefert. Und diese hatten durchaus eigene Probleme, wie wir noch sehen werden!

Die »Vierzehn Punkte« Wilsons sind also mit der jahrtausendealten Geschichte vom Trojanischen Pferd aus Homers weltberühmtem Epos zu vergleichen. Die Täuschungsaktionen wären in beiden Fällen gescheitert, wenn die vorgesehenen Opfer nicht selbst eine Bresche in ihre bis dahin unbezwungenen Festungen geschlagen hätten, um den Gegner hereinzulassen.

Es war nicht so sehr die angespannte militärische Lage 1918, sondern nach den Worten des englischen Historikers Niall Ferguson der »endogene Faktor«, der Deutschland niederwarf.

Generalfeldmarschall von Hindenburg sprach hier 1919 vor dem Untersuchungsausschuss des Reichstags vom »Dolchstoß in den Rücken der kämpfenden Front«.

Auch einflussreiche deutsche bürgerliche Kräfte wie der ehemalige Präsident der AEG und führende Rüstungsmanager Walther Rathenau machten nach dem Krieg Äußerungen, die darauf hindeuten, dass beim schnellen Untergang des Kaiserreiches manches nicht mit rechten Dingen zugegangen sein dürfte.

Rathenau schrieb dazu 1919 in seinem Buch *Der Kaiser* über Kaiser Wilhelm II., der ihn während des Krieges als guten Freund betrachtet hatte:

> Nie wird der Augenblick kommen, wo der Kaiser, als Sieger der Welt, mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durchs Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.

staunte nicht und hat in der langen Glanzzeit bis zum Kriege mir das Wort nicht vorgehalten. Als der Krieg begann, begegneten wir uns, beide vom schlimmen Ausgang überzeugt. Abermals widersprach er mir nicht, als ich sagte: Nie wird der Augenblick kommen, wo der Kaiser, als Sieger der Welt, mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durchs Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren. Nein! Nicht einer der Großen, die in diesen Krieg ziehen, wird diesen Krieg überdauern.

Abb. 37 Zitat aus dem von Walther Rathenau 1919 veröffentlichten Buch *Der Kaiser*. Rathenau bezieht sich hier auf ein Gespräch zwischen ihm und Bernhard Fürst von Bülow. Ludendorff warf Rathenau wegen dieser Textstelle später Defätismus vor. Arbeiteten Teile der deutschen Elite heimlich gegen das Zweite Reich?

Es ging hier noch um mehr, denn an anderer Stelle bekannte Rathenau:

> Diese Epoche war nicht nur eine deutsche, sondern eine allokzidentale. In Deutschland aber war sie Verrat an Geist und Vergangenheit, und in Deutschland stieg sie zum Gipfel. In Deutschland musste sie gebrochen werden. […] Um aber diese deutsche Epoche ins Herz zu treffen, musste im Namen der Geschichte das Sichtbarste, das Zweifelfreieste, das Größte und Vorbildliche geschehen.

Bekannt ist die Epoche. Wir haben sie entschleiert, ihr den Gegenbegriff der Mechanisierung und Beseelung entgegengehalten und durch dieses Zeichen ihren Teufelszauber gebrochen. Die Epoche war nicht bloß eine deutsche, sondern eine allokzidentale. In Deutschland aber war sie Verrat an Geist und Vergangenheit, und in Deutschland stieg sie zum Gipfel.

In Deutschland mußte sie gebrochen werden. Sind wir Wir, so ist der Besiegte befreit, der Sieger gebunden – das wird sich zeigen. Um aber diese Epoche zu treffen, diese deutsche Epoche ins Herz zu treffen, mußte im Namen der Geschichte das Sichtbarste, das Zweifelfreiste, das Größte und Vorbildliche geschehen.

Abb. 38 »… als Fortschrittshindernis musste Deutschlands Epoche gebrochen werden.« Dies schrieb nicht etwa ein Entente-Politiker, sondern Walther Rathenau, führender deutscher Rüstungsmanager und ehemaliger »Freund« Wilhelms II. im Jahr 1919.

Die Niederlage Deutschlands? Ein Mitglied der Geheimen Elite der Alliierten hätte dies kaum besser ausdrücken können.

General Ludendorff äußerte 1919 zu Rathenaus Buch vor dem Untersuchungsausschuss des Reichstages:

> Es waren also Strömungen im Volk vorhanden, die nicht die Ansicht der Obersten Heeresleitung vertraten, dass wir auf Sieg kämpfen mussten, und diesen Strömungen mussten wir Rechnung tragen.

Der spätere Außenminister der Weimarer Republik Walther Rathenau wurde am 24. Juni 1922 von Attentätern erschossen, weil er im Ersten Weltkrieg als Chef der deutschen Rohstoffversorgung versagt und nach dem

Krieg als Hauptvertreter der »Versailler Erfüllungspolitik« Deutschland entscheidend geschadet habe.

Es könnte 1918 noch weitere Einflüsse gegeben haben: Im Jahre 2015 entdeckte der Autor Michael Hesemann bei Recherchen für ein neues Buch im vatikanischen Geheimarchiv in den Akten der Münchner Nuntiatur ein aufrüttelndes Dokument.

Dabei handelt es sich um einen handschriftlichen Brief des damaligen Kölner Erzbischofs Felix Kardinal von Hartmann an den apostolischen Nuntius in München, Erzbischof Eugenio Pacelli, den späteren Papst Pius XII., vom 8. November 1918. Kardinal von Hartmann, der einer alten Beamtenfamilie entstammte, war ein persönlicher Freund des deutschen Kaisers Wilhelms II. Der Erzbischof schrieb:

> Seine Majestät der Kaiser lässt mir soeben mitteilen, dass nach ihm gestern zugegangenen Nachrichten der Groß-Orient beschlossen habe, zunächst alle Souveräne, in erster Linie ihn, den Kaiser, abzusetzen, dann die Kathol. Kirche zu vernichten (?), den Papst zu internieren etc. und schließlich eine Weltrepublik unter Führung des amerikanischen Großkapitals auf den Trümmern der bisherigen bürgerlichen Gesellschaft aufzurichten. Die deutschen Freimaurer seien dem Kaiser treu (was sehr zu bezweifeln ist!) und hätten ihn das wissen lassen. […]
>
> Ich habe geglaubt, verpflichtet zu sein, dies Eurer Excellenz zur Kenntnis zu bringen, und muss Eurem weisen Ermessen überlassen, ob Ihr die Mitteilung nach Rom weitergeben wollt. Das stürmische Verlangen der Sozialdemokraten, der Kaiser solle abdanken, gibt der Nachricht eine gewisse Bestätigung.

Arbeiteten Freimaurer aktiv am schnellen Untergang des Zweiten Reiches, und gab es beim Auswärtigen Amt oder der OHL Logenbrüder? Obwohl nachweislich ranghohe Freimaurer an der Amerikanischen und Französischen Revolution sowie an der italienischen Unabhängigkeitsbewegung beteiligt waren, wird jede Darstellung ihrer Rolle in der Gestaltung der Geschichte schnell in den Bereich der

Verschwörungstheorien verbannt. Auch offene Kampfansagen gegen Papst und Kirche relativiert man gern.

Die Absetzung des Kaisers war jedenfalls gelungen.

Schleichende Todesgefahren: Die zwei Krankheiten des Kaiserreiches

Wenn Deutschland Ende 1918 waffentechnisch seinen Gegnern gewachsen war und seine Kriegführungsfähigkeit nicht gefährdet schien, muss es andere Gründe für die schnelle deutsche Niederlage gegeben haben.

Ludendorffs Burn-out war nicht die einzige Krankheit, die das Zweite Reich erschütterte. Je weiter das Jahr 1918 voranschritt, desto mehr begannen ein körperliches und ein seelisches Gift das Kaiserreich systemisch zu befallen, die verhängnisvoller wirkten als die schweren Verluste in den großen Schlachten.

Das körperliche Gift war die Grippe – die »Kemmel-Krankheit« –, wie sie von den in Flandern kämpfenden Truppen zunächst genannt wurde.

Man glaubte damals, diese »Spanische Krankheit« aus den von den Engländern bei der großen Frühjahrsoffensive verlassenen Lagern übernommen zu haben. In den unterernährten, durch den Kampf aufs Äußerste erschöpften Körpern der deutschen Frontsoldaten konnte die Grippe besonders leicht um sich greifen.

Ganze Kompanien waren vollkommen gefechtsunfähig, ganze Divisionen, wie beispielsweise die 10. Ersatzdivision, hatten abgelöst werden müssen, um in Ruhelagern ihren Gesundheitszustand wieder einigermaßen zu bessern.

Die neue Krankheit riss bedenkliche Lücken, die nicht vollwertig ausgefüllt werden konnten, denn der deutsche Ersatz aus der Heimat ließ immer mehr moralisch und an Zahl zu wünschen übrig.



Abb. 39 An der Spanischen Grippe Erkrankte in einem Notfallkrankenhaus in Kansas, USA, im Jahr 1918. Im Zuge ihrer erfolgreichen Frühjahrsoffensive im März 1918 gerieten dazu viele britische, französische und amerikanische Soldaten in Gefangenschaft, die bereits infiziert waren. Bald grassierte die Seuche unter den deutschen Frontsoldaten. Schätzungen gehen von bis zu 500000 Infizierten aus. Als die Kranken ab Anfang Juni massenhaft zur Erholung in die Heimat verlegt wurden, brachten sie die Erreger mit nach Deutschland.

Tatsächlich war die neue Krankheit offenbar mit US-amerikanischen Truppentransportern über den Atlantik nach Frankreich und England gelangt. Anfang April 1918 sind Grippeerkrankungen in der französischen Hafenstadt Brest bezeugt, die sich schnell sowohl unter der Zivilbevölkerung als auch unter den Soldaten in konzentrischen Kreisen ausbreiteten. Schon Ende April hielt die Epidemie britische, amerikanische, französische und vor allem deutsche Truppen in Schach.

Erich von Ludendorff beschwerte sich später in seinen Memoiren darüber, dass die Grippe oder das »Flandrische Fieber«, wie die Deutschen die Grippeerkrankung zuerst nannten, seine Schlachtpläne über den Haufen warf. Diese schwächte, so von Ludendorff, seine Männer und ließ ihre Kampfmoral sinken. Sie habe einiges dazu beigetragen, dass seine Offensiven fehlschlugen. Tatsächlich waren die Deutschen nicht die Einzigen, deren Operationen von der Grippe beeinflusst wurden.

So konnte im Mai 1918 die englische Flotte daher 2 Wochen lang nicht in See stechen, da insgesamt 10313 Mann krank waren. Dies wäre die

Gelegenheit für Deutschlands Hochseeflotte gewesen, die alliierte Seeblockade zu vernichten – wenn man von dem Problem der Royal Navy erfahren hätte. Man hat es angeblich nicht!

Die Grippe zog sich dann wieder zurück, und als der Sommer kam, wurde sogar den Ländern, die am stärksten heimgesucht worden waren, eine Art Galgenfrist gewährt. Die Seuche schien spurlos verschwunden zu sein.

Doch als sie einige Monate später zurückkam, war aus ihr ein monströser Killer geworden, der nicht mehr viel Ähnlichkeiten mit dem hatte, was man gemein unter einer »Influenza« verstand.

Forschungen im 21. Jahrhundert bewiesen dann, dass die »Spanische Grippe« überhaupt nicht spanischer Natur war, sondern in den USA durch ein frühes Biowaffenprogramm erzeugt worden war.

Sie war eine der erfolgreichsten bislang produzierten Biowaffen. Von 1918 bis 1920 tötete sie zwischen 25 und 50 Millionen Menschen. F. William Engdahl schrieb:

> Die »Spanische Grippe« ist als Biowaffe außer Kontrolle geraten und hat sich gegen ihre Erfinder genauso gewendet wie gegen die vorgesehenen deutschen Feinde.

Das Problem für Deutschland war nur, dass sie das Land mitten in seiner entscheidenden Offensive traf und diese so beträchtlich schwächte.

Dazu kam noch eine zweite giftige seelische Krankheit, die den Tod eines jeden Feldheeres bedeutet, wenn sie nicht gleich bei ihrem ersten Auftreten mit der Wurzel ausgerottet wird. Es war die »Flaumacherei«, die aus der allgemeinen Kriegsmüdigkeit entstand.

Was hatte Deutschland in diesen Kriegsmonaten und – jahren geleistet und gelitten!? Rumänien ausgeschaltet, Russland besiegt und zum Frieden genötigt, Italien gelähmt.

Doch dunkel waren auch die Wolken, die jene strahlende Siegessonne umgrenzten.

Die Entbehrung ging in Deutschland umher, begleitet von Kriegsmüdigkeit, Gleichgültigkeit, Unzufriedenheit und Meuterei, deren

Stichflamme im Juli 1917 bei der Hochseeflotte kurz, aber drohend aufgeschossen war.

Dunkle Kräfte wühlten im Innern, die mit Flaumacherei begannen und auf Kriegsdienstverweigerung abzielten.

Die lange Dauer des Krieges und die furchtbaren Blutopfer, die er forderte, aber auch die Entbehrungen, denen vor allem Frauen, Kinder und Alte in der Heimat ausgesetzt waren (zum Beispiel alliierte Seeblockade), boten der Zersetzungsarbeit willkommene Nahrung.

Im Januar 1918 traten allein in Berlin mindestens eine halbe Million Arbeiter in den Streik. Auch der Geist des an den Fronten stehenden Heeres war nicht mehr der vom August 1914, denn nur ein Bruchteil der alten Garde war nach so vielen mörderischen Schlachten noch am Leben. Der ewige verlustreiche Grabenkrieg der Westfront hatte den Kampfgeist abgestumpft. Der Missmut der Kämpfenden gegen Drückeberger und Geschäftemacher in Etappe und Kriegsindustrie wuchs sich zu üblem, grimmigem Hass aus.

Trotz allem hatten sich die deutschen Regimenter von März bis Juli 1918 in mehreren Offensiven erhoben und brachten die Alliierten im Westen wiederholt in größte Bedrängnis. Siegesmeldung reihte sich auf Siegesmeldung; die Zahlen an Gefangenen und Beute steigerten sich ins Fantastische. Der Sieg und mit ihm das Ende des furchtbaren Krieges schienen so gut wie sicher zu sein. Kaiser Wilhelm II. ließ im Reich Kirchen läuten, verteilte Champagner an seine Umgebung und gab den Schulkindern unterrichtsfrei.

Dennoch endete jede deutsche Offensive trotz Geländegewinn ohne Durchbruch. Die Alliierten, die mehrfach bereits die Kanalhäfen räumen und Paris aufgeben wollten, konnten aufatmen. Die Größe des erfochtenen taktischen Sieges durch die Deutschen vermochte nicht über den operativen Misserfolg hinwegzutäuschen. Dazu kam eine zielgerichtete alliierte Propaganda, die das deutsche Volk kriegsmüde werden ließ. Ganz öffentlich, durch Reden und in Presse und Schrifttum wurde gegen die Regierung, gegen die »Kriegshetzer« und »Militaristen« eine Sprache geführt, die im Angesicht des schwer ringenden Heeres unvorstellbar erscheint.

Nur mit größter Vorsicht und Einschränkung sollten wir das Wort »Dolchstoß« gebrauchen. Gewiss gab es Kanäle zu vaterlandslosen Menschen, denen die Entente das Gift des Verrats zuleiten konnte und die dieses Gift begierig aufnahmen, bewusst weiter verbreiteten und Teile der deutschen Arbeiter in gewissenloser Weise in Streik hetzten. Hinzu kamen hochstehende Drahtzieher, die hinter dem Rücken des Heeres in Fortführung ihres bisherigen Treibens mit allen Mitteln einem Sieg der deutschen Waffen entgegenarbeiteten.

Aber es muss unbedingt betont werden, dass die weitaus größte Masse des deutschen Volkes, gerade auch die arbeitenden Klassen, im Sommer 1918 den festen Willen zum Durchhalten besaß.

Hier allerdings beging die Elite Deutschlands schlimme Fehler: Als Kaiser Wilhelm II. noch Ende August 1918 eine Rede »voller Säbelgerassel und Fanfarengeschmetter« vor der Krupp-Belegschaft hielt, waren Hohngeschrei und Krawalle die Folge. Nur kurz zuvor hatte der Monarch die Henschel-Werke besucht und vor den gleichfalls kriegsmüden und hungernden Henschelianern statt einer ähnlichen Rede wie bei den Krupp-Werken auf Anraten des befreundeten Firmenchefs ernste, persönliche Gespräche mit den dortigen Arbeitern geführt. Das Ergebnis waren begeisterte Hochrufe auf den Kaiser!



Abb. 40 Verkehrsstreik und seine Folgen in Berlin 1918 – Vorgänge wie dieses Fuhrwerksgewimmel trugen zur latenten Demoralisierung der Eliten des Kaiserreiches bei.

Friedenssehnsucht war es, die die Deutschen, sogar das Feldheer selbst, immer unstillbarer beherrschte. Die Worte »Wir können nicht mehr!« brannten das Schicksal mit immer festeren, nicht mehr verlöschenden Zügen in die deutsche Volksseele. Die großen deutschen Siege im März, April und Mai 1918 hatten diesen Schmerz nur betäubt und hätten ihn gewiss überwunden, wenn sich an sie ein Enderfolg gereiht hätte. Als aber die gründlich vorbereitete Juli-Offensive Ludendorffs vor Reims erfolglos verlief, brach die Qual der Sehnsucht nach jenem Frieden um jeden Preis nur umso heftiger durch.

Gewiss waren alle Deutschen kriegsmüde und sehnten den Frieden herbei, doch mit einem Unterschied: Die deutschen Frontsoldaten taten dies

aus ideellen Gründen, weil sie ein starkes, freies Volk sein wollten, würdig der schweren Opfer, die es gebracht hatte. Die Verantwortlichen in der Heimat, die an den Fäden zogen, ersehnten dagegen den Frieden des Materialismus, begründet durch die trügerische Hoffnung auf internationale Gleichheit, Menschenwürde und Brüderlichkeit.

In ihrer Verblendung stellten sie eines nicht in Rechnung: den Patriotismus der feindlichen Völker und den durch lügnerische Kriegspropaganda der Angloamerikaner großgezüchteten Hass gegen Deutschland.

So zog es die Deutschen samt ihrem Reich unwiderstehlich in jenen finsteren Abgrund, der sich unter ihren Füßen aufgetan hatte.

Wie hätte ein todwunder Körper wie das Deutsche Kaiserreich im Herbst 1918 noch eine lebensstarke Seele bergen können?

Die innere Krankheit, die Deutschland befallen hatte, war zu schwer, und es gab gegen sie nach dem Friedensersuchen Prinz Max von Badens vom 4. Oktober 1918 kein Heilmittel mehr.

Kaiser, Regierung und Behörden zeigten sich schwächlich und unentschlossen. Obwohl von Polizei und Nachrichtendiensten genau über die drohende Gefahr ins Bild gesetzt, brachten sie nicht mehr den Mut auf, der überall hereinbrechenden roten Flut und den politischen Brandstiftern ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen.

Dass das deutsche Volk nach dem offensichtlichen Versagen seiner adligen Elite aber in einer Revolution sein Heilmittel zu finden glaubte, war der furchtbarste und tragischste Irrtum, der überhaupt auszudenken war. Für diese Revolution vom November 1918 lieferte sich Deutschland endgültig seinen unerbittlichen Gegnern aus. Dass sie unerbittlich waren, hätte aufgrund ihrer skrupellosen Hetzpropaganda klar sein müssen!

Man warf von vornherein Waffen und Wehr hin, sodass der Gegner ein leichtes Spiel hatte. Völlig unzureichend waren die Abwehrmaßnahmen gegen die psychologische Kriegführung der Gegner.

Die Deutschen vermochten Schlachten mit offenem Visier zu schlagen, Siege an Siege zu reihen und der ganzen Welt Erstaunen abzuringen, doch auf dem Gebiet des seelischen Ringens gegen dunkle Mächte der Propaganda und Zersetzung blieben die Verantwortlichen der deutschen

Elite reine Toren oder nützliche Idioten, die dem Feind bis zuletzt edle Motive zuerkannten.

Dem deutschen Volk wurde vonseiten der englischen Propaganda erklärt, der Krieg richte sich nur gegen den Kaiser und den von ihm verkörperten Militarismus, niemals aber gegen die lieben Deutschen selbst. In diesem Zusammenhang schrieb Sir Campbell Stuart, einer der führenden englischen Propagandisten des Weltkrieges, in seinem 1922 erschienenen Werk *Geheimnisse aus Crewe House:*

> Die englische Propaganda muss klarmachen, dass zwischen den feindlichen Völkern und dem dauernden Frieden nichts steht als die räuberischen Absichten ihrer Dynastie mit der militärischen und wirtschaftlichen Kaste. Sie mussten dem deutschen Volke einreden, dass es nicht die Absicht der Alliierten ist, irgendein Volk zu vernichten, sondern die Freiheit aller auf der Grundlage der Selbstbestimmung sicherzustellen, die unter endgültiger Zusicherung der Gerechtigkeit und des ehrlichen Spiels ausgeübt werden soll, dass es den feindlichen Völkern nur dann, wenn sie die Auffassung der Alliierten von einer Weltregelung annähmen, möglich sein werde, den infolge des jetzigen Krieges erlittenen Schaden zu beseitigen, den furchtbaren finanziellen Ruin abzuwenden und sich vor endlosem Elend zu retten.

So sei ein Umschwung Deutschlands nicht nur im Interesse der Alliierten, sondern auch im Interesse des deutschen Volkes selbst (!) das allererste Kriegsziel der Alliierten.

Deutschland habe deshalb die Wahl zwischen seinem eigenen dauernden Ruin, indem es bei seinem jetzigen Regierungssystem und seiner Politik bleibe, und dem Ausblick auf politische und ökonomische Erlösung, indem es sein militärisches System über den Haufen werfe, sodass es dann in der Lage wäre, sich aufrichtig dem alliierten Plan der Weltorganisation einzufügen.

General Ludendorff war einer der wenigen deutschen Führer des Weltkrieges, die die Gefahr erkannten und die Taktik der Engländer durchschauten. Wie richtig die Gegner den seelischen Zustand des

deutschen Volkes nach der Sommerwende 1918 eingeschätzt hatten, darüber blieb ihnen der 9. November 1918 den Beweis nicht schuldig!

Globale Kriegsmüdigkeit und Moralprobleme

Ab Ende 1917 stellte es sich für alle Kriegsparteien immer klarer heraus, dass weder Landstreitkräfte noch Seestreitkräfte oder wirtschaftliche Vernichtungsstrategien den Krieg zu einem schnellen Ende bringen konnten.

Nicht nur in Deutschland wackelte deshalb die Heimatfront, wo man genug von Verlusten und Entbehrungen hatte, die nur zur Bereicherung von Industriellen, Minenbesitzern und Finanzhaien zu führen schienen. Auch in England traten die Gewerkschaften immer selbstbewusster und aggressiver auf, mit einem ersten Höhepunkt im Frühjahr und Sommer 1917. Streiks und Demonstrationen breiteten sich auf Munitionsfabriken und andere Industrien in Schottland, London, Wales und den Midlands aus.

Der britischen Regierung gelang es mit Zugeständnissen und verstärkter Propaganda, den Deckel auf den schäumenden Topf zu stülpen. Doch die Unruhe blieb!

Aus Angst vor der Auslösung eines ähnlichen Arbeiteraufstands wie in Russland und um den Thron König Georgs V. nicht zu riskieren, entschlossen sich der Monarch und die Regierung Seiner Majestät, das schon in die Wege geleitete Asylangebot an den gestürzten russischen Zaren Nikolaus II. wieder zurückzuziehen – und überließen so den überraschten Zaren und seine Familie einem grausamen Tod in Jekaterinburg.

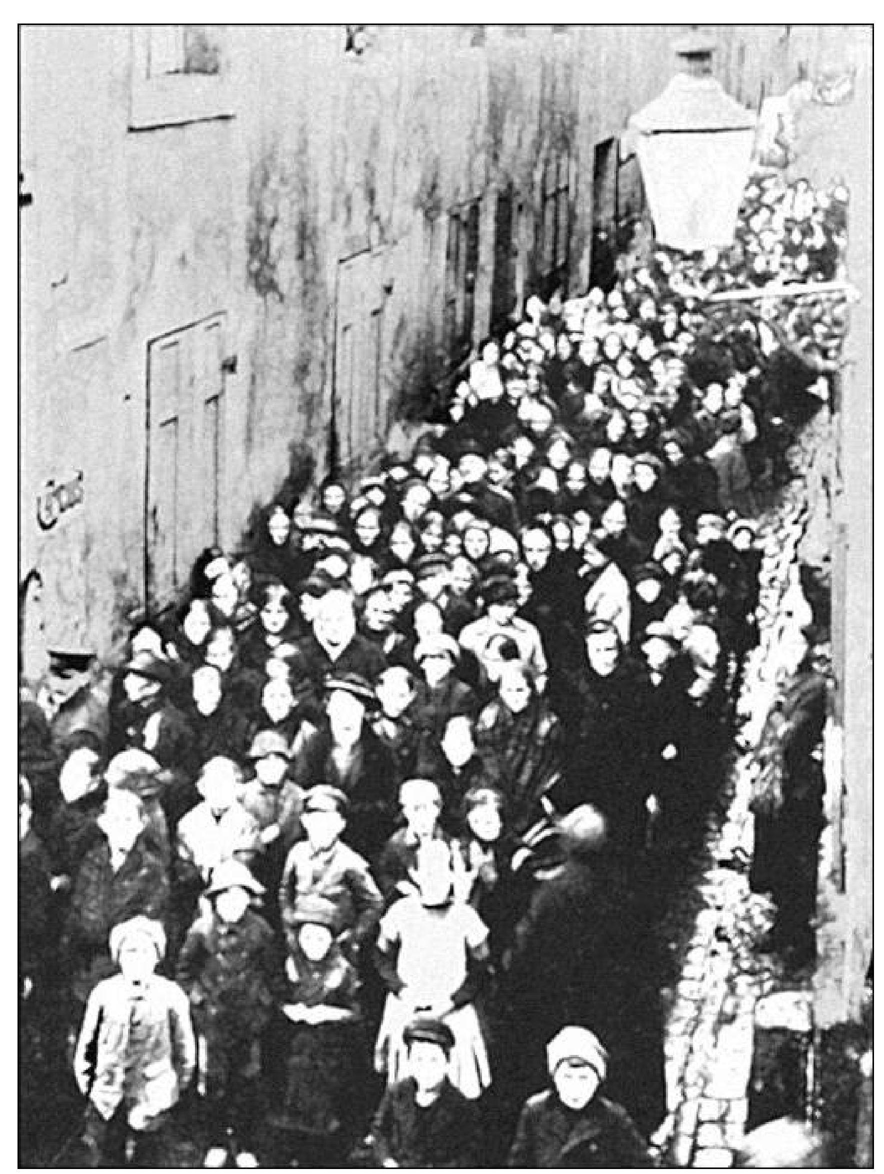


Abb. 41 Deutschland im Innern, 1917. Kriegsmüdigkeit, soziale Not, Massenstreiks machten sich breit. Hier: Menschenschlange vor einem Lebensmittelgeschäft in einer deutschen Kleinstadt. Nach dem verheerenden »Steckrübenwinter« 1916/17 brachen mehrere Hungerstreiks aus.

Dennoch nahm 1918 die Zahl der Streiks in England wieder zu: von 730 im Jahre 1917 auf 1165. Eine Unterbrechung der Great Western Railways vom 24. bis 26. September 1918 konnte nur durch den Aufmarsch von sechs Bataillonen Soldaten mit Kavallerie beendet werden.

Die Militanz der Demonstrationen und Streiks nahm laufend zu. Flieger warfen gar Flugblätter der Regierung über streikenden Flugzeugwerken ab.

Bei einer Fortdauer des Krieges hätte die Regierung von Lloyd George vor der Wahl gestanden, mit staatlichen Zwangsmitteln zu intervenieren, was aufgrund einer zahlenmäßig stark ausgedünnten und unzuverlässigen Polizei riskant gewesen wäre.

Zusätzlich zur inneren Unruhe hätte England einem grimmigen Winter 1918/19 gegenübergestanden mit Treibstoff-, Kohle- und Nahrungsmittelknappheit – eine gefährliche Kombination, die sich als Sargnagel des Kaiserreiches in Deutschland erwies. Der Waffenstillstand rettete die Situation in England!

In Frankreich war der patriotische »Geist von Verdun« schon 1917 restlos verschwunden: Nicht nur die Armee meuterte, der seit August 1914 herrschende »Burgfrieden« wich zunehmenden Massenstreiks.

Die Arbeiter konnten nur mit massiven Zugeständnissen und Lohnsteigerungen dazu gebracht werden, ihre roten Fahnen wieder einzurollen. Frankreichs Unruhe konnte nur mit Mühe vom energischen Georges Clemenceau in Zaum gehalten werden. Clemenceaus Regierung verlegte als Sicherungsmaßnahme vier Kavalleriedivisionen nach hinten, verbesserte die Polizeiüberwachung und unterdrückte Streiks.

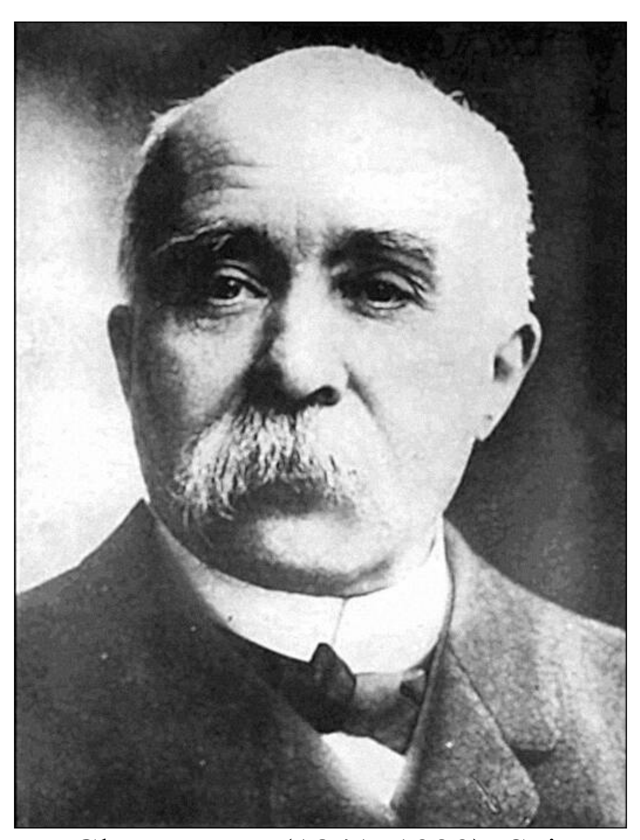


Abb. 42 Georges Clemenceau (1841–1929). Seine zweite politische Laufbahn begann er im Alter von 76 Jahren! Im November 1917, als die französische Armee in einer tiefen Krise steckte und Massenstreiks in Frankreich wüteten, wurde er wieder zum Ministerpräsidenten und zum Verteidigungsminister ernannt. Durch die Veröffentlichung der Sixtus-Briefe trieb er im April 1918 einen Keil zwischen die Mittelmächte und Österreich-Ungarn.

Im Sommer 1918 ließ er selbst den ehemaligen Innenminister Louis-Jean Malvy wegen Hochverrats vor Gericht stellen. Malvy wurde von dem Vorwurf freigesprochen, aber wegen der Nichtunterdrückung »defätistischer Veröffentlichungen« ließ man ihn für 5 Jahre des Landes verweisen.

Clemenceau errichtete eine Art Diktatur in Frankreich unter der Prämisse, dass – koste es, was es wolle! – der Sieg an die Seite gehen würde, die glaubte, eine Viertelstunde länger aushalten zu können als der Gegner. Es kann als sicher gelten, dass es auch Clemenceau im Falle einer Fortdauer des Krieges ins Jahr 1919 mit stark wiederaufflammenden Gewerkschaftsunruhen und einer viel stärkeren Antikriegs-Opposition zu

tun bekommen hätte. Alle europäischen Völker hatten von dem sinnlosen Gemetzel genug!

KAPITEL 6

Die »innere Front« kollabiert

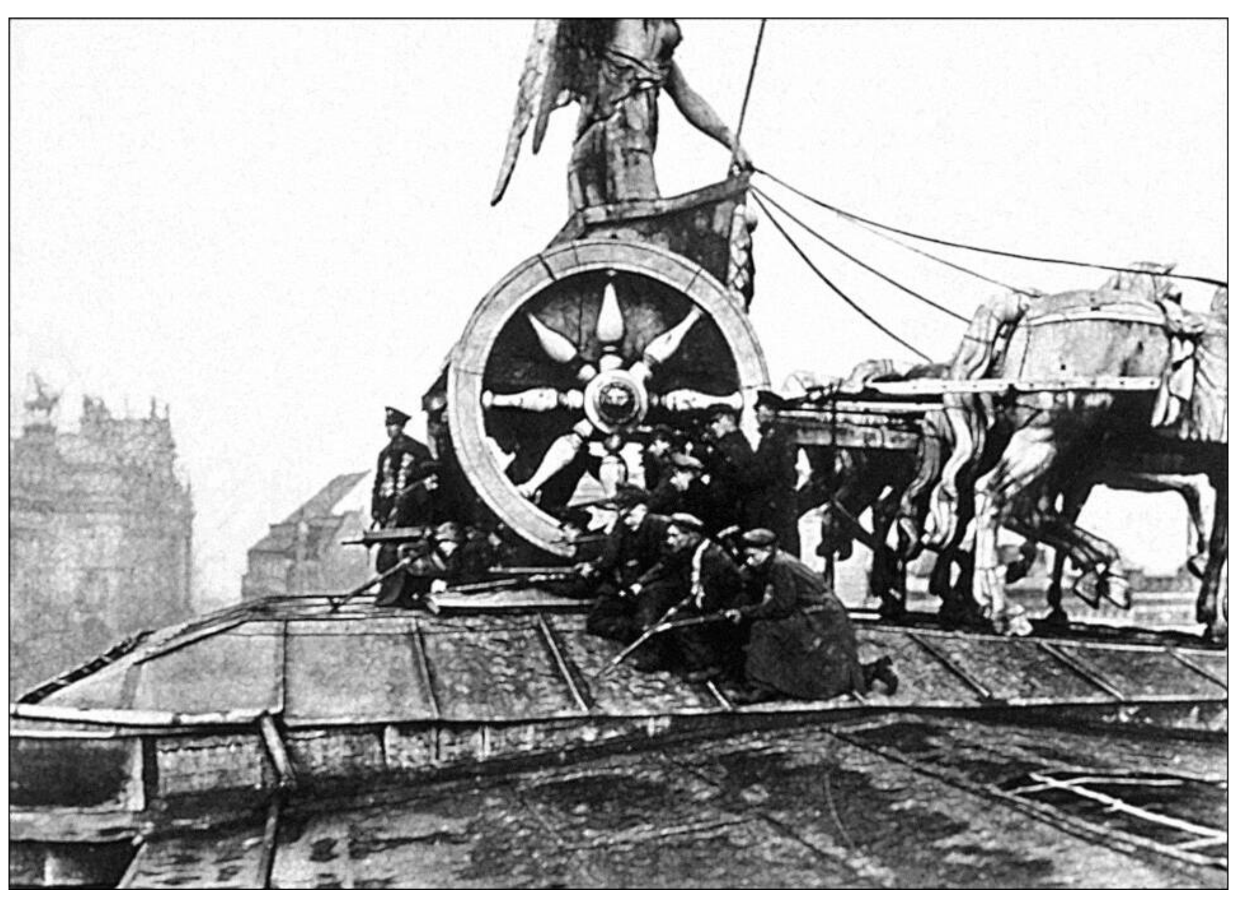


Abb. 43 Revolutionäre Soldatenwehr mit MG auf dem Brandenburger Tor

Nur 5 Wochen hat es gedauert, Fürst Bismarcks Lebenswerk zu zerstören.

Hätte die Hochseeflotte Ende Oktober 1918 Deutschland noch vor der Kapitulation retten können?

Deutschland verfügte 1914–1918 über die nach der Royal Navy zweitstärkste Hochseeflotte der Welt. Sie galt als der Stolz des Kaisers, wurde aber im Herbst 1918 zum Zündfunken für den plötzlichen Untergang des Zweiten Reiches. Wider Erwarten wurden die Großkampfschiffe aller Mächte während des Ersten Weltkriegs nur in geringem Maße gegeneinander eingesetzt.

Am 31. Mai 1916 hatte der größte dieser Zusammenstöße, in der Schlacht am Skagerrak, mit einem deutschen Teilsieg geendet. Aber dieser war rein taktischer Natur und vermochte an der schlechten seestrategischen Lage des Kaiserreichs nichts Grundlegendes zu ändern.

Die deutsche Hochseeflotte war in jahrelanger Friedensausbildung speziell auf eine Entscheidungsschlacht gegen die Royal Navy vorbereitet worden (in Marinekreisen auch »der Tag« genannt). Dazu hatte man Grund, bestand doch die frühere britische Operationsplanung in einer engen Blockade der Deutschen Bucht. Unter solchen Umständen musste es einfach zur Schlacht kommen.

Die Bauauslegung der deutschen Schiffe war untrennbar mit diesen gegnerischen Absichten verbunden. Es ging in erster Linie um Standfestigkeit, die auch erreicht wurde. Die Kombination aus dicker Panzerung, guter Raumaufteilung, breiten Rumpfspanten, guter Drainage und effektiven Schadenbekämpfungseinrichtungen trug dazu bei, Schiffe herzustellen, die so gut wie unsinkbar waren. Die Bewaffnung war voll in der Lage, den Gegner zu zerstören, und Jahr für Jahr zeigten sich die deutschen Schiffsgeschütze den Kanonen der Gegner gewachsen, wenngleich sie vom Kaliber her etwas schwächer waren.

Keines der deutschen kaiserlichen »Dreadnought«-Schlachtschiffe war während des Krieges durch gegnerische Kanonen, Minen, Torpedos oder Bomben versenkt worden.

Nachteile der deutschen Linienschiffe waren ihre relativ kleine Reichweite und die im Vergleich zur englischen Marine beengten Raumverhältnisse für die Unterbringung der Mannschaften. Dies erschwerte längere Aufenthalte auf See, stand aber im Einklang mit der geplanten Mission einer engeren Nordseeverteidigung.

Um das Jahr 1912 wurde die alte deutsche Konzeption aus den Angeln gehoben. Die Engländer gingen auf Vorschlag von Winston Churchill von einer engen Blockade zum Plan einer Fernblockade über. So wurde die gesamte Nordsee blockiert. Entscheidungsschlachten in der Nordsee wurden so nicht mehr wahrscheinlich.

Unfassbar ist, dass die deutschen operativen Planungen der neuen bekannten Situation bis Kriegseinbruch nicht Rechnung trugen. Der deutsche Admiralstab war immer noch von dem Gedanken ergriffen, dass die britische Flotte trotz der von ihr durchzuführenden Fernblockade in die Deutsche Bucht vordringen würde, um die deutsche Flotte zu schlagen.

Nach dem für sie unbefriedigenden Ausgang der Schlacht am Skagerrak am 31. Mai 1916 hatte die Führung der englischen High Sea Fleet kein Vertrauen und keine Entschlusskraft mehr, der deutschen Schlachtflotte in einer direkten Konfrontation zu begegnen.

In der Royal Navy ging dazu die makabre Bemerkung um, dass der englische Marinechef der einzige Mann auf der Welt sei, der an einem Nachmittag einen Weltkrieg verlieren könne. Als Konsequenz einigten sich die englischen Admirale darauf, den größten Teil der Nordsee der deutschen Marine zu überlassen.

Man legte stattdessen alle Anstrengungen darauf, möglichst große Teile der Nordsee zu verminen, um die deutsche Hochseeflotte und die noch bedrohlicheren U-Boote wenigstens in ihrer Bewegungsfähigkeit einzuschränken.

Die Präsenz der Hochseeflotte erlaubte aber den deutschen U-Booten eine fast sorglose Passage durch die Nordsee und einen Schutz der deutschen Minensuchflottillen, die mit Fortgang des Krieges immer lebenswichtiger für Deutschland wurden. Ein klarer Sieg der deutschen Schlachtflotte ohne einen einzigen Schuss!

Wegen der ungünstigen geografischen Lage des deutschen Machtbereichs war jedoch klar, dass selbst die erfolgreichste Schlacht gegen die englische Flotte die Fernblockade der Royal Navy nicht beenden konnte. Die geostrategische Position Englands bedeutete für Deutschland, dass die Royal Navy ihre Blockade selbst mit den allerschwächsten Seestreitkräften würde aufrechterhalten können.

Hinzu kam, dass Kaiser Wilhelm II. »seine« Flotte möglichst wenig riskieren lassen wollte, falls mit einer gegnerischen Übermacht gerechnet werden musste. Dies war im Prinzip immer der Fall!

So lagen Deutschlands beste Schiffe den größten Teil des Krieges untätig in ihren Häfen und rosteten vor sich hin.

Das Gleiche galt auch für die englische Hochseeflotte, die in ihren Marinebasen auf das jederzeit mögliche Erscheinen des Gegners warten musste.

Die notwendige heimatnahe Präsenz einer so großen Anzahl von modernen Kriegsschiffen hatte die strategische Folge, dass England für den Kampf im Mittelmeer nur alte Schlachtschiffe abzweigen konnte. Das blutige Scheitern der anglofranzösischen Invasion von Gallipoli war dann auch mit eine Folge des Mangels an modernen alliierten Schlachtschiffen.

Admiral David Beatty meldete 1918 gar, dass er angesichts der starken Inanspruchnahme englischer Seestreitkräfte durch die U-Boot-Abwehr nicht mehr die Gewähr dafür übernehmen könne, der deutschen Flotte ebenbürtig gegenüberzutreten. Die Herbeiführung einer neuen Seeschlacht sei nicht mehr erwünscht.

Man überlegte sich deshalb einen neuen Schachzug, und so planten die Engländer bei einer Fortdauer des Krieges einen Überraschungsangriff mit Flugzeugträgern und Sopwith-»Cuckoo«-Torpedobombern auf die Hochseeflotte.

Bei einem Einsatz von 100 Torpedobombern rechnete man mit der Ausschaltung eines Drittels der deutschen Hochseeflotte. Dass die meisten »Cuckoos« nicht mehr zurückkommen würden, galt als akzeptabel.

Insgesamt zeigten sich die deutschen Schlachtschiffe auch nach der Schlacht am Skagerrak perfekt in der Lage, alle Aktionen durchzuführen, für die sie ausgelegt waren.

Im August und Oktober 1916 führte Admiral Scheer offensive Vorstöße ohne Zögern durch, und es war nur eine Laune des Schicksals, dass am 19. August 1916 keine erneute große Seeschlacht zwischen Deutschen und Engländern stattfand. Eine mutige Offensivmission war für Anfang 1917 vorgesehen, wurde dann aber eingestellt.

Im Oktober 1917 gingen die deutschen Schlachtschiffe für die »Operation Albion« in See. Dabei gelang es, die baltischen Inseln von Russland zu erobern, was den Austritt Russlands aus dem Ersten Weltkrieg stark beschleunigte.

Weitere Unternehmen hatten bewiesen, dass die zahlenmäßige Überlegenheit der englischen Home Fleet bei geschickter deutscher Führung ausgeglichen werden konnte. So wurde die Gegend um den Skagerrak, noch 1916 Schauplatz der großen Seeschlacht zwischen Engländern und Deutschen, zu einem Seegebiet, in dem die Kaiserliche Marine 1918 nach Belieben umherfuhr.

Tatsächlich wird die außerordentliche Bedeutung der Schlacht um den Skagerrak für den Fortgang des Ersten Weltkrieges unterschätzt. Die Blockade gegen Deutschland ging zwar weiter, die Westmächte verloren aber die Möglichkeit, über die Ostsee mit Russland in Verbindung zu treten. Auch blieb die für die deutsche Kriegführung unentbehrliche Erzzufuhr aus Schweden gesichert.

England hatte infolge des Ausgangs der Skagerrakschlacht die bis dahin seit Trafalgar unbestrittene einzigartige Weltvormachtstellung seiner Flotte eingebüßt und erlangte sie übrigens auch nach dem Krieg nie wieder zurück.

Im Oktober 1917 waren die englische und die deutsche Flotte vor der mittelenglischen Küste wieder nur durch einen Zufall einem Zusammenprall entgangen.

Im April 1918 hatte Admiral Scheer seine Schiffe bis hinauf nach Bergen auf Linie der Shetlandinseln geführt, ohne dass es den Engländern gelungen wäre, der Hochseeflotte die Rückkehr in die Deutsche Bucht zu verwehren.

Aber schon damals gab es Warnzeichen! So hatte man den Matrosen an Bord erst nach dem Auslaufen der deutschen Flotte erklärt, dass sie sich auf einer Einsatzmission und nicht auf einer bloßen Übungsfahrt befanden. Die

verbreitete schlechte Stimmung und die Aufsässigkeit unter den Mannschaften waren also bekannt!

Sinn der Mission vom April 1918 war eine zeitweise Aufhebung der britischen Blockade und eine Unterbrechung des alliierten Konvoiverkehrs zwischen Norwegen und England. Ein möglicher deutscher Seesieg hätte das Heer bei der »Kaiserschlacht« in Frankreich zusätzlich angespornt und die Engländer zur bereits angedachten Räumung Frankreichs veranlassen können.

Die hoffnungsvolle Mission musste jedoch wegen einer schlimmen Havarie des neuen Schlachtkreuzers »Moltke«, der mit Mühe und Not nach Hause eingebracht werden konnte, vorzeitig aufgegeben werden.

Nur 185 Seemeilen trennten die beiden Schlachtflotten damals vor der zweiten Großschlacht in der Nordsee. Die alliierten Konvois schienen vorgewarnt, sodass kein Handelsschiff von der Hochseeflotte gefasst werden konnte.

Mit ihrem geringen Fahrbereich und ihren beengten Unterbringungsmöglichkeiten für die Besatzungen war es für die deutsche Hochseeflotte unmöglich, im Nordatlantik einen wirkungsvollen Zufuhrkrieg zu führen, wie es die deutschen Überwassergroßschiffe später im Zweiten Weltkrieg jahrelang mit Erfolg taten. Besser waren die Unterbringungsmöglichkeiten auf den Schlachtkreuzern.

Angesichts der Erfahrung des Zweiten Weltkriegs kann man sich heute gut vorstellen, welche Folgen das kurzfristige Auftreten von zwei oder drei deutschen Schlachtkreuzern im Nordatlantik während der Sommermonate 1918 gehabt hätte, als die amerikanischen Truppentransporte mit monatlich 200000 Mann in größtenteils von den Deutschen requirierten Schnelldampfern über den Nordatlantik pflügten.

Mit ihrem großen Fahrbereich wäre dies für die neueren deutschen Schlachtkreuzer nichts Unmögliches gewesen. Die »SMS Hindenburg« sollte für derartige Missionen zwei doppelmotorige Fernaufklärungswasserflugzeuge der Serie Gotha WD.11 seitlich hinter dem zweiten Schornstein mitführen.

Eine einzige Sichtmeldung hätte genügt, um die alliierten Truppentransporte unter Umständen wochenlang in den amerikanischen

Abgangshäfen zurückzuhalten. Dies hätte mit Sicherheit das kontinentale Kampfgeschehen im schicksalhaften Herbst 1918 erheblich beeinflussen können. Warum die ernst gemeinten Vorschläge zum Einsatz der Schlachtkreuzer im Zufuhrkrieg 1918 nicht verwirklicht wurden, ist eines der Rätsel des Ersten Weltkriegs.

Von der Möglichkeit eines strategischen Zusammenwirkens mit dem Heer machte der kaiserliche Admiralstab damals keinen Gebrauch – diese Art von Kriegführung war ihm bei seinem konservativen Denken nicht geläufig.

Dann kam es zu einem schicksalsträchtigen Ereignis: Am Ende des Krieges hatte der deutsche Admiralstab noch einmal auf seine ursprüngliche Planung einer Entscheidungsschlacht in der Nordsee Rückgriff nehmen wollen.

Die deutsche Seekriegsleitung muss damals geahnt haben, dass dem Waffenstillstandsangebot, das der neue Reichskanzler Prinz Max von Baden am 4. Oktober 1918 an den amerikanischen Präsidenten Wilson gerichtet hatte, in der vom Kaiserreich gewünschten Form kein Erfolg beschieden sein würde.

Vizeadmiral Adolf von Trotha, Stabschef der Seekriegsleitung, stellte deshalb schon am 6. Oktober 1918 Überlegungen an, wie sich die Flottenführung nach der Einstellung des U-Boot-Krieges, die von der deutschen Politik als Vorleistung an die Alliierten geplant wurde, in Zukunft verhalten solle. Von Trotha war unter Zustimmung von Admiral Hipper und Admiral Scheer zu dem Entschluss gekommen, dass die deutsche Hochseeflotte eingesetzt werden müsse, »wenn … eine schwere Schädigung der englischen Seemacht mehr Vorteile für uns verspricht als die Weiterführung des U-Boot-Krieges«.

Möglich wurde dies, sobald die Hochseeflotte als intaktes Kampfinstrument nach Aufgabe des U-Boot-Krieges für andere Unternehmen frei geworden war.

Tatsächlich hatte ein Flottenvorstoß während künftiger Waffenstillstandsverhandlungen schon den ganzen Krieg über in Seeoffizierskreisen als Operationsziel zur Diskussion gestanden. Er war also nicht die hirnverbrannte Schnapsidee von um ihre Ehre fürchtenden

Marineoffizieren, als die sie von politisch korrekten Geschichtsschreibern bis heute gedeutet wird.

Am 16. Oktober 1918 zerstörte eine Note von US-Präsident Wilson alle Illusionen der deutschen Führung, einschließlich des Kaisers.

Schon am 24. Oktober 1918, als die Oberste Heeresleitung noch mit dem Gedanken spielte, die Waffenstillstandsverhandlungen mit den Alliierten abzubrechen, wurde ein Befehl der Admiralität konzipiert, der auf von Trothas Überlegungen von Anfang Oktober 1918 zurückging.

Das Unternehmen, das sich zum Schicksal des Kaiserreiches auswachsen sollte, lief unter der Bezeichnung »Operationsbefehl 19«.

Die gesamte deutsche Schlachtflotte, also drei Linienschiffsgeschwader und drei Aufklärungsgeschwader, wurden vor Wilhelmshaven auf Schillig-Reede konzentriert.

Am 27. Oktober genehmigte Admiral Scheer von Trothas Befehlsentwurf. Die Verbandschefs wurden für den 29. Oktober, 20 Uhr, auf das Flaggschiff des Flottenchefs einbestellt. Dort sollten sie über den für den nächsten Tag vorgesehenen Vorstoß unterrichtet werden.

Das Geheimnis war allerdings nicht gewahrt worden. Einige hochgestellte Persönlichkeiten hatten durchaus Interesse an einer Verhinderung der Mission. Seit dem 25. Oktober kursierten Gerüchte über eine geplante große Seeschlacht, bei der die gesamte deutsche Flotte in den Untergang geschickt werden solle, um die Ehre des Reiches zu retten.

Offensichtlich gab es auch Verrat unter den mit der Befehlsausfertigung beauftragten Personen. Mit Taschenlampensignalen verständigten sich die Matrosen der Schiffe untereinander, und schon am 27. Oktober traten die ersten »Blauen Jungs« ihren Dienst nicht mehr an. Ab dem 29. Oktober 1918 weiteten sich die Unruhen auf den Schiffen der deutschen Hochseeflotte zu einem Aufstand bis zur offenen Meuterei aus.

Die deutschen Offiziere auf den betroffenen Schiffen wagten es nicht durchzugreifen, da ihnen das Schicksal ihrer russischen Standesgenossen in der Revolution bekannt war.

Einige Beherzte unterhielten sich mit den Aufrührern, um herauszufinden, weshalb sie den Gehorsam verweigerten. Hier erhielten sie fast von allen die gleiche Antwort, die sich in Sätzen zusammenfassen lässt

wie: »Wir haben kein Vertrauen zu den Offizieren mehr … sie wollen die Flotte opfern. Jetzt, wo der Friede vor der Tür steht, wollen wir nicht vor die Hunde gehen … Die neue Regierung wird von Offizieren betrogen, denn sie weiß nichts von dem geplanten Unternehmen.«

Dies zeigt, dass Teile der neuen Regierung sich hier bremsend in den geplanten Flottenvorstoß eingemischt haben dürften. Am 20. Oktober hatte Admiral Scheer gegenüber Prinz Max zwar erwähnt, die Flotte habe seit Ende des U-Boot Krieges ihre operative Freiheit wiedergewonnen, die Absicht zum Einsatz wurde aber vor ihm geheim gehalten.

Der Befehl an Admiral Hipper zum Zusammenführen der Schiffe am selben Tag erging mündlich. Auf den Schiffen klang zuerst ganz und gar nichts nach Revolution, Klassenkampf und Weltbefriedigung. Manche Vorgesetzte atmeten bereits auf.



Abb. 44 Carl Friedrich Heinrich Reinhard Scheer (1863–1928) wurde am 11. August 1918 Stabschef der neu gegründeten Seekriegsleitung. Sein neues Bauprogramm für U-Boote sah vor, die U-Boot-Produktion bis zum dritten Vierteljahr 1919 um das Dreifache zu steigern. Die Waffenstillstandsverhandlungen ab Oktober 1918 machten diese Pläne zunichte. Scheer ließ daraufhin alle U-Boote zurückrufen, um die Verhandlungen nicht zu gefährden.

Am 30. Oktober wurde auf einer Chefsitzung deshalb eine risikolosere Version besprochen, bei der die Torpedoboote gegen die englische Ostküste angesetzt werden sollten. Die Hochseeflotte hätte ihnen bis zum Minengürtel Deckung gegeben und die Boote innerhalb des Minengürtels wieder aufgenommen.

Die Besatzungen der Schlachtgeschwader sollten dabei durch den FT-Befehl »Auslaufen zum Evolutionieren« getäuscht werden.

Aber in der Dunkelheit gab es weitere Probleme mit den Meuterern, und einiges deutete auf eine mögliche Eskalation bei einem Auslaufen der Flotte am 31. Oktober hin.

Bereits seit 1917 war bekannt, dass auf Schiffen der Hochseeflotte Unruhestifter unter der Mannschaft ihr Regiment führten. Durch schlechtes Essen und das eingeengte Leben an Bord fanden sie schnell Unterstützung. Nun rächte sich, dass man an den Landstandorten der Hochseeflotte keine Freizeit- und Beschäftigungsmöglichkeiten für die Mannschaften wie bei der Royal Navy errichtet hatte.

Auch gelang es nicht, wie bei der Royal Navy das Zusammentreffen zwischen dem in beiden Ländern oft revolutionären Werftpersonal und den von der langen Untätigkeit frustrierten und missmutigen Matrosen der »wartenden Großschiffe« zu verhindern. Hinzu kam ein unglaublicher Standesdünkel der Offiziere auf den Großschiffen.



Abb. 45 Franz Ritter von Hipper (1863–1932) löste im August 1918 Reinhard Scheer als Chef der Hochseeflotte ab. Als in Kiel der Matrosenaufstand ausbrach, appellierte von Hipper erfolglos an die Seeleute. Ein für den 30. Oktober 1918 geplanter deutscher Vorstoß gegen die Küste Flanderns und in die Themsemündung wurde kurzfristig aufgegeben. Von Hipper trat daraufhin am 30. November 1918 von seinem Posten zurück.

Wesentlich war hier, dass viele der tüchtigsten Offiziere und Unteroffiziersgrade der Kaiserlichen Marine schon längst auf U-Booten und bei Torpedobootflottillen angeheuert hatten, wo Pulverdampf und Action winkten. Ersetzt wurden diese jüngeren, tatendurstigen Offiziere und Mannschaften durch oft unfähige Reservisten und Offiziere mit mangelnder Motivation.

Auf dem durch die Untätigkeit im Hafen folgenden Landurlaub trafen die Matrosen in den wenigen Kneipen auf aufrührerische Parolen, die USPD (unabhängige SPD) und Spartakus ab 1917 erfolgreich in den Betrieben verbreiteten. Offen wurde der Umsturz der herrschenden Ordnung

proklamiert. Dazu kamen nachweisbare internationale Verbindungen und hohe Bestechungsgelder der Alliierten, die einen Aufstand auf den Schiffen fördern sollten.

Nachdem Admiral Hipper den Einsatzbefehl am 30. Oktober 1918 aufgehoben hatte, entwarf er unmittelbar darauf einen Aufruf an alle Matrosen, in dem er sich bemühte, das verloren gegangene Vertrauen in die Pläne des Hochseekommandos offensiv wiederherzustellen.

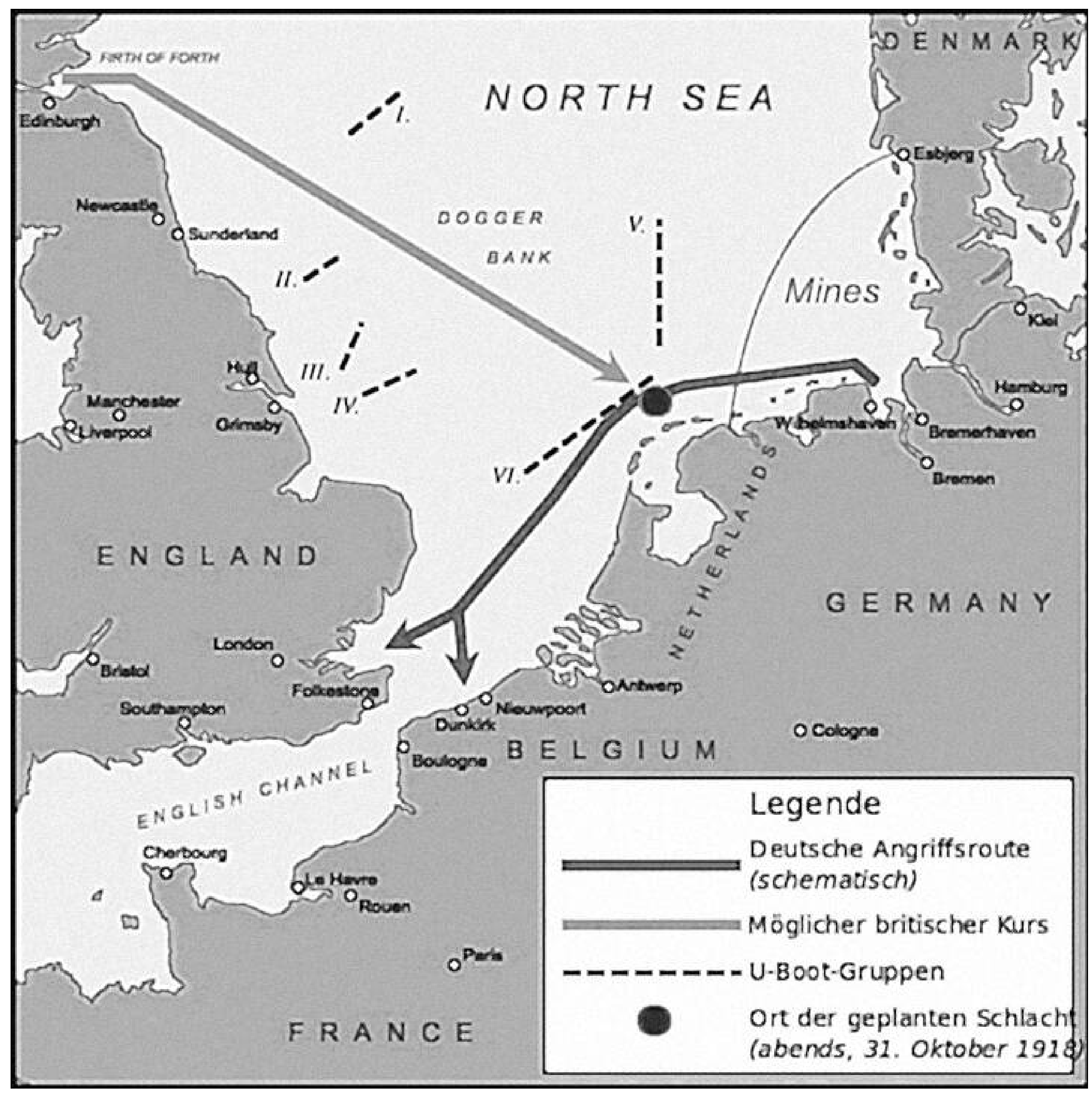


Abb. 46 Karte des für den 30. Oktober 1918 geplanten deutschen Vorstoßes gegen die Küste Flanderns und in die Themsemündung sowie die erhoffte Reaktion der Royal Navy

Er plante nun einen kleineren Vorstoß durch Torpedoboote und U-Boote in die Nordsee. Die Schlachtgeschwader sollten nur bis zum Minengürtel vorrücken, um das Unternehmen zu decken, aber bei einer Besprechung der Geschwaderchefs, die am Nachmittag des Folgetages stattfand, äußerten bereits mehrere Kommandanten Zweifel daran, ob die großen Schiffe den Befehl des Ankerlichtens ausführen würden.

Dies wurde verhindert, als ein Teil der Mannschaft des Linienschiffes »Thüringen« nicht nur den Befehl zum Ankerlichten verweigerte, sondern auch das Feuer unter den Kesseln löschte und die Ankerlichtmaschine beschädigte. Das Schiff war so nicht mehr fahrbereit.

Um Mitternacht musste sich Admiral Franz von Hipper deshalb zu dem bitteren Entschluss durchringen, das Unternehmen abzusagen. Schweigend verließen die Verbandschefs das Schlachtschiff »Baden«. Nicht jeder von ihnen begrüßte diese Entscheidung. »Operationsbefehl 19« entwickelte sich nun immer schneller zum letzten Sargnagel des Kaiserreiches.

Es wurde nun versucht, Linienschiffe auf mehrere Standorte zu verteilen, um den Vorgesetzten zu ermöglichen, ihre Leute wieder in die Hand zu bekommen. Ein weiterer vermeidbarer Fehler. Tatsächlich lag der Plan zur Verteilung schon vor den Unruhen vor.

Dabei kam es zu Missverständnissen, zu viele Leute wurden an Land gelassen; unerwartet fehlten Besatzungsmitglieder zum Einschiffen.

An Land gab es inzwischen Reibereien zwischen empörten kaisertreuen U-Boots- und Torpedobootsbesatzungen und revoltierenden Mannschaften der großen Schiffe, die bis zum Schusswechsel gingen.

Während die Linienschiffsgeschwader und Küstenbatterien schnell wie ein umfallendes Kartenhaus der Reihe nach den Soldatenräten anheimfielen, verließ das alte Linienschiff »Schlesien«, nachdem es alle mit den Revolutionären sympathisierenden Besatzungsmitglieder von Bord gelassen hatte, mit der kaiserlichen Flagge am Mast am 5. November den Kieler Hafen, vorbei am gesamten III. Geschwader, das schon komplett rot beflaggt war. Drohende Funksprüche zur Umkehr wurden ignoriert.

Beim Ankern in der Flensburger Förde nahm die »Schlesien« Marinekadetten aus Mürwik an Bord, die an die Stelle der fehlenden revolutionären Matrosen traten. Dabei meldete der Kommandant der Marineschule Mürwik, der Soldatenrat in Kiel habe den Befehl gegeben, das alte Schlachtschiff in der Nacht durch Torpedoboote zu versenken.

Tagelang versteckte sich die »Schlesien« nun in der Ostsee. Dabei ist es zweifelhaft, ob der Soldatenrat überhaupt eine Besatzung von revoltierenden Torpedobootsleuten für einen solchen Akt auf die Beine gebracht hätte. Von 1918 bis in die 1960er-Jahre (so lange überlebten die

Veteranen der damaligen Zeit) gab es dann eine erbitterte, kontrovers geführte Diskussion um die Chancen von »Operationsbefehl 19«.

Die meisten Historiker beider Seiten gestanden dem abgesagten Unternehmen der Kaiserlichen Marine eine realistische Erfolgschance zu oder sprachen sogar von einem wohldurchdachten Operationsplan. Nur eine Minderheit bezeichnete damals den Flotteneinsatz als Utopie und selbstmörderischen Wahnsinnsakt zur Ehrenrettung der Marine.

Nachdem alle Zeitzeugen gestorben waren, war es für die moderne Geschichtsschreibung kein Problem mehr, der Minderheitsmeinung zum Durchbruch zu verhelfen. Sie behauptete, der geplante Flotteneinsatz Ende Oktober 1918 sei eine »helle Wahnsinnstat« gewesen.

Es war geplant, dass die ganze deutsche Flotte von Schillig-Reede vor der Morgendämmerung auslaufen sollte, sodass sie bei Tage außer Sicht von Land Kurs nach Westen nehmen könnte.

Zwei vorgezogene schnelle Gruppen sollten den Angriff in der ersten Nacht führen, drei kleine Kreuzer und die zweite Flottille vor der flandrischen Küste, andere Kreuzer und Torpedoboote vor der Themse.

Das Gros der Hochseeflotte sollte als Rückgrat in den Hoofden stehen und sich im Laufe des zweiten Operationstages auf die Höhe von Terschelling zurückziehen, um dort die leichten Streitkräfte aufzunehmen.

Wenn die Grand Fleet überhaupt so weit nach Süden kam, dann konnte sie nur hier, 70 bis 80 Seemeilen vor der Emsmündung, mit Aussicht auf Erfolg in einen Kampf verwickelt oder auch schon beim Anmarsch durch Nachtangriffe der deutschen U-Boot-Flottillen geschädigt werden.

Der Großteil der englischen Flotte lag in schottischen Häfen und konnte die südliche Nordsee je nach Zeitpunkt der Alarmierung erst im Verlauf des zweiten Tages erreichen.

Der deutsche Flottenchef konnte damit rechnen, dass der englische Anmarsch erkannt (Funkbeobachter, Luftschiffe, Seeaufklärer und U-Boote) und auch nicht ungestört vor sich gehen würde.

Vierundzwanzig U-Boote standen schon vor den englischen Häfen oder den voraussichtlichen Anmarschwegen der englischen Grand Fleet, weitere waren unterwegs.

Sieben Luftschiffe sollten aufklären; das Seegebiet vor Terschelling sollte durch starke Minensperren nach Norden abgedeckt werden. Seeaufklärer, R-Flugzeuge und Riesenflugboote verfügten über Funksender mit 150 Meilen Reichweite und zogen dazu Antennen mit bis zu 80 Metern Länge hinter sich her. Die deutschen Admirale hätten über alle Schritte der Engländer wohl genau und rechtzeitig Bescheid gewusst!

Der gewagte Teil des Vorstoßes lag im Angriff der zwei schnellen Gruppen zur flandrischen Küste und vor die Themse. Auch hier war nach Meinung von Admiral Friedrich Ruge, dem späteren ersten Inspekteur der Bundesmarine, mit einem Sieg zu rechnen. Schon ein Erfolg der leichten Kräfte ohne Zusammenstoß der Großflotten hätte dem Heer gezeigt, dass es nicht allein kämpfte, und hätte im politischen Ringen um den Waffenstillstand von Wert sein können.

Bereits am 16. Oktober 1918 hatten die Deutschen mit einer vermehrten Minensuchaktion in der Nordsee begonnen, um den Flottenvorstoß möglich zu machen. Dies wurde von den Engländern erkannt.

Bis heute wird darüber gestritten, ob die Engländer über den deutschen Vorstoß im Voraus Bescheid wussten.

Aus der englischen amtlichen Darstellung geht hervor, dass man zwar den Aufmarsch der U-Boote und die Minenräumaktivitäten erkannt hatte, dass die Admiralität aber auch davon überzeugt war, die deutsche Flotte würde vor dem Waffenstillstand nichts mehr unternehmen, um ein wichtiges Pfand bei den Verhandlungen in der Hand zu halten.

Die Grand Fleet war definitiv nicht darauf vorbereitet, in die südliche Nordsee zu gehen.

Allerdings wurden am 23. Oktober sicherheitshalber Zerstörerflottillen der Royal Navy umgruppiert, um auf einen etwaigen deutschen Vorstoß vorbereitet zu sein. Auch wurde am 23. Oktober 1918 Admiral Beatty offiziell davor gewarnt, dass die Situation in der Nordsee derzeit »abnormal« sei.

Am 29. Oktober kam dann die klare Ansage an Beatty, dass die Deutschen die englische Home Fleet in eine Unterseebootfalle nach Süden locken wollten. Man vermutete, dass die Hochseeflotte nur kurz hinter ihrer eigenen Minenbarrikade hervorkommen, einige Stunden herumfunken und

dann wieder verschwinden könnte. Man verglich diese Operation mit historischen holländischen Aktionen bei Medway während der Rheda-Verhandlungen.

Jedenfalls war die Royal Navy gewarnt, dass etwas Außergewöhnliches kommen könnte, und hatte nun zwei Optionen: Zurückziehen des Kanal-Schiffsverkehrs und Verbleib im Hafen oder möglicher Abfang der Hochseeflotte auf dem Rückweg.

Genau dies war die Art von Schlacht, für die die deutsche Hochseeflotte schon vor Kriegsausbruch trainiert worden war.

Es kann versucht werden, einen mit modernem Wissen realistischen Blick auf die weiteren Chancen des geplanten Unternehmens zu wagen.

Vom 22. bis 30. Oktober 1918 liefen 24 gerade verfügbare U-Boote aus deutschen Häfen aus. Sechs U-Boote wurden von entfernteren Positionen in der Nordsee zurückgerufen.

Viele weitere waren auf ihrem Rückmarsch vom aufgegebenen U-Boot-Krieg im Atlantik und im Mittelmeer, aber wohl nicht rechtzeitig in Position. Von den insgesamt dreißig Booten wurden zwei versenkt: »U-78« beim Ausmarsch durch das englische U-Boot »G 52« und »UB 116« beim mutigen Eindringen in die englische Flottenbasis Scapa Flow am 28. Oktober 1918.

Auffällig ist, dass sieben deutsche U-Boote beim Anmarsch durch »Havarien« ausfielen. Es handelte sich dabei um »U 43«, »U 67«, »UB 86«, »UB 87«, »UB 98«, »UB 118« und »UB 130«.

Es ist wahrscheinlich, dass hier bereits technische Sabotage durch Werftpersonal in den Häfen schuld war. Ein vergleichbares Ereignis hatte es während des gesamten Krieges nicht gegeben.

Interessant ist, dass das Zusammenziehen der U-Boote bereits vor dem eigentlichen Operationsbefehl für die Hochseeflotte angeordnet wurde.

Welche Erfolgschancen die geplante U-Boot-Falle gehabt hätte, den Anmarsch der englischen Hochseeflotte zu schwächen, ist bis heute umstritten. Da die Probe aufs Exempel nie stattfinden musste, kann hier höchstens auf Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg zurückgegriffen werden. So gelang etwa den amerikanischen U-Booten 1944 vor der

Schlacht um die Philippinen die Dezimierung der japanischen Schlachtflotte, die über ihre Sperrlinien hinweggefahren war.

Gegenüber der Situation von 1916 hatte sich die Situation der deutschen Hochseeflotte verbessert. Der Schlachtkreuzer »Hindenburg« war zur Flotte gestoßen wie auch die zwei sensationellen neuen Schlachtschiffe »Bayern« und »Baden«. Sie hatten bereits Ähnlichkeit mit den späteren deutschen Superschlachtschiffen »Bismarck« und »Tirpitz«.

Gegenüber 1916 wurde die Rohrerhöhung der Schiffsartilleriegeschütze verbessert. So war der Reichweitenvorteil beseitigt, den die englische Grand Fleet noch bei der Skagerrak-Schlacht besessen hatte. 1918 besaßen die deutschen Schiffe weiter reichende und optisch bessere Entfernungsmesser für die Feuerkontrolle wie Petravics Abfeuerungs- und Mittlungsautomaten. Auch war die Flak durch 8,8-cm-Geschütze und den Flakzielweiser T/18 deutlich verstärkt.

Zusätzlich hatte man auch kleinere, geschwindigkeitsmäßig homogene Divisionen eingeplant, die auch unabhängig von der Linie operieren konnten. Dies war bereits eine Entwicklung, die an die spätere amerikanische Task-Force-Technik erinnert.

Tatsächlich zeigte sich die deutsche Hochseeflotte 1918 auf einem technisch deutlich höheren Standard als 1916 und geeignet, den Kampf auf große Entfernung und bei Nacht auszutragen.

Allerdings gab es auch gleichzeitig einen deutlichen Zuwachs des Gefechtswerts der englischen Grand Fleet: mehrere 15-Zoll-Schlachtschiffe, »Greenboy«-Panzergranaten und Verstärkung durch die amerikanischen Schlachtschiffe, die allerdings bezüglich der Standfestigkeit einen zweifelhaften Kampfwert besaßen.

Sicherlich war Hippers Plan vom Oktober 1918 kein Konzept zur Aufopferung der deutschen Flotte aus Ehrengründen, aber auch nicht mehr die große Erleichterung für die Landfront, denn zum Zeitpunkt des Angriffsbefehls hatten die Deutschen Flandern bereits geräumt.

Was im August oder September 1918 noch erfolgversprechend gewesen wäre, um die Flandernstellungen zu halten, war jetzt hinfällig.

Zum Zeitpunkt des (verspäteten) Angriffsbefehls hatte die politische Führung des Reiches auch bereits darauf verzichtet, den Landkrieg wieder

aufzunehmen. Möglicherweise lag genau hier der Grund für den versuchten Einsatz der Schlachtflotte im letzten Moment, wie weiter unten dargelegt wird.

Interessant zur Beurteilung möglicher deutscher Erfolgschancen ist deshalb die Sichtweise aus dem Jahr 1918.

Man kam damals bei einem Stärkeverhalten von 2,5 zu 1 (Großkampfschiffe) zu dem Ergebnis: 40 Prozent (Erfolg), 50 Prozent (ergebnislos) und 10 Prozent (deutsche Niederlage). Diese Prozentzahlen ließen einen Flotteneinsatz zur Verbesserung der deutschen Verhandlungsbasis als rational begründet erscheinen.

Heutige Fachleute halten es für äußerst unwahrscheinlich, dass der deutsche Vorstoß auf die gesamte englische Flotte getroffen wäre.

Admiral Scheer war des Weiteren der Ansicht, dass sogar nach einer verlorenen Seeschlacht genügend deutsche Großkampfschiffe verfügbar gewesen wären, die zur Deckung der Minenräumer oder der U-Boote dienen konnten, falls der unbeschränkte U-Boot-Krieg doch wieder aufgenommen würde.

Der potenzielle Wert des Unternehmens verkehrte sich jedoch schnell ins Gegenteil: »Operationsbefehl 19« wurde zum endgültigen Sargnagel des Kaiserreiches!

Zum Zusammenbruch der Hochseeflotte wäre es aber wohl auch ohne Hippers Auslaufbefehl gekommen.

In Wilhelmshaven, wo bereits seit März 1918 Flugblätter umstürzlerischen Inhalts unter den Matrosen umgingen, wurde in einer geheimen Versammlung vom 26. Oktober folgende Losung kurzweg ausgegeben: »Die Flotte macht vom 5. November ab nicht mehr mit!«

Einen Tag später war es schon so weit, dass man Besatzungsteile eines Kreuzers zwangsweise vor Verlassen der Schleuse an Bord bringen musste – ein Vorgang, der sich noch auf zwei anderen Kreuzern wiederholte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist am Morgen des für das Auslaufen der Hochseeflotte bestimmten Tages die Losung der Revolutionsleitung, mit der Auflehnung zu beginnen, mit Verkehrsdampfern an Bord gelangt.

Die neue Losung soll nun gelautet haben: »Wenn Befehl kommt, Anker lichten und Dampf aufmachen, dann alle Schiffe kaltstellen!« Tatsächlich

ist dies einer der Beweise dafür, dass es sich um eine vorbereitete Bewegung gehandelt hat, und nicht um eine Augenblicksaufwallung von um ihr Leben fürchtenden Matrosen. An Bord sämtlicher Schiffe wurde annähernd nach dem gleichen Muster verfahren, als dieses »Kaltstellen« von der Mannschaft besorgt wurde.

Dabei mischte auch Einfluss der Alliierten mit. So berichtete der frühere Marine-Oberheizer Sachse, ein führendes Mitglied des »Zentralkomitees der revolutionären Matrosen« im Jahr 1918, es hätten direkte Verbindungen der revolutionären Matrosen mit dem Ausland bestanden. Dass der Ausbruch der Flottenmeuterei auf rein politischer Grundlage beruhte, geht unzweideutig auch daraus hervor, dass die Revolutionäre gesinnungstreue Mannschaften unter schärfstem Terror hielten. Man drohte ihnen mit Mord und Totschlag. So wurden Leuten des Schlachtkreuzers »Seydlitz« von Arbeitern und Matrosen zugerufen: »Euch königstreue Schufte schlagen wir tot!«

Als auf dem noch im Dock befindlichen Linienschiff »König« versucht wurde, die Rote Fahne einzuholen und stattdessen wieder die alte Reichskriegsflagge zu hissen, kostete dieser Versuch vier Offiziere das Leben.

Nach dem Auseinanderziehen der deutschen Hochseeflotte breitete sich in den Hafenstädten schnell die Revolution aus. Schon am 1. November gingen die Roten Flaggen in Brunsbüttel und Lübeck hoch, am 6. November in Wilhelmshaven und Cuxhaven, am selben Abend in Hamburg.

Tatsächlich zeigten sich dann bei der Bekämpfung der Meuterei eine merkwürdige fehlende Energie sowie eine Verantwortungsscheu und ein auffälliger Handlungsverzicht der Behörden.

Sie ließen das Unglück für das Reich zur Tatsache werden. So war schon am 27. Oktober der U-Kreuzer »U 135« unter Führung des Kapitänleutnants Johannes Spieß mit drei Torpedobooten bereit, um mit Geschütz und Torpedo über die sich am wildesten gebärenden Schiffe »Thüringen« und »Helgoland« ein Strafgericht zu verhängen, das aller Voraussicht nach den militärischen Zusammenbruch der Hochseeflotte abgewendet hätte. Schon das Erscheinen des großen U-Bootes und der drei Torpedoboote hatte genügt, um aus den das Gesetz diktierenden Meuterern

um ihr Leben flehende, hilflose Menschen zu machen. Kapitänleutnant Spieß berichtete darüber:

> Aus den vorderen Seitenfenstern der »Thüringen« erhob sich lautes Angstgebrüll und irres Rufen, dort hatten sich die Meuterer verbarrikadiert. Aus den Bullaugen schwenkten sie weiße Tücher und kleine Rot-Kreuz-Flaggen, die sie anscheinend aus dem Schiffslazarett entnommen hatten.

Als sich die Aufrührer »ergaben«, wurde die Durchführung der angeordneten strengen Maßnahmen gegen sie von den Behörden aufgegeben. Als dann die gleichen Leute in Kiel an Land ihren Aufstandsversuch erneut unternahmen, wurde wieder versäumt, mitten im Krieg Ordnung, Gesetz und Verfassung durchzusetzen.

So hatte »man«, als Admiral von Schröder, der eiserne Führer des Marinekorps, nach Kiel reisen wollte, um den Gouverneursposten zu übernehmen, ihn in letzter Sekunde durch Abkommandierung daran gehindert. Dies kann kaum Zufall gewesen sein!

Auch hatten sich junge Offiziere, Ingenieure, Decksoffiziere sowie U-Boot- und Torpedobootsmatrosen am 3. November freiwillig zum Widerstand gegen die Revolte in Kiel gemeldet, bekamen aber keine Waffen und Befehle.

Ein paar Torpedobootsmatrosen und ein einzelner Leutnant kamen trotzdem zu Waffen, stoppten mit Schüssen den Revolutionszug durch Kiel und trieben den Zug von Tausenden nur mit zwei Salven auseinander.

Die Revolte hätte an dieser Stelle erneut beendet werden können, bevor sie sich auf das Reich ausbreiten konnte.

Stattdessen sollte nun der Leutnant in der Marinestation festgenommen werden, weil er geschossen hatte. In einem Sonderbefehl an die Truppen wurde bekannt gegeben: »Das Schießen auf die Aufständischen ist verboten!«

Dazu gesellte sich eine unbegreifliche Zurückhaltung in der Nachrichtenübermittlung. Hatte »man« sich schon in Kiel über die Vorgänge in der Hochseeflotte dienstlich auf das Beharrlichste ausgeschwiegen, dass selbst Kommandanten von großen Schiffen ohne jede

Kenntnis blieben, so wurde die Hochseeflotte umgekehrt erst am 4. November morgens über die Ereignisse unterrichtet, die sich inzwischen in Kiel abgespielt hatten. Ein Telegramm der Seekriegsleitung im Großen Hauptquartier im belgischen Spa, demzufolge der Widerstand mit aller Gewalt zu brechen sei, verrät durch seinen Ausgabetag am 6. November 1918 nur zu deutlich, dass selbst die Berichterstattung nach Spa unmöglich erschöpfend und dringlich gewesen sein kann.

Die Revolution der Hochseeflotte hatte wohl nicht nur bei den Mannschaften Unterstützer; es gab einfach zu viele »Zufälle«! Ging es hochstehenden deutschen Persönlichkeiten darum, einen möglichen Einsatz der Hochseeflotte aus politischen Gründen zu verhindern?

Dafür spricht, dass ein Angriff der deutschen Schlachtflotte die Regierung Max von Badens, die einen Abbruch der Waffenstillstandsverhandlungen mit Wilson um fast jeden Preis verhindern wollte, wohl gestürzt hätte – unabhängig vom Ausgang: Ein verlorenes Seegefecht hätte nämlich die deutschen Waffenstillstandsverhandlungen unglaubwürdig erscheinen lassen und zur Bildung einer neuen Regierung in Berlin geführt. Ein Seesieg hätte dagegen das »defätistische« Friedensprogramm des Kanzlers diskreditiert und ebenfalls einen Regierungswechsel herbeigeführt.

Max von Baden hatte erfahren, dass hochstehende Persönlichkeiten bereits den untadligen führenden General Max von Gallwitz angesprochen hatten, ob er nicht statt der Regierung von Badens neuer »Diktator« in Deutschland werden wolle. Von Gallwitz hatte abgelehnt – und den Kanzler informiert. Man war gewarnt!

Max von Baden betonte in der Nachkriegszeit, dass er vom geplanten Vorstoß nichts gewusst habe und ihm wohl zugestimmt hätte.

Für seine Umgebung dürfte dies nicht zugetroffen haben.

Der schon mit Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen geplante Flottenvorstoß sollte auch noch nach dem Rücktritt von Ludendorff durchgeführt werden.

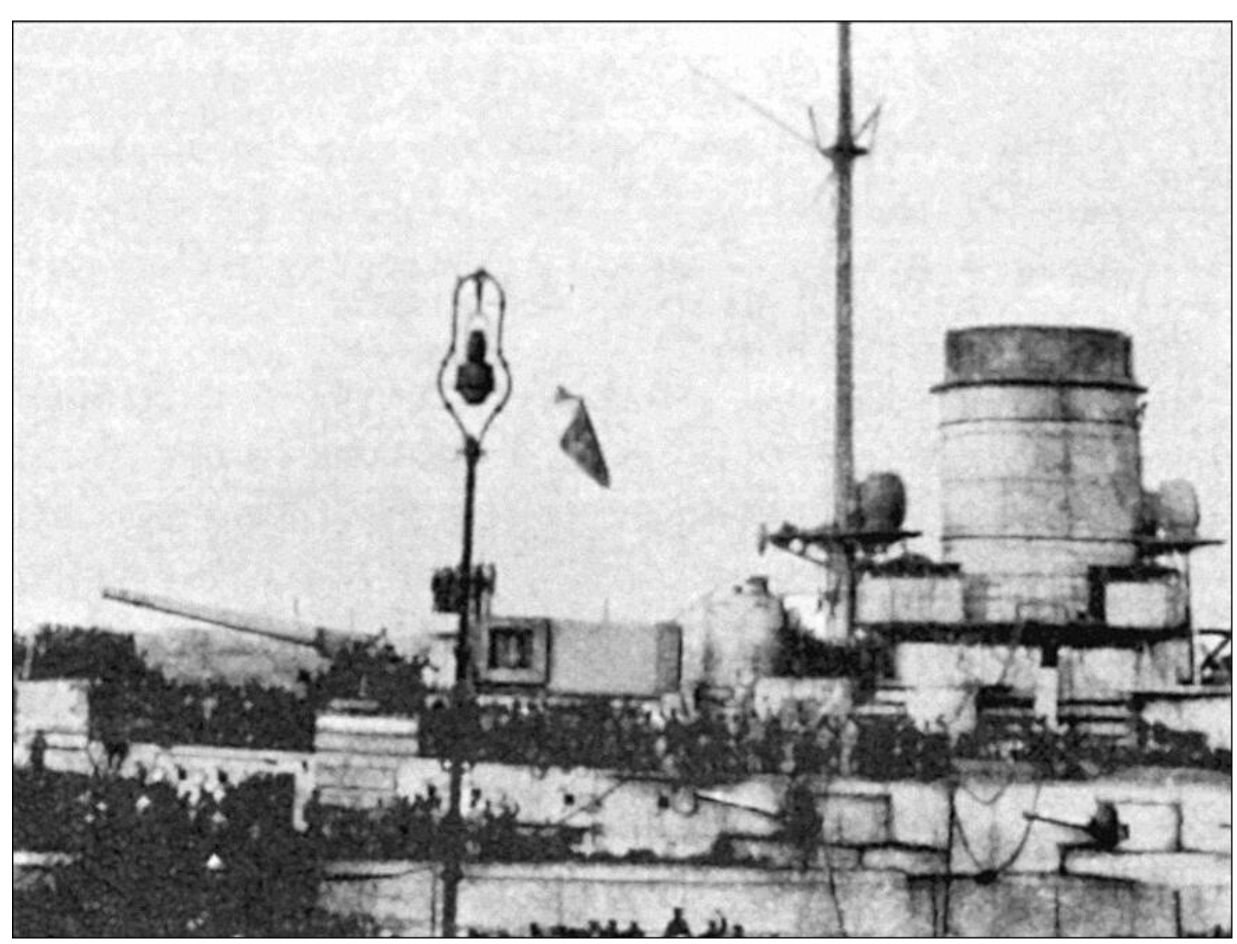


Abb. 47 Hissen der Roten Flagge auf »SMS Hindenburg« am 9. November 1918. Die Engländer drohten mit Waffeneinsatz, falls auch bei der Auslieferungsfahrt Rote Flaggen gesetzt würden.

»Operationsbefehl 19« war somit als Signal zur Konterrevolution gedacht, wurde aber stattdessen zum Beschleuniger von Revolution und Umsturz im Reich. Schon am 19. November 1918 musste die deutsche Flotte an die Alliierten ausgeliefert werden. Man nannte dies »Internierung«. Die Engländer hatten dabei gedroht, auf jedes Schiff zu schießen, das die Rote Flagge zeigte. So ganz war man sich der möglichen Ansteckungsgefahr auf die eigenen Schiffsbesatzungen nicht sicher.

Die Alliierten hatten sich gewundert, wie bereitwillig die neue deutsche Regierung ihnen den ehemaligen Stolz des Kaisers auslieferte. Dass die ursprünglich zugesicherte Internierung in einem neutralen Land auch nicht eingehalten wurde, schien niemanden in der neuen deutschen Führung um Ebert zu interessieren.

Um eine mögliche Wegnahme durch die Engländer am Ende der Versailler Verhandlungen zu verhindern, ließ Admiral von Reuter die ehemalige stolze Flotte am 21. Juni 1919 in Scapa Flow sich selbst versenken. Bis heute wird um den Sinn oder Unsinn dieser Maßnahme gestritten, die zu einigen Todesfällen auf deutscher Seite führte.

Ein passendes Ende für Deutschlands Traum von Seegeltung!

Im Feuermeer der Revolution

Die wachsende Unruhe im Reich war der Obersten Heeresleitung nicht entgangen. Mit der ernsten Gefahr einer Revolution hatte man schon seit Längerem gerechnet – allerdings erst für den Winter 1918/19.

Mitten im Entscheidungskampf im Westen sah man sich dann aber schon Anfang Oktober 1918 gezwungen, erprobte Fronttruppen ins Heimatgebiet, vor allem in den Großraum Berlin, zu verlegen, um im Notfall gegen Aufrührer vorgehen zu können.

Das deutsche Friedensersuchen an US-Präsident Wilson vom 3. bis 4. Oktober 1918 hatte wie ein Fanal auf die unzufriedene Linke gewirkt.

So fand am 7. Oktober 1918 in Gotha eine Reichskonferenz der radikalen Gruppen statt. Man zeigte immer weniger Scheu, während des Krieges die offene Revolution auszurufen.

Sie sollte nach der bolschewistischen Revolution in Russland das zweite Glied der Weltrevolution werden und den Funken nach Paris und London überleiten.

Der »Spartakusbund«, an dessen Spitze der seit Oktober 1918 aus dem Zuchthaus entlassene Karl Liebknecht stand, bevorzugte politische Einzelaktionen, Demonstrationen, Anzettelungen von Streiks und Sabotageakte sowie die Aufforderung zur Fahnenflucht und Dienstverweigerung.

Die revolutionären Gewerkschaftsführer unter Emil Barth und Hermann Müller hielten von dieser »neuen revolutionären Gymnastik« weniger als von Geheimverschwörungen mit dem Endziel eines großen Putsches unter diktatorischer Führung, der zu genau bestimmter Stunde im ganzen Reich losbrechen sollte. Ihre fest organisierten und gut disziplinierten revolutionären Stoßtrupps sollten sich bei Beginn der Revolution rasch zu Herren der Straße machen.

An Geld fehlte es den Revolutionären nicht. Die russische Botschaft in Berlin stellte es ihnen in größten Mengen zur Verfügung.

Auch Waffen wusste man sich durch Entwendungen aus Waffendepots und durch Ankauf von pflichtvergessenen »Urlaubern« und Deserteuren zu beschaffen.

Auf der gemeinsamen Konferenz in Gotha wurde beschlossen, den bewährten bolschewistischen Methoden zu folgen, die im Rätesystem gipfelten.

Unter Leitung von Emil Barth wurde ein Revolutionskomitee gebildet, dem auch Karl Liebknecht, Georg Ledebour, Wilhelm Dittmann und Hugo Haase angehörten.

Der bewaffnete Aufstand wurde dort zuerst für den 4. November beschlossen, dann auf den 6. November angesetzt. Durch Spitzel im Spartakusbund war jedoch die preußische Polizei ins Bild gesetzt worden und nahm am 3. November den »militärischen Stabschef« der Revolutionäre, den Pionierhauptmann Eduard Walz, fest.

Walz verriet in der Haft seine Freunde, die aus Angst vor weiteren Polizeizugriffen ihre Aktion auf den 14. November verschoben.

Ein organisierter bewaffneter Aufstand konnte so gerade noch unterbunden werden, da am 8. November neben weiteren Festnahmen mit Ernst Däumig auch der eigentliche Anführer verhaftet wurde.

Der Funke, der das Kaiserreich in Brand setzte, ging somit nicht von Berlin aus, sondern von der Meuterei der Hochseeflotte und den Ereignissen in München. Hier waren es 1000 meuternde Matrosen aus dem österreichischen Kriegshafen Pola, die am 3. November in München eintrafen. Man hatte sich nicht getraut, sie nach Kiel weiterzutransportieren.

Bis zum 7. November hatten Revolutionäre in München die bereits 738 Jahre währende Herrschaft der Wittelsbacher gestürzt. Der König von Bayern und seine Familie flohen ins Ausland.



Abb. 48 Sieg der Revolution in München: Aufständische Soldaten und Marineangehörige demonstrieren mit dem neuen Ministerpräsidenten Kurt Eisner

Danach sprang der Funke auf alle deutschen Residenzstädte über. Schon 2 Tage später war das ganze Land ein einziges Feuermeer der Revolution. Aus panischer Angst vor den Arbeitermassen gab Reichskanzler Max von Baden überall den Wünschen des Führers der SPD, Friedrich Ebert, nach.

Am 8. November 1918 begannen im Wald von Compiègne die Waffenstillstandsverhandlungen: ein Winseln um »Wilson-Frieden«, wo man hätte fordern können, denn noch stand die mächtigste Armee der Welt unter Waffen. Als der französische Oberbefehlshaber Marschall Foch die deutsche Waffenstillstandsdelegation in schwarzen Röcken und Zylinder erblickte, soll er halb spöttisch, halb betroffen ausgerufen haben: »Das ist Deutschland!?«

Prinz Max von Baden erklärte am 9. November von Berlin aus die Abdankung Kaiser Wilhelms II. ohne dessen Zustimmung. Aus Angst vor

weiteren Konsequenzen hielt er es dann aber für besser, gleich seine Macht staatsstreichartig an SPD-Chef Friedrich Ebert zu übertragen.

Kurz danach riefen die Reichstagsabgeordneten Philipp Scheidemann (SPD) und Karl Liebknecht (USPD) unabhängig voneinander in Berlin die Republik aus. Man hatte so lange darauf hingearbeitet – deshalb besser gleich zwei Republiken als keine!

Am selben Tag bekam die deutsche Delegation in Compiègne die brutalen Waffenstillstandsbestimmungen ausgehändigt; nun wurde klar, dass man mit dem »Wilson-Frieden« betrogen werden sollte, obwohl die Amerikaner noch am 5. November einen solchen versprochen hatten. Die feindlichen Heere, die in Wirklichkeit selbst am Zusammenbrechen waren, diktierten nun die Waffenstillstandsbedingungen.

Unglaublicherweise ließ die von Berlin nach Frankreich entsandte Waffenstillstandskommission in den entscheidenden Stunden des 9. November keine Mitteilung über den Inhalt der alliierten Bedingungen in das Hauptquartier der OHL in Spa gelangen. Man wollte in Berlin die Entscheidung über das weitere Vorgehen ohne das Militär treffen! Das »Auslöffeln der Suppe« erfolgte ganz freiwillig.

General Groener hatte am selben Tag Wilhelm II. gemeldet, die Armee wolle nicht die Revolutionäre für ihn niederschlagen. Auch an der Front könne sie nicht mehr kämpfen, sie wolle vor allem Ruhe, daher müsse unbedingt jeder Waffenstillstand abgeschlossen werden, da die Armee nur noch für 6 bis 8 Tage Verpflegung habe und durch die Aufrührer, die alle Verpflegungsmagazine und Rheinbrücken besetzt hätten, von jedem Nachschub abgeschnitten sei.

Wilhelm Groener sah sich angeblich nicht in der Lage, wegen »Nachschub- und Transportproblemen« mit loyalen Truppen gegen die Rebellen vorzugehen, um die Nachschubwege an die Front wieder freizukämpfen.

Die Armee wurde dann durch den fälschlichen Glauben, dass ihr Herrscher sie im kritischen Moment durch seinen Rücktritt im Stich gelassen hätte, aufs Schwerste erschüttert.

Als Admiral Scheer versuchte, Wilhelm II. mit dem Hinweis umzustimmen, er möge doch an seine Marine denken und nicht auf den

Thron verzichten, bekannte der Kaiser tief getroffen: »Ich habe keine Marine mehr!«

In der Zwischenzeit hatte sich die Revolution bis in die höchste deutsche Führungsebene durchfressen können.

Selbst bei der OHL in Spa wurde ein Soldatenrat eingesetzt, und während in Berlin der Generalstreik ausgerufen wurde, kam es im Etappengebiet der Westfront zu ausgedehnten Plünderungen von Marodeuren.

Revolutionäre aus den Etappengebieten verkauften moderne Waffen aus den besetzten Depots an die feindlichen Belgier.

Auch in Berlin brach die Heimatfront nun schnell weg: Kriegsminister Schëuch musste seinem sich noch tapfer im belgischen Hauptquartier aufhaltenden Monarchen melden:

> Unsicherheit bei Teilen der Truppen in Berlin, die 4. Jäger, 2. Kompagnie des Alexanderregiments, 2. Batterie Jüterbog seien zu den Aufständischen übergegangen; kein Straßenkampf.

Niemand war in Anbetracht von Chaos und Führungsschwäche in der Heimat mehr bereit, gegen die Revolutionäre vorzugehen.

Am 10. November ließ die von General Groener geleitete OHL deshalb der Regierung in Berlin und der deutschen Verhandlungskommission in Compiègne mitteilen, dass die OHL, nachdem die Ereignisse in der Heimat dem Heer die Rückendeckung genommen hätten, nicht mehr über die Möglichkeit verfüge, die Waffenstillstandsforderungen abzulehnen oder mit der Waffe eine Verbesserung der Lage zu erzwingen. Gleichzeitig gab Groener eine Loyalitätserklärung gegenüber der neuen SPD-geführten Regierung Ebert ab.



Abb. 49 Wilhelm Groener (1867–1939), zuvor Chef des Generalstabs in der Heeresgruppe Eichhorn, wurde am 26. Oktober 1918, nach der Entlassung Ludendorffs, zum neuen Ersten Generalquartiermeister ernannt und war nunmehr praktisch der Chef der Obersten Heeresleitung. Als solcher teilte er im Gegensatz zu Ludendorff nicht die Idee eines Widerstands und leitete den Rückmarsch der deutschen Truppen von der Westfront sowie die Demobilisierung in den Heimatstandorten. Am 23. Juni 1919 trat er für eine bedingungslose Annahme des Versailler Vertrages ein.

Kaiser Wilhelm II. verließ nun sein Hauptquartier in Spa und fuhr mit dem Hofzug Richtung Niederlande ab. Aus Angst vor Revolutionären umging er auf Schleichpfaden mit dem Auto Lüttich und erreichte den niederländischen Grenzort Eijsden. Der Hofzug folgte dann später nach.

Statt sich an der Spitze seiner Garde hoch zu Ross in einer heroischen Attacke mit gezogenem Säbel gegen die Alliierten aufzuopfern, was ihm einige Getreue rieten (und wohl die Monarchie gerettet hätte), hörte der Ex-

Kaiser auf die Einflüsterungen von General Groener und kapitulierte vor der Revolution.

Damit verlor die Monarchie in Deutschland nicht nur ihren Herrschaftsanspruch, sondern auch das Ansehen bei den vielen immer noch kaisertreuen Soldaten. War dies von Groener gewollt?

Wie so viele andere Führer, die keine Skrupel hatten, dass in ihrem Namen unzählige Untertanen in den Tod geschickt wurden, stellte auch Wilhelm II. das eigene Leben über die Staatsräson.

Am Abend desselben Tages erließ Generalfeldmarschall Hindenburg gegen 22:29 Uhr ein Telegramm an das gesamte deutsche Westheer. In ihm wurde konsequenterweise die Einstellung der Kampfhandlungen angekündigt – schon einige Stunden vor dem offiziellen Inkrafttreten des Waffenstillstandes.

Der Heimat solle, so Hindenburg, bei aller politischen Umwälzung ein neuer Bürgerkrieg erspart bleiben. Von der Waffe dürfe gegen Angehörige des eigenen Volkes nur in Fällen von Notwehr, gemeinen Verbrechen oder Plünderungen Gebrauch gemacht werden. Die Führer (Offiziere) müssten sich mit sich bildenden Arbeiter- und Soldatenräten gütlich einigen. Hindenburg entzog einer möglichen organisierten Konterrevolution so die Basis.

Anders als in Österreich-Ungarn, wo die Masse des Heeres noch nach dem Waffenstillstand in italienische Gefangenschaft geriet, gelang der OHL unter General Groener die geordnete Rückführung des Westheeres in die Heimat.

Viele Einheiten brachten ihr komplettes Material und alle Pferde mit. Auch wenn Ludendorffs Nachfolger sicher seinen Anteil am schnellen Untergang des alten Systems hatte, gelang ihm damit eine organisatorische Meisterleistung.

Bei den ehemaligen österreichischen Kameraden sah dies anders aus: Wegen trickreichen Verhaltens und »Schwierigkeiten« der Österreicher hatten die Italiener die Feindseligkeiten erst 24 Stunden nach Annahme der Waffenstillstandsbedingungen eingestellt.

Seit dem 1. November war nicht mehr gekämpft worden, und die sich auflösenden oder meuternden österreich-ungarischen Armeen hatten die zu

ihrer Abschnürung nach vorn eilenden italienischen Kavallerie- und Autokolonnen problemlos vorbeigelassen, bis diese die Falle in Südtirol zumachten und alle zu Gefangenen erklärten.

Nach dem Zusammenbruch tauchten in der ehemaligen Doppelmonarchie schnell nie widerlegte Gerüchte auf, die neue Regierung hätte das Fernhalten möglichst vieler Soldaten von der Heimat gewünscht, weil sie Ernährungsschwierigkeiten befürchtete und weil man wegen der Gefährlichkeit undisziplinierter bewaffneter Soldaten um Ruhe und Ordnung fürchtete.

Die Westalliierten wären angesichts ihrer eigenen Schwäche und des noch intakten deutschen Feldheeres zu einer ähnlichen Tat an der Westfront nicht in der Lage gewesen. Sie folgten stattdessen dem sich zurückziehenden deutschen Feldheer mit einigen Kilometern Abstand.

Ungläubig standen viele der aus dem Weltkrieg heimkehrenden deutschen Fronttruppen dann den neuen Zuständen in der Heimat gegenüber.



Abb. 50 Zurückkehrende Fronttruppen überschreiten den Rhein bei Koblenz im November 1918 auf einer Behelfsbrücke. Noch wissen sie wenig über die Zustände zu Hause.

Schon an den Rheinbrücken warteten die revolutionären Soldatenräte – in sicherem Abstand von der Front!

Die Soldatenräte störten das Nachrichtenwesen, griffen in Transporthandlungen ein, beschlagnahmten vor allem Kraftwagen und Lebensmittel, schalteten wichtige eingearbeitete Persönlichkeiten, die ihnen unbequem waren, aus, veranlassten kleinere Einheiten zu eigenmächtigem Abmarsch oder Abtransport und hielten Verpflegungs- sowie Kohlezüge an. Das von der angeblichen Abdankung und Flucht des Kaisers noch tief erschütterte Offizierskorps resignierte großenteils und verhielt sich den neuen Machthabern in Berlin gegenüber möglichst unauffällig.

Innerlich brodelte es aber in weiten Teilen des Frontheeres: Man fühlte sich unbesiegt und von hinten mit dem Messer in den Rücken gestoßen, zu einem Zeitpunkt, als die politische »Dolchstoßlegende« noch nicht

formuliert war. Da verwundert es auch nicht, dass, als die neue Republik im Dezember 1918 doch noch auf die ihr entglittenen Revolutionäre schießen lassen wollte, die nach Berlin dazu entsandten »zuverlässigen« sieben Infanteriebataillone allesamt den Gehorsam verweigerten und einfach nach Hause gingen.

Erst später klärten oft auf eigene Initiative vor Ort entstandene Freiwilligenverbände die Lage. Obwohl sehr zurückhaltend, wenn es um die Unterstützung der neuen Republik ging, kämpften die vielen »Freikorps« wütend gegen kommunistische Revolutionäre und den Druck Polens an den neuen Ostgrenzen. Der am 11. November unterzeichnete Waffenstillstand war vorerst auf lediglich 36 Tage befristet.

Auch hier ließ sich die deutsche Seite von den Alliierten vorführen, denn wegen dieser Begrenzung waren wiederholt Verlängerungen notwendig; erst ab Mitte Februar 1919 galt der Waffenstillstand als unbegrenzt. Vor den im Dezember, Januar und Februar 1919 daher anstehenden Verlängerungen stellten die Alliierten an Deutschland laufend neue, härtere Forderungen.

1918 musste die deutsche Delegation die harten Bedingungen des Waffenstillstands unterzeichnen; 1940 unterschreiben die Franzosen im selben Waggon am selben Ort ihren Waffenstillstand mit dem Dritten Reich. Die deutschen Bedingungen waren im Gegensatz zu 1918 so großzügig, dass Frankreich um ein Haar gegen England mit in den Krieg gezogen wäre.

Der »Wagen von Compiègne« ist seit 1945 verschwunden. Kleine Reste tauchten nach der Wiedervereinigung in Thüringen auf und wurden an Frankreich übergeben.

Die deutschen Delegationen akzeptierten alles; nicht einmal die im ursprünglichen Text vom November angekündigten Lebensmittellieferungen an die hungernde deutsche Zivilbevölkerung wurden durchgesetzt.

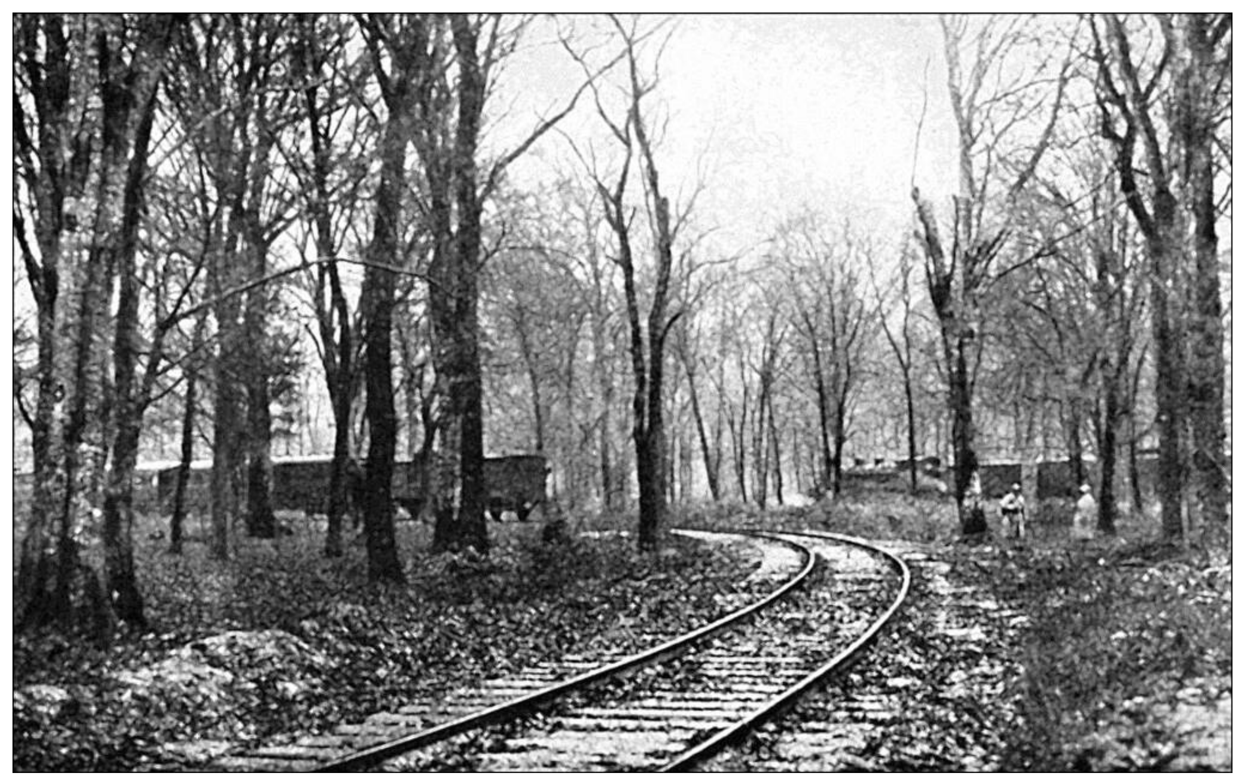


Abb. 51 Ein schicksalsvolles Zusammentreffen im Wald von Compiègne: rechts der Zug der deutschen Bevollmächtigten zum Abschluss des Waffenstillstandes, links der Zug Marschall Fochs.

Als Marschall Foch von der dritten Verlängerung des Waffenstillstands im Februar 1919 aus Trier zurückgekommen war, berichtete er zynisch, dass die Deutschen allen Forderungen nachgeben würden, wenn man diese nur rechtzeitig stelle. Erzberger sei ganz klein, er rede der Regierung zu, unter allen Umständen nachzugeben. Die deutsche Regierung fürchte sich derzeit mehr vor den roten Spartakisten als vor den alliierten Friedensforderungen.

Anscheinend wollten Erzberger und die Regierung in Berlin nicht merken, dass auch in England immer von Neuem Streiks ausbrachen und die Soldaten aus den Regimentern davonliefen. Selbst die französische Flotte in Odessa hatte wahrhaftig gemeutert und sich mit den Bolschewisten verbrüdert.

Nach Fochs Bericht solle sich Clemenceau die Hände gerieben haben: Also los! Jetzt musste man als Nächstes für die »Wiedergutmachung« sorgen.

Es begann das Drama von Versailles!

Churchills »Fehler« oder: Spielte ausländisches Geld eine Rolle bei der deutschen Niederlage?

Revolution und Aufruhr erfordern Geld! Nach heutigem Wissensstand floss das Geld für die »deutsche Revolution« aus drei Quellen: aus dem Propagandafonds der Entente, aus dem Staatssäckel der russischen Bolschewiki und aus bestimmten deutschen Kreisen um Geheimrat Wittig.

Bekannt wurde, dass im März 1918 in Berlin im Gastronomiebetrieb Aschinger eine Besprechung zwischen einem aus Holland eingereisten amerikanischen Agenten namens Ridder und verschiedenen revolutionären Vertrauensleuten stattgefunden hatte. Dabei wurden nicht nur Einzelheiten der geplanten Revolution durchgesprochen, sondern auch von Ridder große Summen Geld an die Teilnehmer ausgehändigt. Ein ähnliches Treffen führte Ridder in Hamburg durch.

Der Zusammenhang zwischen Entente-Geld und dem Marineaufstand wird an anderer Stelle abgehandelt.

Außer der direkten Revolutionierung spielte auch eine große Zahl an Einflussagenten eine Rolle, die Geld von einem in der Schweiz operierenden, russischstämmigen sozialistischen Juden namens Leo Wolfsohn alias Mandelbaum bekamen. Wolfsohn, der seine Gelder vom britischen Konsulat in Zürich bekommen haben soll, will 1915 bereits 1000 Personen »geführt« haben.

Dr. Oskar Cohn, ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, hatte im November 1918 zehn Millionen Rubel vom sowjetischen Botschafter Adolf Joffe zum Zweck der deutschen Revolution in Empfang genommen. Er wurde nach der Revolution Staatssekretär im Justizamt, also der höchste Vertreter der deutschen Rechtsprechung.

Als er später im Reichstag wegen der Annahme russischen Geldes zur Verantwortung gezogen wurde, erkannte er ausdrücklich an, dass er »das Geld gerne angenommen« habe, und bedauerte nur, dass er nicht den ganzen Betrag habe verwenden können. Eine Rückgabe wurde nicht dokumentiert.

Ein 1919 erschienener Bericht über die Finanzierung der während des Ersten Weltkriegs gegen das Deutsche Reich gerichteten revolutionären Bewegungen hielt fest:

> Das eigentliche Verbrechen der Revolution beginnt dort, wo das Geld der Entente, der Mammon der Feinde des deutschen Volkes, zu Verbündeten der deutschen Revolutionäre wurde.

Später sahen Mitglieder der englischen Elite dies als großen Fehler an. So erklärte Winston Churchill im Jahr 1932 dem ihm familiär bekannten deutschen Industriellensohn Reinhard Henschel:

> Es war ein Fehler, dass wir nach dem Ersten Weltkrieg die Abschaffung der Monarchie in Deutschland zuließen.

Er meinte damit, dass sich der Sturz der Monarchie auch noch nach 14 Jahren für niemanden – weder in Deutschland noch bei den Siegermächten – befreiend ausgewirkt hatte.

Die neue, unausgegorene demokratische Republik in Weimar schien wie gelähmt und wurde von links und rechts zunehmend in die Zange genommen.

Als Folge sagte Churchill Henschel eine neue europäische Katastrophe als Krieg gegen Deutschland voraus – »so oder so«, meinte er!

KAPITEL 7

Was wäre bei Wiederaufnahme der Kämpfe ab Oktober 1918 geschehen?



Abb. 52 Herbst 1918: Neue U-Boote im Dock

Drohte Deutschland 1919 ein Armageddon? Dieses Szenario wird zumindest häufig von der modernen Geschichtsschreibung skizziert, etwa so: Wenn der Krieg Ende 1918 nicht so schnell zu Ende gegangen wäre,

hätten die völlig überlegenen Alliierten im Jahr 1919 über das renitente Deutschland die Apokalypse gebracht.

Das ehemals stolze kaiserliche Heer sei in der »Hunderttageoffensive« zerschlagen worden; nur hilflose Reste seien im ungeschützten freien Gelände der Gnade der völlig überlegenen Alliierten ausgeliefert gewesen.

Winston Churchill beschrieb diese in heutigen Schriften geläufige These in seinem Buch *Der aufkommende Sturm* so:

> Alles, was in den 4 Jahren des großen Krieges geschah, war nur ein Vorspiel zu dem, was sich für das 5. Jahr anschickte. Ein Weiterführen der Kämpfe im Jahre 1919 hätte eine enorme Zunahme der Zerstörungsgewalt mit sich gebracht. Hätten die Deutschen ihre Moral behalten, um das Beste aus ihrem Rückzug an den Rhein zu machen, wären sie im Sommer 1919 mit Kräften und durch Methoden angegriffen worden, die unvergleichlich gewaltiger gewesen wären als alles, was zuvor zum Einsatz gekommen war. Tausende von Flugzeugen hätten ihre Städte zerstört, Batterien mit Tausenden von Geschützen ihre Frontstellungen hinweggefegt. Es waren Vorbereitungen unterwegs, eine Viertelmillion Mann samt Ausrüstung mit mechanischen Fahrzeugen über Land an die Front zu bringen. Extrem aggressives Giftgas, vor dem nur eine geheime Maske schützte, die die Deutschen sich aber nicht rechtzeitig beschaffen konnten, hätte jeden Widerstand gebrochen und das Leben an der feindlichen Front gelähmt.

Kurz nach Kriegsende 1918 hatte sich Churchill noch ganz anders ausgedrückt, als er davon sprach, dass der Krieg zum Glück für die Alliierten in letzter Minute zu Ende gegangen sei. Er hatte dies wohl in seinem Buch nur vergessen.

Tatsächlich hatten die Alliierten überhaupt kein neues Gas entwickelt, das deutschen Substanzen überlegen gewesen wäre.

Die Entente entwickelte nur eine dem deutschen »Gelbkreuz« nachempfundene Substanz und brachte sie 1918 an die Front. Man nannte sie auf der französischen Seite »Yperite«, bei den Engländern Senfgas.

Richtig ist, dass die Alliierten ab 1919 dieses Gas aus der Luft von Fernbombern über deutschen Städten auf die ungeschützte Zivilbevölkerung abregnen lassen wollten. Ein Kriegsverbrechen kündigte sich an!

Die deutschen Gasmasken blieben übrigens den alliierten Gegenstücken bis Kriegsende überlegen. Eine neue maskenbrechende Substanz, gegen die nur eine angeblich geheime alliierte Maske helfen würde, existierte ebenfalls nicht.

Tatsächlich gab es einen alliierten Plan zu der von Churchill erwähnten apokalyptischen Zerstörung Deutschlands und seiner Einwohner. Wir werden weiter unten darauf eingehen. Im Jahre 1919 hatte er wegen des Waffenstillstands noch keine Chance auf Verwirklichung; erst 1944/45 war es am Ende der »zweiten Runde« so weit.

Plante die Entente den Massenmord aus der Luft an der deutschen Zivilbevölkerung?

Während des Ersten Weltkriegs bombardierten deutsche, englische und französische Fernfliegerkräfte in zunehmendem Maße die gegnerische Zivilbevölkerung.

Deutsche Zeppeline und Fernfliegerkräfte griffen von 1915 bis zum August 1918 London und Paris bei Tag und bei Nacht an.

England hatte 1414 Luftkriegstote und 2416 Verletzte zu beklagen. Die materiellen Gesamtsachschäden in Höhe von 3 Millionen Pfund Sterling, die durch die verschiedenen Luftangriffe verursacht wurden, standen 1918 täglichen Kriegsausgaben der Briten in Höhe von 7 Millionen Pfund Sterling gegenüber.

Im Verlauf des sich von März bis 16. September 1918 hinschleppenden Luftbombardements deutscher Fernflieger gegen Paris wurden 237 Franzosen getötet und 539 verletzt.

Auch Deutschland war seit Kriegsausbruch von Fliegern der Entente regelmäßig angegriffen worden. Zuerst ging es unter anderem um systematische Bombardements des lothringisch-luxemburgischen Industriegebiets von Diedenhofen, auf das während des Krieges über die Hälfte aller auf deutsches Gebiet geworfenen Bomben entfiel.

Ein Sechstel aller Bomben fiel auf das Industriegebiet um Mosel und Saar, gefolgt von den Regionen Freiburg, Mannheim, Karlsruhe und Köln. Nur ganz vereinzelte Angriffe trafen Essen, Hamburg und München.

Die Zahl der Luftkriegsopfer durch alliierte Bomben im Ersten Weltkrieg belief sich in Deutschland auf 729 Tote und 1754 Verletzte.

Besonders hoch waren die Verluste im letzten Kriegsjahr. Das preußische Kriegsministerium setzte den Sachschaden auf 23,5 Millionen Goldmark an: angesichts der 180 Millionen Goldmark täglicher Kriegskosten des Deutschen Reiches im Jahr 1918 ein kaum ins Gewicht fallender Betrag.

Die immer häufigeren Tag- und Nachtangriffe auf das Reichsgebiet mit Geschwindigkeiten bis zu 200 km/h, in Flughöhen bis zu 7000 Metern und

mit einer Eindringtiefe bis zu 400 Kilometer von der Front führten auf deutscher Seite zum Aufbau eines Sperrriegels, der als Vorläufer der späteren »Luftverteidigungszone West« von 1938 anzusehen ist.

Zwei Überwachungslinien von der Nordsee bis zum Bodensee – die eine der Reichweite der Gegner folgend und die zweite etwa 15 Kilometer dahinter – sollten die Flak- und Jagdflieger der Heimatluftverteidigung vorwarnen und damit die Abwehrbedingungen verbessern. Von insgesamt 1154 Luftangriffen auf das Heimatgebiet im Ersten Weltkrieg entfielen acht auf das Jahr 1914 gegenüber 637 (234 bei Nacht) im Jahre 1918.

Das integrierte deutsche Luftabwehrsystem forderte unter den angreifenden alliierten Bombern immer größere Opfer. 104 Tag- und 34 Nachtbomber büßte die Entente im Sommer 1918 durch deutsche Abwehrhandlungen ein, 320 stürzten hinter den alliierten Linien ab.

So gingen allein in der Nacht vom 16. auf den 17. September 1918 zehn viermotorige »Handley Page O/400« verloren. Davon schoss die deutsche Abwehr sieben Stück ab. In den folgenden Nächten fanden dann auch aus »besonderen Gründen« bis zum Waffenstillstand kaum mehr Handley-Page-Angriffe auf Deutschland statt. Das »ungünstige Wetter« musste für die unterbliebenen Flüge herhalten.

Dennoch verlor die RAF insgesamt 67 Stück der Handley-Page-Viermots. Die eigens aus Teilverbänden am 6. Juni 1918 gebildete Independent Air Force unter General Trenchard, eine Art Vorläufer des späteren berüchtigten RAF Bomber Command, büßte bei der Bombardierung des deutschen Hinterlands so viele Tag- und Nachtbomberflugzeuge ein, dass man zu den geplanten organisierten großen Angriffen gegen Deutschland bis zum Kriegsende nicht in der Lage war. Im September verlor die Independent Air Force 75 Prozent ihres Bestandes!

Deshalb kamen die Planer auf eine andere Idee. Die »Independent Air Force« wollte bis Jahresende 1918 die englischen Fernfliegerkräfte so verändern, dass sie Angriffe gegen Berlin fliegen konnten.

»Handley-Page-O/400«-Staffeln sollten nun von Flugplätzen in der Tschechoslowakei aus gegen die deutsche Hauptstadt starten. Wie war das möglich?

Als Folge der österreichischen Kapitulation war die alte Doppelmonarchie Österreich-Ungarn in mehrere Länder zerfallen, von denen besonders die Tschechoslowakei eine deutschfeindliche Haltung einnahm und die Alliierten zur Kriegführung gegen das Reich einlud.

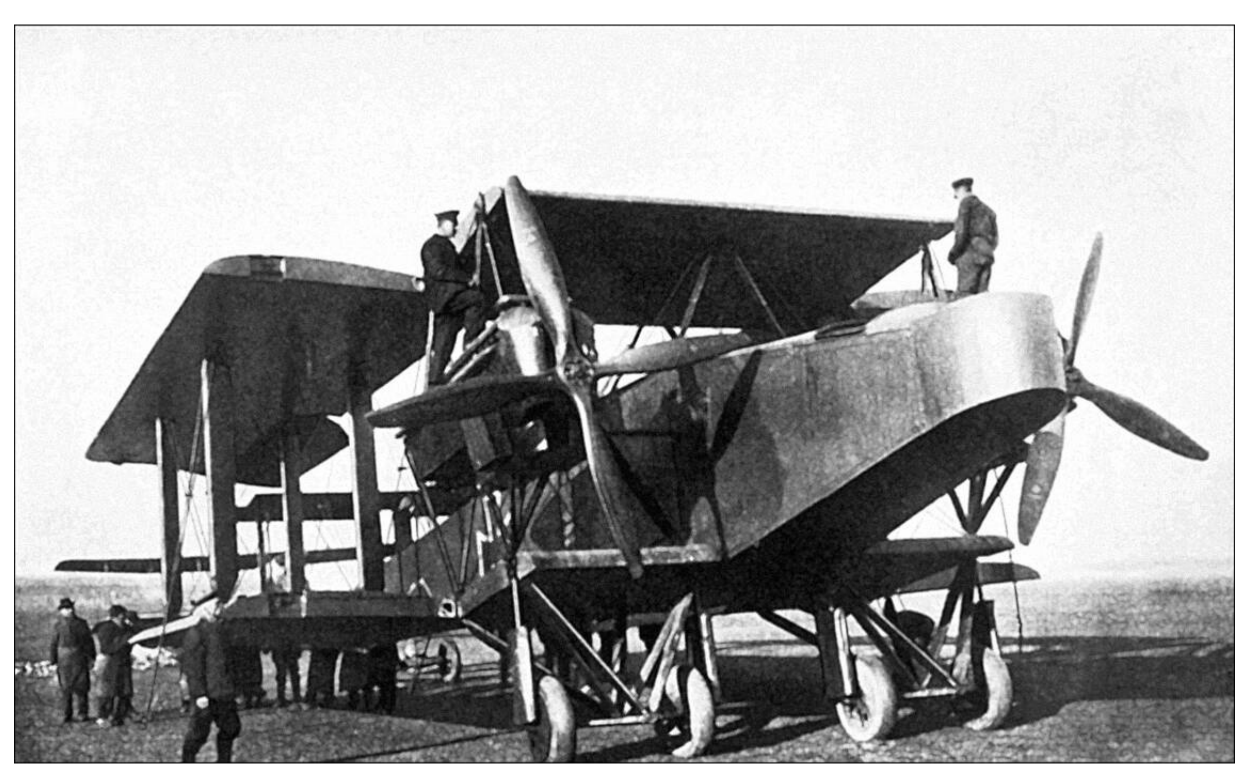


Abb. 53 Auf deutscher Seite notgelandete »Handley Page O/400«. Aufgrund der zunehmenden Verluste traten Moralprobleme auf.

Den Anfang hätte hier die 216 Sqn. mit O/400 gemacht. Sie sollte Anfang November 1918 nach Prag verlegt werden.

Im Frühjahr 1919 plante man, von dort aus unter Umgehung des deutschen Luftverteidigungsgürtels schwere Vergeltungsluftangriffe gegen Berlin zu fliegen – auch mit Einsatz von Giftgas!

Später hätten auch die sich damals noch im Test befindlichen Bomber der Serie »Vickers Vimy« zum Einsatz mit Gasbomben gebracht werden sollen.

Direkt aus England sollten die neuen »Handley Page V/1500« bis nach Berlin fliegen.

Diese barbarischen Pläne des englischen Generalstabs und Winston Churchills zur Entfesselung eines Gaskriegs aus der Luft gegen die

Zivilbevölkerung deutscher Städte kamen wegen des Kriegsendes nicht mehr zur Ausführung.

Im Gegensatz dazu steht die deutsche Entscheidung vom Sommer 1918, die bereits mit den neuartigen Elektron-Brandbomben startbereiten Fernbomber gegen London und Paris nicht starten zu lassen und diese furchtbare Waffe während des Krieges einzumotten.

Es ist davon auszugehen, dass der eigentliche Ausgang des Ersten Weltkriegs durch das geplante Massenmorden mit Gas gegen die ungeschützte deutsche Zivilbevölkerung nicht beeinflusst worden wäre.

Während Giftgas im Ersten Weltkrieg von allen Seiten verbreitet wurde, hatte trotz aller erbitterten Kämpfe bis dahin kein Land die tödlichen Gase aus der Luft abregnen oder abwerfen lassen.

Hier entstand eine neue Qualität von Massenvernichtung, da die Zivilbevölkerung ohne jede Schutzmaßnahme ahnungslos dem Verhängnis ausgesetzt gewesen wäre.

In der Nachkriegszeit wollte man dann auch Schweigen über diese Pläne wachsen lassen.

Ganz umsonst hatten die Briten ihre Gasbomben nicht entwickelt. 1919 wurde von RAF-Flugzeugen Gas über bolschewistischen Truppen in Russland abgeworfen. 1920 setzte England – erneut auf Anregung von Winston Churchill – Gas gegen rebellische Stämme im Irak aus der Luft ein. Auch Ägypten und Indien galten als mögliche Einsatzorte, was noch heute von den Engländern bestritten wird.

Die Italiener übernahmen später eifrig die englische Idee und warfen 1936 massiv Giftgasbomben mit tödlichem Erfolg über Abessinien ab.

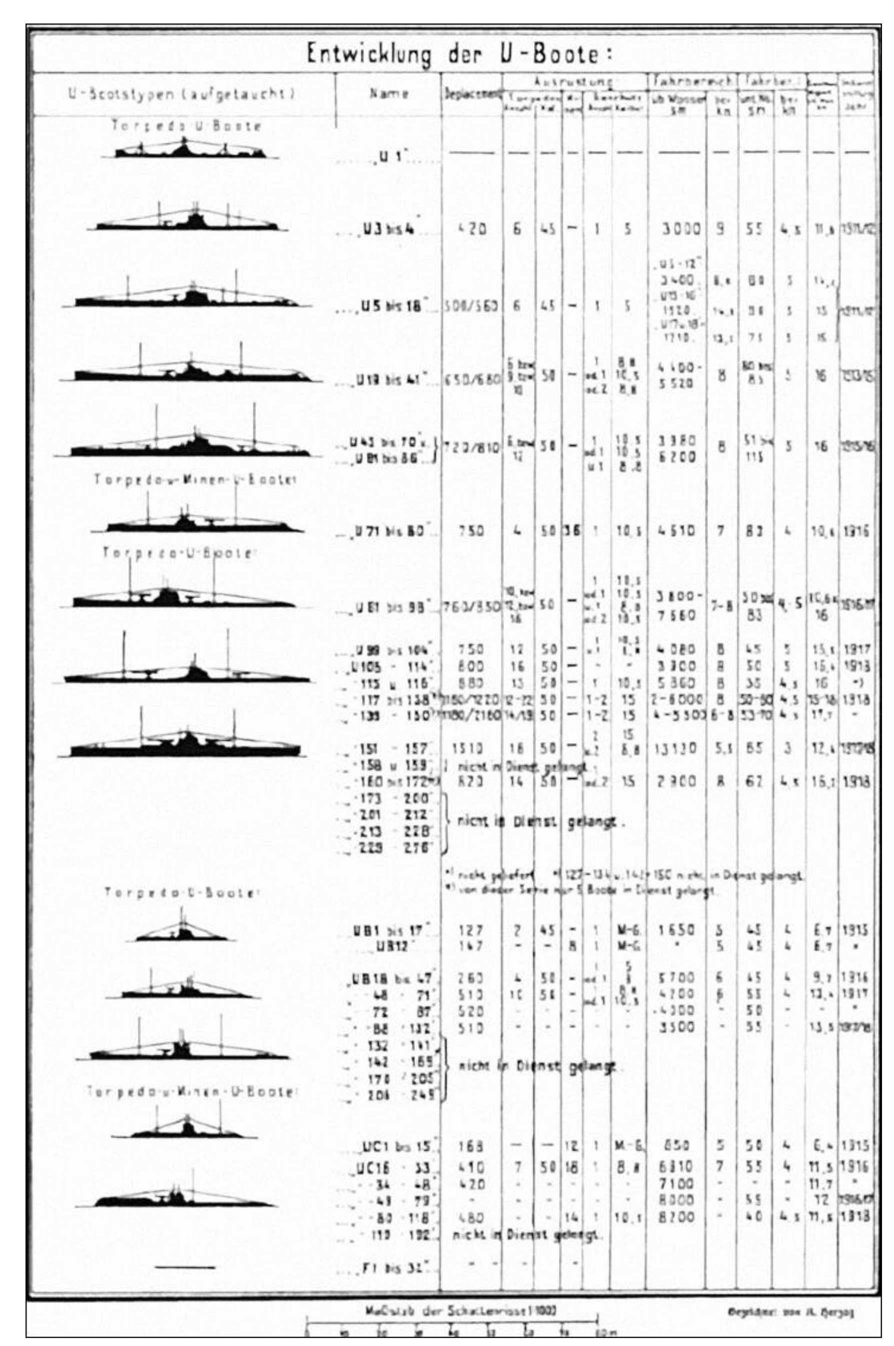
Hätten die U-Boote den Krieg 1919 zugunsten Deutschlands entscheiden können?

Als Deutschland am 1. Februar 1917 wider den Willen der damaligen politischen Führung den uneingeschränkten U-Boot-Krieg verkündete, hatte die Admiralität entgegen der Meinung ihrer eigenen Fachleuten versprochen, damit binnen 6 Monaten Großbritannien besiegen zu können. Da dies nicht erfolgt ist, gilt das Datum bis heute als der »Todestag« des Kaiserreichs, weil der uneingeschränkte U-Boot-Krieg angeblich von den USA als Anlass genommen wurde, um aufseiten der Alliierten in den Krieg einzutreten.

Im Grunde war es der zweite Versuch, denn bereits am 22. Februar 1915 hatte die Reichsregierung den uneingeschränkten U-Boot-Krieg gegen Handelsschiffe innerhalb eines Sperrgebiets um Großbritannien erklärt. Am 15. Mai 1915 wurde er infolge des »Lusitania«-Zwischenfalls wieder aufgehoben, als »U-20« den mit Zivilisten und amerikanischer Munition für England beladenen Ozeandampfer mitten im Sperrgebiet torpediert hatte.

Viele fragen nicht ohne Grund, ob der Erste Weltkrieg anders verlaufen wäre, wenn Deutschland im August 1914 mit einer wesentlich größeren Anzahl von U-Booten eingestiegen wäre. Das einzige in den Ärmelkanal entsandte U-Boot »U-9« hatte am 22. jenes Monats gleich drei englische Panzerkreuzer versenkt.

Nach der Ausrufung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges war bis Mai 1917 die Zahl der verfügbaren Front-U-Boote auf 126 gestiegen. Von ihnen standen damals durchschnittlich pro Tag 47 Boote in See. Diese Zahl stieg im Juni leicht auf 55 an, um dann im Juli auf 41 Boote zurückzugehen. Täglich stieg und fiel die Zahl der Versenkungen und damit der Verlust alliierten Schiffsraums fast im direkten Verhältnis zur Anzahl der im Einsatz stehenden Frontboote. Dass der uneingeschränkte U-Boot-Krieg nicht zum möglichen Erfolg führte, lag auch am merkwürdigen Verhalten gewisser Herren beim Reichsmarineamt.



Entwicklung der U-Boote:

U-Bootstypen (aufgetaucht)	Name	Deplacement	Ausrüstung: Torpedos Anzahl	Kal.	Minen	Geschütz Anzahl	Kaliber	Fahrbereich üb. Wasser sm	bei kn	Fahrber. unt. W. sm	bei kn	[illegible]	Jahr
Torpedo-U-Boote	U 1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
	U3 bis 4	420	6	45	—	1	5	3000	9	55	4,5	11,8	1911/12
	U5 bis 18	500/560	6	45	—	1	5	U5-12: 3400 U13-16: 1520 U17 u. 18: 1710	8,x 14,x 13,x	80 90 75	5 5 5	14,x 15 15	1911/12
	U19 bis 41	650/680	6 bzw 9 bzw 10	50	—	1 od. 1 od. 2	8,8 10,5 8,8	4400- 5520	8	80 bis 85	5	16	1913/15
	U43 bis 70 u. U81 bis 86	720/810	6 bzw 12	50	—	1 od. 1 u. 1	10,5 10,5 8,8	3380 6200	8	51 bis 115	5	16	1915/16
Torpedo-u-Minen-U-Boote	U71 bis 80	750	4	50	36	1	10,5	4510	7	83	4	10,6	1916
Torpedo-U-Boote	U81 bis 98	760/850	10 bzw 12 bzw 16	50	—	1 od. 1 u. 1 od. 2	10,5 10,5 8,8 10,5	3800- 7560	7-8	50 bis 83	4,5	10,6 bis 16	1916/17
	U99 bis 104	750	12	50	—	1 u. 1	10,5 8,8	4080	8	45	5	15,x	1917
	U105 - 114	800	16	50	—	-	-	3300	8	50	5	15,4	1918
	115 u. 116	880	13	50	—	1	10,5	5360	8	35	4,5	16	*)
	117 bis 138**)	1160/1220	12-22	50	—	1-2	15	2-6000	8	50-80	4,5	15-16	1918
	139 - 150***)	1180/2160	14/19	50	—	1-2	15	4-5500	6-8	53-70	4,5	17,x	-
	151 - 157	1510	18	50	—	2 u. 2	15 8,8	13130	5,5	65	3	12,4	1917/18
	158 u. 159	nicht in Dienst gelangt.											
	160 bis 172***)	820	14	50	—	od. 2	15	2300	8	62	4,x	16,x	1918
	173 - 200 201 - 212 213 - 228 229 - 276	nicht in Dienst gelangt.											
Torpedo-U-Boote	UB1 bis 17	127	2	45	-	1	M-G.	1650	5	45	4	6,7	1915
	UB12	147	-	-	8	1	M-G.	*	5	45	4	6,7	*
	UB18 bis 47	263	4	50	-	1 od. 1	5 8	5700	6	45	4	9,x	1916
	48 - 71	510	10	50	-	od. 1	8,8 10,5	4200	6	55	4	13,4	1917
	72 - 87	520	-	-	-		-	4300	-	50	-	-	*
	88 - 132	510	-	-	-	-	-	3500	-	55	-	13,5	1917/18
	132 - 141 142 - 169 170 - 205 206 - 249	nicht in Dienst gelangt.											
Torpedo-u-Minen-U-Boote	UC1 bis 15	168	—	—	12	1	M-G.	850	5	50	4	6,4	1915
	UC16 - 33	410	7	50	18	1	8,8	6810	7	55	4	11,5	1916
	34 - 48	420	-	-	-	-	-	7100	-	-	-	11,7	*
	49 - 79	-	-	-	-	-	-	8000	-	55	-	12	1916/17
	80 - 118	480	-	-	14	1	10,5	8700	-	40	4,5	11,5	1918
	119 - 192	nicht in Dienst gelangt.											
	F1 bis 32	-	-	-		-							

*) nicht geliefert **) 127-134 u. 141 - 150 nicht in Dienst gelangt.
***) von dieser Serie nur 5 Boote in Dienst gelangt.

Maßstab der Schattenrisse 1:1000 — Gezeichnet von H. Herzog

Abb. 54 Die unglaubliche Entwicklung der deutschen U-Boote

Obwohl bei der Verkündigung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges schon viel zu wenige Tauchboote für diese kriegsentscheidende Kampagne vorhanden waren, zeigte sich das Reichsmarineamt im Februar 1917 nur bereit, U-Boote zu bestellen, die bis Anfang 1918 geliefert werden konnten. Eine Auftragsvergabe für später fertig werdende Boote sei nicht

erforderlich, so hieß es, und stelle eine unnötige Belastung des Nachkriegsetats dar (!).

Voller Verzweiflung, da es beim Ausbleiben von neuen Bestellungen 1918 zu großen Lücken beim U-Boot-Bestands kommen müsse, wandten sich die U-Boots-Inspektion (U. I.) und die Motorenfirma MAN an die Oberste Heeresleitung. Am Ende musste sich der Generalstab des Heeres – also der »natürliche Feind« der Marine, wenn es um Rüstungsausgaben ging – an den Admiralsstab wenden mit der dringenden Bitte, ein Absinken der U-Boot-Produktion unbedingt zu verhindern.

Ab Juli 1917 ließ die kleine Zahl der im Einsatz befindlichen U-Boote ein weiteres Ansteigen der Versenkungsziffer kaum mehr möglich erscheinen. Lag dahinter Absicht?

Unter diesen Umständen schien es nicht verwunderlich, dass die Front sich ab Herbst 1917 selbst mit diesem offensichtlichen Versagen beschäftigte. U-Boot-Kommodore Michelsen und die Hochseeflotte setzten deshalb Ende 1917 die Schaffung des U-Boot-Amts durch, das als selbstständiges Department des Reichsmarineamts die materielle und personelle Organisation des U-Boot-Krieges in die Hand zu nehmen hatte. Dem Chef des U-Boot-Amtes, Vizeadmiral von Ritter, gelang es dann auch, die von »gewissenlosen Kräften« auch weiterhin betriebenen Verzögerungen bei der Ablieferung von U-Boot-Materialien durch geeignete organisatorische Maßnahmen zu vermindern.

Es waren also hausgemachte Gründe, die verhinderten, dass eine ausreichend große Flotte von U-Booten eine erfolgreiche Blockade Englands und der USA gerade in dem Moment durchführen konnten, als die amerikanischen Truppentransporte nach Europa abgingen.

Obwohl im Verlauf des Krieges 179 U-Boote der Kaiserlichen Marine im Kampf vernichtet wurden, besaßen die Deutschen zum Zeitpunkt des Waffenstillstandes immer noch 171 U-Boote. Weitere 149 befanden sich in verschiedenen Stadien der Fertigstellung. Mit einer derart starken U-Boot-Waffe wäre Deutschland in die Lage versetzt worden, den U-Boot-Krieg mit großer Energie ab 1919 neu anzufachen.

Es ist deshalb auch schwer zu verstehen, wenn heutige Fachleute – wie Professor Robert M. Grant in seinem Buch *U-Boot Destroyed* – erklären,

dass die alliierte U-Abwehr-Kriegführung im letzten Jahr des Krieges die U-Boote entscheidend besiegt hätte.

Die Alliierten versenkten 1918 insgesamt 69 deutsche U-Boote, verglichen mit 63 U-Booten im Jahr 1917, und das trotz enorm erweiterter U-Boot-Abwehr. Die Zahl der U-Boot-Neubauten hielt mit den Verlusten Schritt, wobei die Boote in Bezug auf Leistung und Bewaffnung laufend verbessert vom Stapel liefen. Schon diese Zahl weist darauf hin, dass die kombinierte Abwehr der Alliierten die U-Boot-Zahl gerade im Zaum hielt und die von ihnen ausgehende Gefahr nicht verringern konnte. Die U-Boot-Waffe war in Wirklichkeit die einzige bei Kriegsende 1918 im strategischen Arsenal Deutschlands noch vorhandene Waffe, die imstande war, durch eine unablässige Offensive mithilfe einer Gegenblockade den Krieg zu gewinnen.

Es steht außer Frage, dass die Entfesselung des »uneingeschränkten U-Boot-Krieges« 1917 trotz des damit in Kauf genommenen offiziellen Kriegseintritts der Vereinigten Staaten von Amerika strategisch richtig war. Die USA waren längst zur indirekten Kriegspartei geworden.

In Wahrheit war es auch gar nicht die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, die Amerika in den Krieg brachte. US-Präsident Wilson gab im Sommer 1919, von Senator McCumber in die Enge getrieben, öffentlich zu, dass seiner Überzeugung nach die Vereinigten Staaten auch ohne den uneingeschränkten U-Boot-Krieg in den Kampf gegen Deutschland eingetreten wären. Der uneingeschränkte U-Boot-Krieg setzte im Februar 1917 mit so gewaltigen Schlägen ein, dass in England die Lage bis aufs Höchste gespannt war.

In Bruttoregistertonnen gemessen, wurden im Februar 770000 Tonnen versenkt, im März 800000 Tonnen, im April fast 1,2 Millionen, im Mai und Juni des Jahres wieder über 1 Million Tonnen. Dabei betraf der uneingeschränkte U-Boot Krieg nicht einmal alle wichtigen Seegebiete, wie wir an anderer Stelle darstellen.

Als der amerikanische Admiral Sims im April 1917 zur Besprechung der gemeinsamen Kriegführung nach London kam, musste er feststellen: »Die Deutschen werden den Krieg voraussichtlich nicht verlieren, sondern

gewinnen.« Er war erschüttert: »So etwas Schreckliches hatte ich mir nicht vorgestellt.«

Und Admiral John Jellicoe, einer der ranghöchsten englischen Marineoffiziere, konnte nur bestätigen: »Ja, wenn sich die Verluste in diesem Maß fortsetzen, können wir den Krieg nicht weiterführen. Es hat keinen Zweck mehr, Pläne für das kommende Jahr zu schmieden.« Sims schloss seinen Bericht mit den Worten: »Kurz gesagt, ich bin der Meinung, dass wir augenblicklich dabei sind, den Krieg zu verlieren.«

Der Aderlass der Handelsschifffahrt durch deutsche U-Boote genügte im Frühjahr 1917 beinahe, um England zum Frieden zu zwingen. So waren der englische Premierminister Lloyd George und der französische Ministerpräsident Ribot schon im Begriff, nach Rom zu reisen, um mit ihrem italienischen Kollegen über die Einleitung von Friedensverhandlungen zu sprechen.

Nur durch das Bekanntwerden der Denkschrift des österreichischen Grafen Czernin, die die Lage Österreichs als verzweifelt darstellte, wurden sie bewogen, ihre Absicht aufzuschieben.

Als Kommodore Michelsen, bis dahin Führer der Torpedoboote, im Juli 1917 zum Befehlshaber der U-Boote ernannt wurde, stellte er fest, dass die Versenkungsziffern seiner »Ritter der Tiefe«, wie die deutschen U-Boot-Fahrer damals genannt wurden, allmählich geringer wurden.

Bis Ende 1917 betrugen sie mit Ausnahme des Monats November aber noch über 600000 Tonnen im Monat. Die unglaublich hohe Zahl von 1 Million BRT an beschädigtem Schiffsraum verstopfte die englischen Werften im Januar 1918.

Als Antwort versuchten die Alliierten, Handelsschiffe schneller zu bauen, als sie der deutsche Gegner auf den Grund des Meeres schicken konnte. Dazu musste der Weiterbau von leichten Kreuzern und drei Schwesterschiffen des Schlachtkreuzers »Hood« eingestellt werden.

Die Häfen der Welt wurden nach Tonnage durchstöbert, altersschwache Dampfer erzielten sagenhafte Preise, und sogar historische Segelschiffe, die aufgegeben oder als Wohnschiffe im Hafen vertäut waren, wurden wieder instandgesetzt und als U-Boot-Futter hinaus auf die gefahrvolle See geschickt. Die neutrale Schifffahrt wurde auf radikale Weise »überzeugt«,

für die Alliierten zu fahren. Dennoch kamen so im Jahr 1917 nur 1163000 BRT neuer Schiffsraum zusammen, dem aber ein Nettoverlust von 4010000 BRT gegenüberstand.

Auch standen die Westalliierten im Winter 1917/18 kurz vor einer Hungersnot. Infolge von Mangelernten und des wegen des U-Boot-Krieges eingeführten Konvoisystems (!) sank die Getreideversorgung in Großbritannien im Winter 1917/18 so sehr, dass das »Gespenst der Hungersnot« vor der Tür stand. Gleichzeitig schrumpfte der Getreidevorrat der französischen Armee auf zwei Tagesrationen. 1917 konnten nur noch drei Viertel und 1918 gar zwei Drittel der Vorkriegslebensmittelmenge importiert werden. Das lag an den deutschen U-Booten.

Noch im Frühjahr 1918, als die amerikanischen Truppen trotz aller Maßnahmen zuerst nicht schnell genug nach Europa transportiert werden konnten, um den Siegeslauf der deutschen Heere aufzuhalten, konnte die Katastrophe nur durch die brutale Beschlagnahme der gesamten holländischen Handelsschiffstonnage abgewendet werden.

Dabei schwächten deutsche Politiker die potenzielle Durchschlagskraft des U-Boot-Kriegs durch hausgemachte Zugeständnisse: Auch nach der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges wurde dieser vielfach durchlöchert. So hatte man auf Verlangen des Auswärtigen Amtes mehrfach zugelassen, dass neutraler Schiffsfrachtraum der Entente zugeführt wurde – um irgendwelcher eingebildeter Vorteile willen. Manche wichtige Seegebiete blieben aus politischen Gründen gar vom uneingeschränkten U-Boot-Krieg ganz ausgenommen.

Als alliierte Maßnahme kam es zu einer unglaublich aufwendigen Verminung der Operations- und Anmarschgebiete der deutschen U-Boote. Die britischen Minensperren in der Deutschen Bucht, zwischen Norwegen und Scapa Flow, der englischen Ostküste und im Mittelmeer bei Otranto erwiesen sich als völlig untauglich. Lediglich eine starke psychologische Wirkung auf die passierenden U-Boot-Besatzungen war die Folge. Allein die enge Straße von Dover konnte ab Sommer 1918 für die U-Boote der Flandern-Flottille in großem Maße durch Minen gesperrt werden.

Als entscheidend für das Überleben Englands sollte sich dann die Einführung des Geleitzugsystems erweisen. Im Verlauf des 17-monatigen

Zeitraums von Juli 1917 bis November 1918 gelang es deutschen U-Booten, gegen Hunderte von Geleitzügen, die zu jener Zeit liefen, nur 84 erfolgreiche Angriffe als Einzelfahrer durchzuführen. Von den 219 Atlantik-Konvois sichteten U-Boote überhaupt nur 39!

Die nur bei Tage einzeln angreifenden U-Boot-Kommandanten waren durch den Geleitschutz gezwungen, zum Torpedoangriff unter Wasser überzugehen, was die Anzahl der möglichen Angriffe beschränkte. Wegen der geringen Unterwassergeschwindigkeit der U-Boote hatten diese nur bei günstigem Kurs der Konvois Aussicht auf Erfolg.

Die Anwendung von Geleitzügen, in denen eine größere Zahl von Handelsschiffen unter dem Schutz von Kriegsschiffen mit Luftunterstützung zusammengefasst wurde, die Unterstützung durch amerikanische U-Boot-Jäger und Seeflugzeuge und nicht zuletzt die zu geringe Zahl der deutschen U-Boote führten zu einem ständigen Rückgang der Versenkungserfolge. Im September 1918 konnten so gerade 116237 BRT Schiffsraum auf den Grund des Meeres geschickt werden. Noch im August hatten die deutschen Kapitäne aber immer noch genau so viele Schiffe versenkt, wie die Alliierten neu bauen konnten.

Einer der dennoch erzielten großen Erfolge war die Versenkung des 32120 BRT großen englischen »White Star«-Liners »Justicia« durch drei unabhängig operierende deutsche U-Boote. Trotz Geleitsicherung durch 18 Zerstörer und 16 Fischdampfer hatten »UB 64«, »U 54« und »UB 124« eines der größten und schnellsten Schiffe der Welt vor der irischen Nordküste vom 19. auf den 20. Juli gleich mehrfach torpedieren können, bis es auf den Grund des Meeres sank. Mit zu dem Desaster beigetragen hatten die schlechte Moral der englischen Besatzungen auf der »Justicia«, aber auch jener der Sicherungsfahrzeuge.

Kriegsmüdigkeit war nicht nur eine deutsche Eigenschaft!

Diese spektakulären Einzelerfolge konnten die drohende Niederlage der U-Boote in der »Tonnage-Schlacht« aber nur schlecht übertünchen.

Ab Sommer 1918 planten die Deutschen deshalb wirksame Maßnahmen gegen den Rückgang der Versenkungserfolge.

Waren bis 1918 höchstens nur 180 einsatzbereite U-Boote am Feind, gelang es durch die unermüdliche Tätigkeit von Admiral Reinhard Scheer,

der im Sommer 1918 die Seekriegsleitung übernommen hatte, die Zahl der U-Boote beträchtlich zu erhöhen, sodass 1919 weit über 300 U-Boote, darunter viele U-Kreuzer, verwendungsbereit gewesen wären. Um diese Zahl richtig zu werten, muss beachtet werden, dass Großadmiral Dönitz im Zweiten Weltkrieg zum Höhepunkt der Atlantikschlacht im Jahre 1943 nicht mehr als 200 Frontboote zur Verfügung standen. Schon im Dezember 1917 hatte man 30 große und 90 kleine U-Boote in Auftrag gegeben, im Juni 1918 dann nochmals 64 große und 156 kleine Boote. Eine Anzahl bisher nicht mit U-Boot-Bau befasster Werften bis hinauf zu den Binnenflüssen wurde zum U-Boot-Programm herangezogen.

Doch dies war erst der Anfang, denn im September/Oktober 1918 ließ Admiral Scheer sein »Scheer-Programm« verkünden. Es enthielt eine Neubestellung von 330 Booten, darunter 117 große.



Abb. 55 Organisation eines typischen alliierten Geleitzuges 1918

Die Engländer erfuhren schnell von Scheers Plänen, und schon Ende September 1918 warnte Sir Eric Geddes, der Lord der Admiralität, vor einer neuen kriegsentscheidenden deutschen U-Boot-Offensive.

Für diesen Auftrag war man mit dem Großindustriellen Hugo Stinnes in Verbindung getreten. Die führenden Männer der gesamten für den U-Boot-Bau infrage kommenden deutschen Industrie versammelten sich dazu in Köln und Berlin, um die zweckmäßigste Verteilung der einzelnen Leistungen vorzunehmen. Vor allem wurde dabei festgestellt, wie viel Arbeit die Binnenlandindustrie den Werften, die durchgängig überlastet waren, abnehmen konnte. Alle zum »Scheer-Programm« erforderlichen Rohstoffe und Materialien waren vorhanden.

Endlich stellte die OHL der Marine die jahrelang vergeblich angeforderten Arbeitskräfte zur Verfügung. Alles, was fehlte, war die Zeit!

So kam es, dass bei Ausbruch der Revolution im November 1918 die unglaubliche Zahl von 440 Booten im Bau war. Der geplante monatliche Ausstoß sollte dabei von 12 Booten auf 16 im letzten Quartal 1918 und 36 im 4. Quartal 1919 gesteigert werden.

Man hätte bei Fortdauer des Krieges aber nicht nur eine mehr als genügende U-Boot-Zahl zur Verfügung gehabt, sondern auch operativ und taktisch neuartige Einsatzformen angewendet.



Abb. 56 Vizeadmiral Hermann Bauer (1875–1958) übernahm im August 1918 das Großlinienschiff SMS Kaiser und kurz vor Kriegsende zeitgleich die Großlinienschiffe SMS Oldenburg und SMS Nassau.

Schon im Frühjahr 1918 hatte der damalige Fregattenkapitän Bauer, Führer der dem Flottenkommando unterstellten U-Boote, beantragt, ihm den ersten fertigen U-Kreuzer zur Verfügung zu stellen, damit er sich selbst westlich von Irland ein Bild davon machen könne, in welcher Form ein gemeinsames Operieren von U-Booten gegen Geleitzüge möglich sei. Der Antrag wurde abgelehnt.

In den Jahren 1917 und 1918 hatten die damaligen Korvettenkapitäne Hans Rose und Otto Schultze ebenfalls Vorschläge für das gemeinsame Operieren von U-Booten gegen Geleitzüge gemacht.

Ein erster Versuch einer »Konzentration« von U-Booten gegen Geleitzüge im Atlantik (10.–25. Mai 1918) schlug fehl, da die U-Boote weit über ein riesiges Seegebiet verteilt standen und das Führerboot »U 103«

durch einen Rammstoß des Truppentransportschiffs »Majestic« vorzeitig versenkt wurde.

Gemischte »U-Boot-Operationen« (Gruppenansatz mehrerer U-Boote) gab es im Januar sowie im September und Oktober 1918 im Mittelmeer. Dabei kam es kurz vor dem Waffenstillstand Mitte Oktober 1918 zum wohl ersten gemeinsamen erfolgreichen Rudelangriff von U-Booten gegen einen alliierten Geleitzug.

Nicht mehr rechtzeitig verwirklicht werden konnte ein Plan des Befehlshabers der U-Boote (BdU) vom August 1918, dem zufolge ein als Rudel organisierter Verband von U-Boot-Kreuzern unter Führung von Kapitän Rose am Westausgang des Kanals auf Geleitzugjagd gehen sollte.

Somit war die Idee der »Rudeltaktik«, die Großadmiral Dönitz im Zweiten Weltkrieg zur Berühmtheit verhalf, bereits während des Ersten Weltkrieges praktisch erprobt worden. Im Kriegsbereich Mittelmeer stand die Taktik bereits vor ihrer Einführung. Im Atlantik wäre sie kurz darauf gefolgt! Der spätere Großadmiral Dönitz verfeinerte dann während seiner englischen Kriegsgefangenschaft diese frühe Rudeltaktik im Gespräch mit U-Boot-Kapitänen. Im Dritten Reich sollte sie später die Alliierten an den Rand der Katastrophe bringen!

Wenn die deutsche Kriegsmarine 1919 tatsächlich dazu übergegangen wäre, die alliierten Geleitzüge mit in Gruppen konzentrierten U-Booten anzugreifen, wäre dies wohl zu einem entscheidenden Faktor geworden.

Ohne Radar-Asdic-, HF/DF-Ausrüstung und ENIGMA wie im Zweiten Weltkrieg hätten die angloamerikanischen Geleitsicherungsfahrzeuge 1919 den aufgetauchten, bei Nacht in Rudeln angreifenden deutschen U-Booten weitgehend machtlos gegenübergestanden.

Etwas Hilfe versprach den Alliierten allein der Submarine Tracking Room »OB 40«. Die britische Admiralität versuchte damit, die Funksprüche der deutschen U-Boote in Echtzeit zu dekodieren, um Geleitzüge vor der Anwesenheit der »Ritter der Tiefe« zu warnen und die Marschrouten der Konvois um diese herumzuleiten.

Eine revolutionäre Verbesserung versprach die deutsche Fernaufklärung mit Luftschiffen über dem Nordatlantik für den U-Boot-Krieg. Beladen mit mehr als 30 Tonnen Treibstoff, waren die Hochgeschwindigkeitszeppeline

der L-70-Klasse in der Lage, mit ihrer Reichweite von mehr als 3000 Meilen nach einem Überflug Nordschottlands für 3 oder 4 Tage über den Gewässern des Nordatlantik nach alliierten Konvois Ausschau zu halten und die U-Boote heranzuführen.

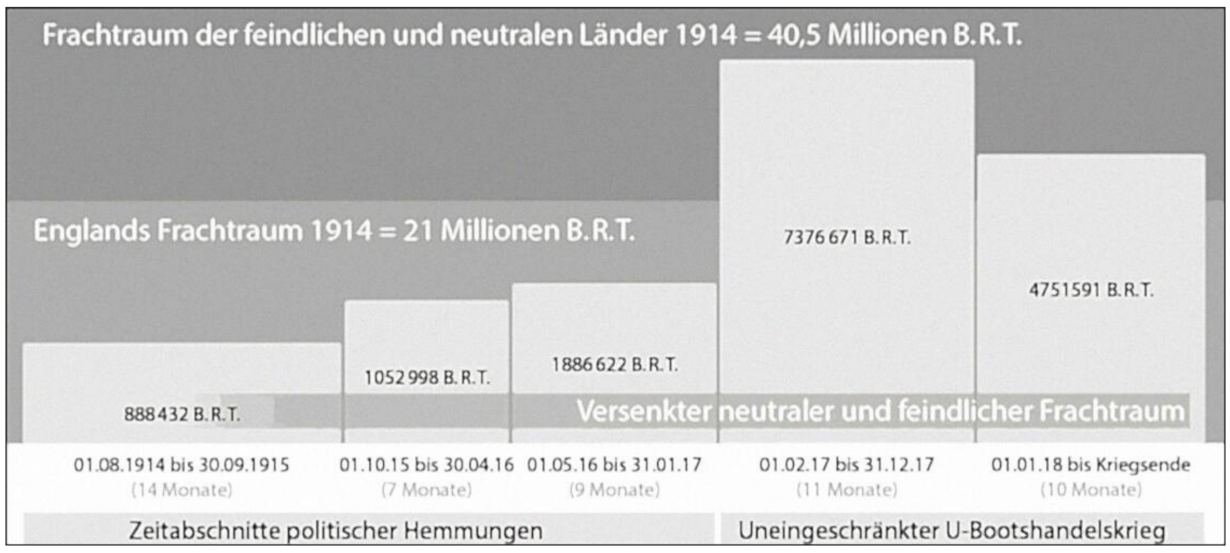


Abb. 57 Grafische Darstellung der Versenkungen durch U-Boote in BRT, getrennt in die verschiedenen Phasen des U-Boot-Krieges.

Nachdem sich die Marine-Zeppeline wegen der alliierten Jagdflugzeuge für Angriffsflüge über England kaum mehr als verwendbar erwiesen hatten, hatte der Admiralstab ihrer Verwendung über dem Atlantik für 1919 zugestimmt. Es kam dort vor dem Waffenstillstand zu keinem Einsatz des Verfahrens.

Laut britischer Admiralität gingen im Ersten Weltkrieg 5334 Handelsschiffe mit 12179906 BRT verloren, während der ehemalige Führer der U-Boote, Admiral Michelsen, 18726488 BRT angibt. Dazu kamen noch 100 Kriegsschiffe aller Größen mit 366490 BRT.

Im Jahre 1917 wurden 9,2 Millionen BRT Schiffsraum versenkt. 1918 erreichten die Versenkungszahlen immer noch eine beachtliche Höhe von 5,112 Millionen BRT.

Der bundesdeutsche Autor Bodo Herzog untertraf in der Nachkriegszeit selbst die von der englischen Admiralität bereits eingestandenen Versenkungsziffern mit 11948702 BRT an versenktem Schiffsraum. Seine Zahlen werden – politisch korrekt – heute für die gültige Wahrheit gehalten.

Wie dem auch sei, am 21. Oktober 1918 gab die neue deutsche Regierung unter Max von Baden dem Drängen Präsident Wilsons nach und erließ einen Befehl, der die Torpedierung von Fracht- und Passagierschiffen verbot. Der U-Boot-Krieg galt damit als faktisch beendet. Die U-Boote wurden ins Reich zurückbeordert. Am gleichen 21. Oktober 1918 wurde Scheers Programm mit der Aufgabe des U-Boot-Krieges durch die Regierung Max von Baden gestoppt. Die gefährlichen U-Boot-Kreuzer hatte der Admiralstab bereits vorher, am 10. Oktober 1918, als Vorleistung für Wilson von der amerikanischen Küste abberufen. Am 9. November bekamen die Boote den Befehl, ihre Häfen anzulaufen. Der letzte Trumpf des Kaiserreichs wurde nicht ausgespielt.

Bezahlt werden mussten die genannten Erfolge mit einer Verlustquote von 40 Prozent aller eingesetzten U-Boot-Besatzungen. Von 13000 eingesetzten deutschen U-Boot-Leuten blieben 515 Offiziere und 4849 Matrosen auf See.

Wie schwer die Verluste durch die erbitterte alliierte U-Boot-Abwehr und durch Minen waren, lässt sich allein schon an der Zahl der deutschen Frontboote ablesen: Das Jahr 1917 begann mit 132 und endete mit 121 Booten. Im Jahr 1918 gingen infolge gesteigerter Gegenmaßnahmen durch die Entente zeitweise mehr deutsche U-Boote verloren, als aus neuer Produktion hinzukamen. Es war dennoch eine knappe Angelegenheit.

Trotz der Reduzierung der versenkten Schiffsraummenge ab September 1918 nahte im Herbst/Winter erneut der Zeitpunkt, an dem die englische Wirtschaft der dauernd wirksamen Entziehung von Schiffsraum nicht mehr gewachsen war und an dem nach vielen unwidersprochenen englischen Äußerungen, etwa von Winston Churchill, der Zusammenbruch erneut vor der Tür stand.

Die Stimmung im Vereinigten Königreich war äußerst erregt; die Londoner City soll überaus kriegsmüde gewesen sein, wie neutrale Beobachter meldeten. Die Entente litt im Herbst 1918 unter äußeren Bedingungen, die denen der Deutschen an Härte kaum nachstanden.

Ein weiteres großes Problem bestand darin, die Unmengen an kaum ausgerüsteten US-Soldaten, die nach Frankreich geworfen worden waren, angesichts des immer geringer werdenden Frachtraums mit Proviant und

Nachschub zu versorgen. Die »Tonnagelücke« weitete sich bis Kriegsende aus!

Wie sehr die Entente am Ende ihrer Frachtraumkräfte war, geht nach Meinung von Konteradmiral Kurt Graßhoff auch daraus hervor, dass Wilson Anfang Oktober 1918 verlangte, vor dem Eingehen auf Waffenstillstandsverhandlungen den U-Boot-Krieg gegen Passagierdampfer, also den U-Boot-Krieg überhaupt, einzustellen.

Dieser Forderung wurde vom neuen deutschen Kabinett Max von Badens ohne Gegenleistung nachgegeben – gegen den Einspruch der Obersten Heeres- und Marineleitung und auf Verlangen des durch drei Gesandte verstärkten Auswärtigen Amts.

Als eine Bedingung des Waffenstillstandes musste Deutschland ab 20. November 1918 sämtliche U-Boote an die Entente ausliefern.

Korvettenkapitän Friedrich Lützow, seinerzeit Admiralstabsoffizier beim BdU (Befehlshaber der U-Boote bei den Hochseestreitkräften), berichtete dazu:

> Damals, als nach dem Waffenstillstand unsere Schiffe und U-Boote an England ausgeliefert wurden, wurden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften mehrfach von englischen Marineangehörigen gefragt, warum wir Waffenstillstand geschlossen hätten – ob wir nicht gewusst hätten, dass England im Winter 1918/19 hätte Frieden schließen müssen.

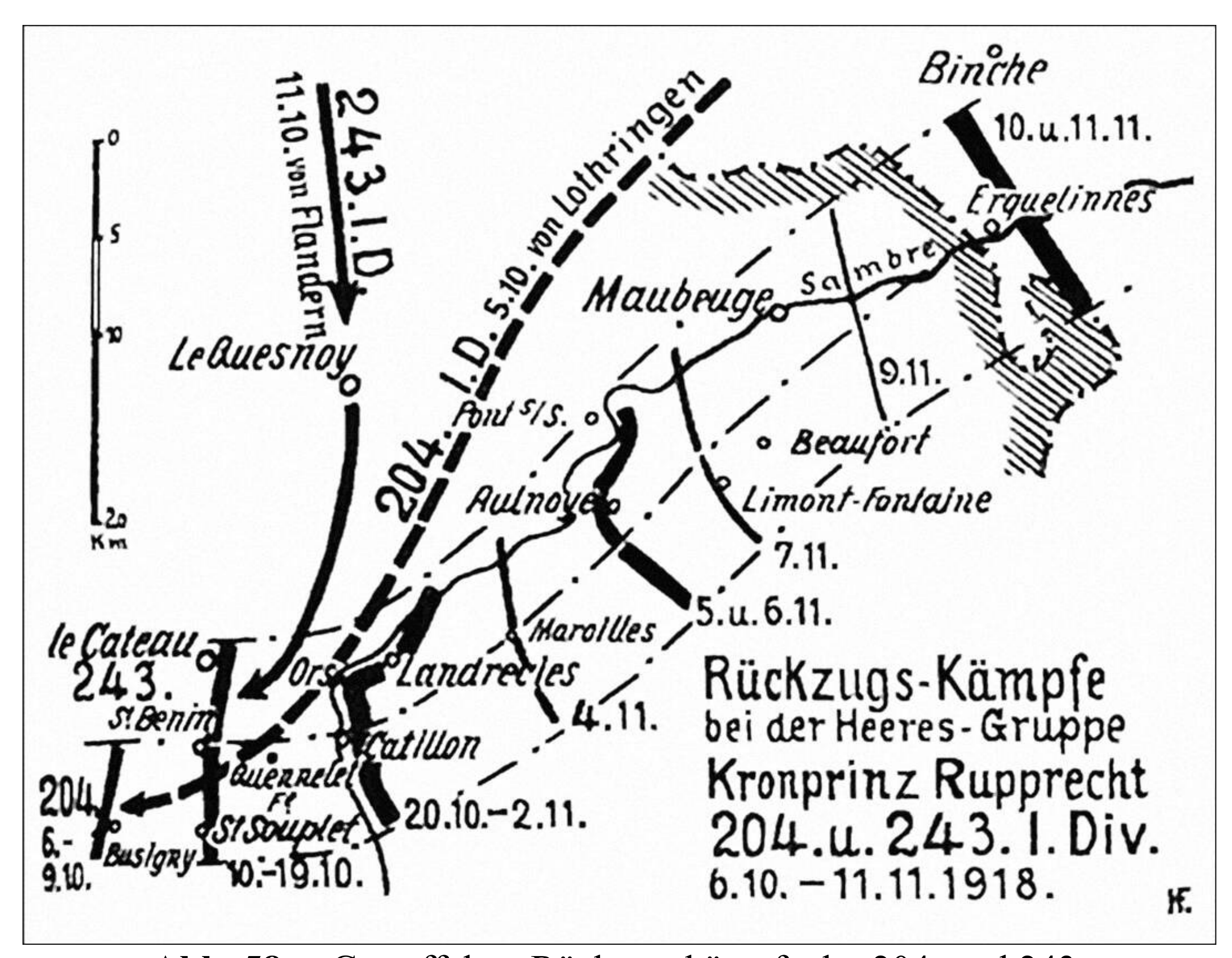


Abb. 58 »Gestaffelte« Rückzugskämpfe der 204. und 243. Infanteriedivision im November 1918. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht.

So hat der Umsturz in Deutschland auch hier den englischen Sorgen ein vorzeitiges Ende bereitet. Dabei war es auch hier wieder ein einzelnes deutsches U-Boot, das mit seinem beherzten Eingreifen die für das deutsche Kaiserreich so fatale Meuterei der Hochseeflotte um ein Haar beendet hätte. Ohne große Spekulation kann zusammengefasst werden, dass die von den Deutschen für 1919 in die Wege geleitete Wiederbelebung des U-Boot-Krieges reelle Chancen hatte, den Ersten Weltkrieg doch noch siegreich für Deutschland zu entscheiden, ohne dass die Alliierten viel dagegen hätten tun können.

Wie es wirklich aussah: »Im Felde unbesiegt«?

Als die Kanonen am 11. November 1918 um 11 Uhr mittags schwiegen, war die deutsche Front langsam rückwärts ausweichend vor der Maas-Linie angekommen, aber nirgends von Panik erfasst, nirgends durchstoßen worden.

Das seit dem »Schwarzen Tag von Amiens« am 8. August 1918 von allen Glücksgöttern verlassene, der obersten Führung entbehrende und wegen Problemen beim Nachschub auf sich selbst gestellte deutsche Heer kämpfte bis zum letzten Augenblick in verbundener Front und setzte seinen Rückzug in Staffeln fort, ohne dem Gegner den Rücken zuzuwenden und ohne ihm den Weg in seine Flanken freizugeben.



Abb. 59 Der im August 1917 zum Generalmajor beförderte Friedrich von Loßberg (1868–1942) entwickelte eine flexible Verteidigungsstrategie (»Verteidigung in der Tiefe«), aufgrund derer die Abwehrkräfte tiefer und komplexer gestaffelt wurden.

Die Verluste der Alliierten waren in dieser Kriegsphase die höchsten seit 1914. Nur mühsam schoben sie den zäh fechtenden Gegner in den letzten Kampftagen vor sich her. Tatsächlich war der deutsche Rückzug im Sommer und Herbst 1918 keine Flucht.

Die Deutschen waren immer noch höchst leistungsfähig, wenn es darum ging, den Feind zu töten. Bis zuletzt waren jene deutschen Soldaten, die weiterhin kämpften und sich nicht freiwillig in Gefangenschaft begaben

oder desertiert waren, immer noch besser imstande, ihre Gegner zu töten, als es umgekehrt der Fall war.

Selbst im Oktober 1918 fiel die makabre Nettotötungsbilanz der Engländer immer noch in einer Größenordnung von etwa 35300 Mann zugunsten der Deutschen aus. Auch wenn das deutsche Heer bis Kriegsende keine befestigten Verteidigungsstellungen in unmittelbarer Nähe der Front mehr besaß, war sein Rückzug auf die Maas-Antwerpen-Linie im Gange.

Am 31. Oktober hatte der jetzt zum Generalmajor avancierte Friedrich von Loßberg als Stabschef der Heeresgruppe »Herzog Albrecht« endlich die nötigen Vollmachten erhalten, um als Spezialist für Verteidigung die modernen Festungsstellungen im Elsass und in Lothringen auf Vordermann zu bringen.

Von Loßberg versuchte, alles zu mobilisieren, und bis zur letzten Minute wurden »Überraschungen« für die Entente vorbereitet.

So fanden die Alliierten nach dem Waffenstillstand in den Ardennen bei Givors Züge mit einer unbekannten Anzahl von frisch mit Buntfarbenanstrich getarnten Mark-IV-Beute-Tanks vor. Sie befanden sich nicht auf dem Rückzug, sondern beim Transport an die Front! Die dazugehörigen Tankabteilungen sind bis heute ein ungelöstes Rätsel.

Es verwundert, dass man die mit wertvollen Tanks beladenen Züge mit Beginn des Waffenstillstands einfach in der Landschaft stehen ließ. Hatten Geheimbefehle den Rücktransport verhindert?

Tatsächlich wurde das Vordringen der Alliierten Ende 1918 immer langsamer. Als sich die Deutschen ihrer Heimat näherten, kehrte ihre Kampfentschlossenheit zurück.

Der spätere britische Premierminister Neville Chamberlain fragte nur wenige Tage vor Kriegsende seine Frau: »Wie viele weitere Männer werden wir in einem Jahr verloren haben?«

Am 7. November 1918 schrieb der englische Feldgeistliche Julian Bickersteth:

> Der Feind … führt eine schlaue Rückzugsaktion durch, und ich sehe nicht, wie wir ihn dazu bringen können, sich schneller zu bewegen. […] Wir alle, vielleicht mit Ausnahme der Stabsoffiziere, die nichts

von der Kampfweise oder der Moral der Deutschen zu sehen bekommen, erwarten weitere Kämpfe, die zumindest 6 Monate dauern werden.



Abb. 60 Ein schweres deutsches 15-cm-Flachfeuergeschütz wird Ende Oktober 1918 in der Maas-Antwerpen-Linie in Stellung gebracht

Auch der englische Oberbefehlshaber General Douglas Haig, der noch im August fest von einem alliierten Sieg überzeugt war, glaubte, dass das deutsche Heer fähig sei, sich an die Grenzen des eigenen Landes zurückzuziehen und diese Linie zu halten.

Haig war Ende Oktober 1918 gar der Meinung, dass den Alliierten der Dampf auszugehen drohte – und das trotz des deutschen Ersuchens um Waffenstillstand!

Die Ängste der Alliierten vor einer Fortdauer des Krieges über den Monat Oktober 1918 hinaus und einem Umschwung der Lage waren der deutschen OHL durch Agentenmeldungen bekannt geworden.

Da General Ludendorff zum damaligen Zeitpunkt seine Macht bereits an Prinz Max von Baden und seinen Außenminister Solf verloren hatte, reagierte die deutsche Führung nicht mehr.

Hätten die Alliierten bei längerer Kriegsdauer selbst Schluss machen müssen?

Obwohl es den Alliierten gelang, mithilfe von erbeuteten Plänen und wegen »Moralproblemen« bestimmter deutscher Verteidiger die »Hindenburglinie« zu durchbrechen, sahen führende englische Generale wie Rawlinson dies als ein Wunder an. Der alliierte Vorstoß auf breiter Front war dann am 11. Oktober 1918 zum Stehen gekommen.

Zwischen der Einleitung des deutschen Waffenstillstandsersuchens und dem Kriegsende waren auf beiden Seiten noch einmal mehrere Hunderttausend Soldaten gefallen!

Am 19. Oktober, also mehr als 2 Wochen nach dem deutschen Ersuchen um Waffenstillstand, gab der englische Oberbefehlshaber General Douglas Haig die Hoffnung auf einen Sieg auf und verlangte einen Verhandlungsfrieden.

Die Franzosen seien »ausgebrannt« und würden ungeniert davon sprechen, dass sie jetzt, da der Frieden in Sicht sei, nicht noch ihr Leben verlieren wollten. Die amerikanische Armee sei noch nicht richtig organisiert, schlecht ausgerüstet, halbtrainiert und mit unzureichenden Nachschubdiensten ausgestattet. Die englische Armee sei war noch nie so effizient gewesen wie zur gegebenen Zeit, aber sie sei abgekämpft, und es fehle an Verstärkung. Mit rückläufiger Einsatzstärke müsse aber auch die Moral zurückgehen. Die deutsche Armee dagegen sei bei einem Scheitern der Waffenstillstandsverhandlungen voll in der Lage, sich intakt bis zu den eigenen Grenzen zurückzuziehen und diese mit dem Mut der Verzweiflung so lange zu halten wie nötig, um jeden Versuch einer Verletzung der deutschen Ehre zu stoppen. Noch am 18. Juli hatte Haig mit einem alliierten Sieg gerechnet.

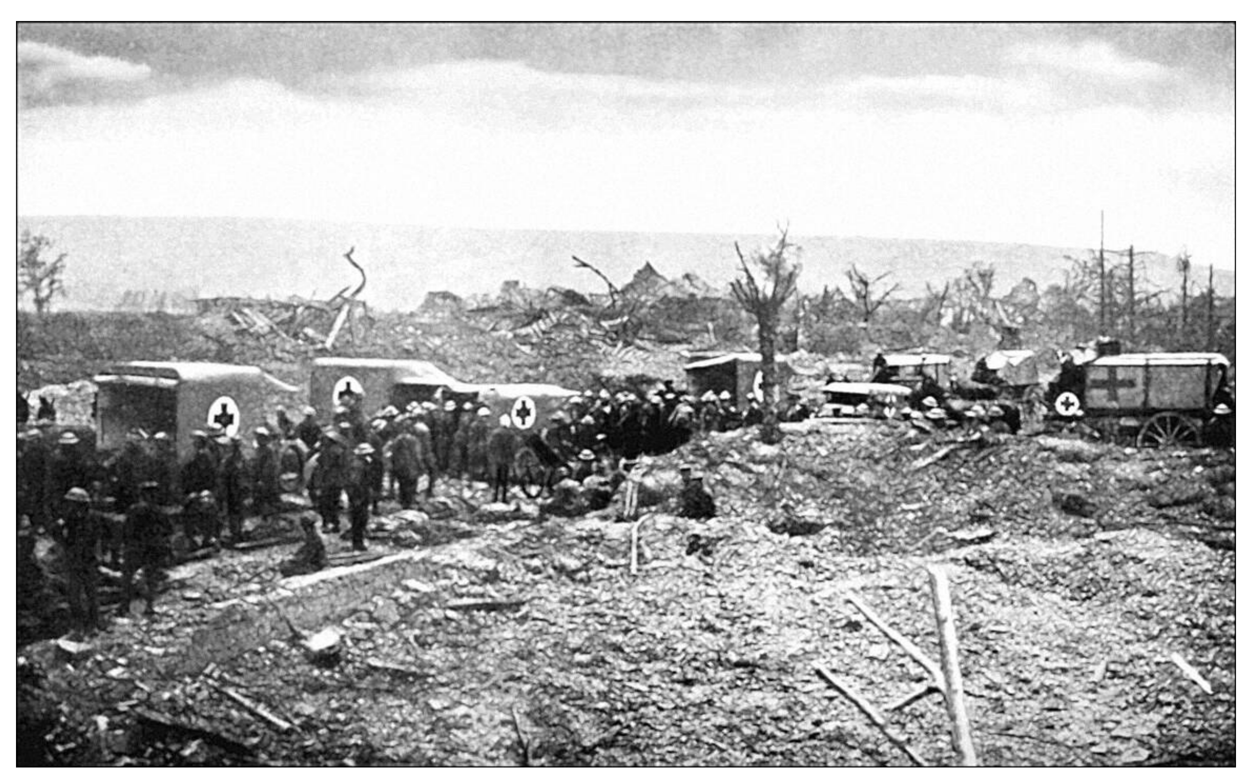


Abb. 61 Während der »Hunderttageschlacht« nehmen englische Automobilambulanzen die massenhaft anfallenden Schwerverwundeten in Empfang

Zwei Wochen vor Kriegsende waren am 29. Oktober 1918 alle Ministerpräsidenten und Außenminister der Alliierten am Pariser Quai d’Orsay im Arbeitszimmer von Außenminister Stéphen Pichon zusammengekommen. Der englische Außenminister Balfour erklärte damals seinen Kollegen:

> … und unsere Truppen – mit Ausnahme der Amerikaner – sind genauso kriegsmüde wie die Deutschen. Die roten Fahnen der Deutschen können bei uns alles in Brand stecken.

Die französische Zensur wurde angewiesen, alle Hinweise auf eine sich ausbreitende Revolution östlich des Rheins zu unterdrücken.

David Lloyd George ergänzte:

> Gerade in den letzten Kämpfen haben Engländer und Amerikaner furchtbare Verluste erlitten. Nun stockt der amerikanische Angriff in

den Argonnen. Der Nachschub ist in gänzlicher Unordnung, die Engländer müssen immer wieder helfend einspringen.

Das französische Eisenbahnsystem befand sich schon vor dem alliierten Vormarsch ab 8. August 1918 in den letzten Zügen. Frankreich hatte während des Krieges keine neuen Loks oder Wagen hergestellt und fast 3 Jahre lang Reparaturen vernachlässigt. Permanent abgenutztes Material und viel zu wenig und völlig übermüdetes Personal kamen hinzu.

In diesem Umfeld müssen die zusätzlichen Anforderungen der Millionen von ankommenden US-Soldaten wie ein Albtraum gewesen sein, denn sie konnten unmöglich erfüllt werden.

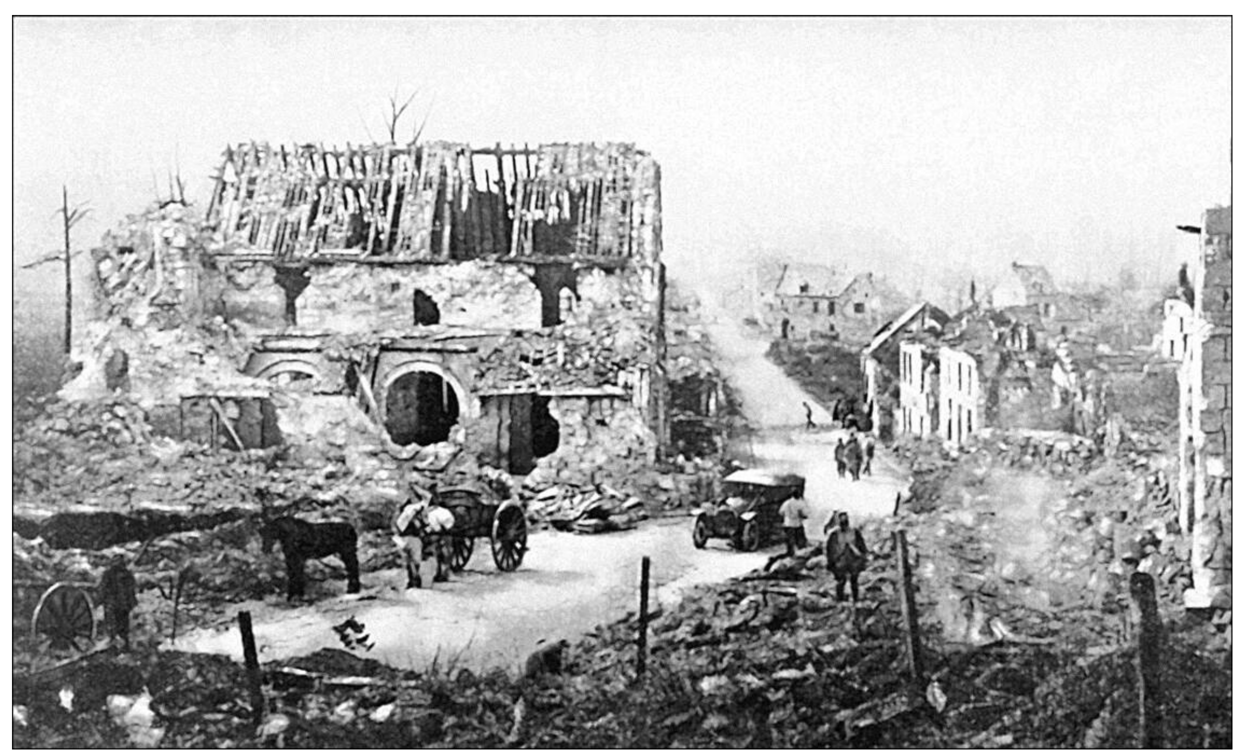


Abb. 62 Drohender Nachschubzusammenbruch: Von den Deutschen gesprengte und mit Hindernissen aller Art belegte Straßen werden von Franzosen gesäubert und ausgebessert.

Die Amerikaner hatten nicht nur ihre eigenen »Pershing«-Lokomotiven über den Atlantik mitgebracht, sondern auch 50000 Angehörige des »US Transportation Corps«, die hemdsärmelig versuchten, ihre eigenen Truppen auf dem bereits völlig überlasteten Eisenbahnnetz auch auf Kosten der

anderen Alliierten zu versorgen. Die Folge waren, wie zu erwarten, Spannungen mit französischen Eisenbahnbediensteten, die bis zu bewaffneten Kämpfen ausarteten.

Das Chaos brach vollends aus, als die Alliierten bei ihrem Vormarsch in Gelände vorstießen, wo die Deutschen bei ihrem Rückzug alle Eisenbahnstrecken und Straßen zerstört hatten. Die französischen Eisenbahnen waren für die Kriegführung der Alliierten lebenswichtig. Im Herbst 1918 kündigte sich hier nun ein Zusammenbruch an, wie er auch schon Österreich-Ungarn und das zaristische Russland gelähmt hatte. Diese französische Eisenbahnkrise wäre für die Alliierten zu einem ganz großen Problem geworden, wenn der Krieg noch über einen fünften Kriegswinter hinaus weitergegangen wäre.

Der englische Marineminister Lord Fisher erinnert sich:

> Ein Kabinettsminister stellte nach dem Waffenstillstand fest, dass die Alliierten am Ende ihrer Kraft waren, als es wie durch ein Wunder zum Waffenstillstand kam. […] Das war kein Waterloo, Sedan oder Trafalgar!

Auch der Franzose Norman schrieb:

> Am Tag der Unterzeichnung des Waffenstillstands waren wir am Ende der Kraft.

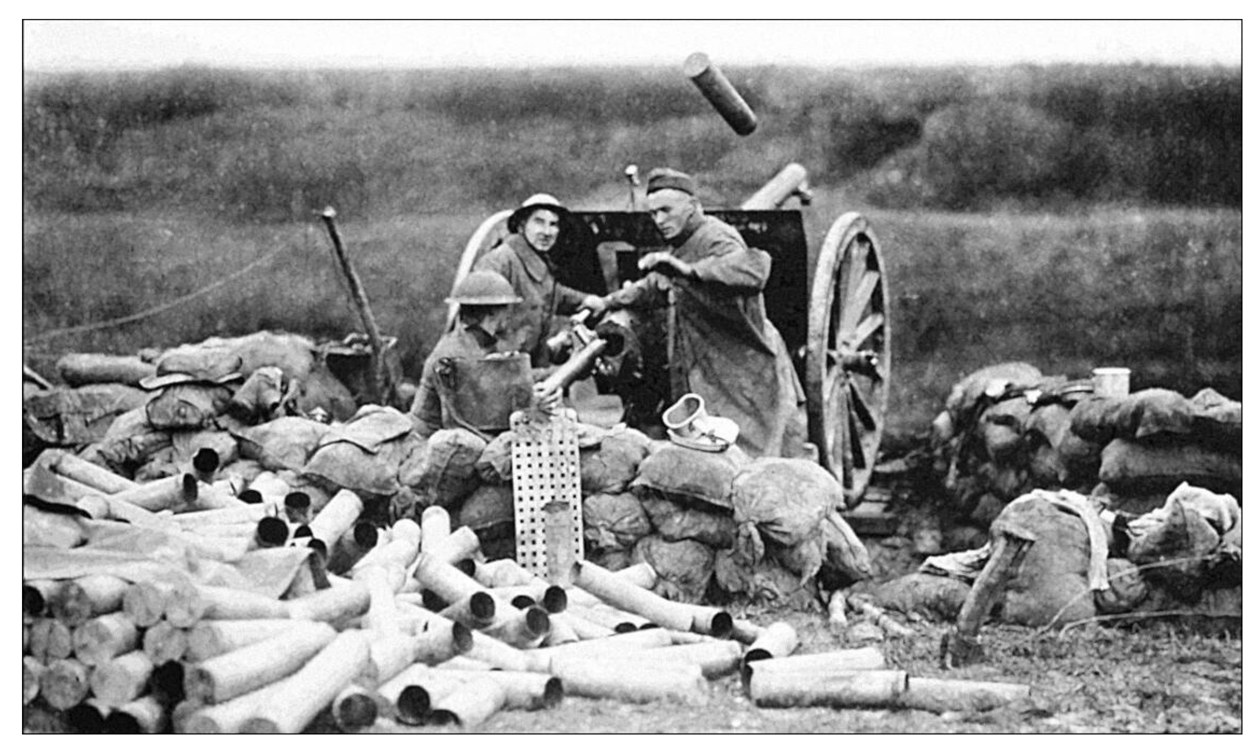


Abb. 63 Die US-Amerikaner, die kaum militärische Eigenentwicklungen hatten, mussten sich weitgehend auf England und Frankreich stützen, vor allem im Bereich der Artillerie. Hier: Mitglieder der »American Expeditionary Force« mit einer französischen 75-mm-Feldkanone.

Besonders bezeichnend für die Lage der Alliierten sind hierbei die rund 2 Millionen amerikanischen Soldaten, die nach Lesart der modernen angloamerikanisch zentrierten Geschichtsschreibung den Krieg zugunsten der Alliierten entschieden hatten.

Bei einer Aussprache im Ausschuss des amerikanischen Kongresses am 15. Juli 1919 stellte das Kongressmitglied Johnson eine Frage an Oberst Huidekoper vom Kriegsministerium:

> **JOHNSON:** Wie lange hätte die amerikanische Armee in Frankreich ohne wesentliche Änderungen in der Zusammensetzung der Bewaffnung usw. noch bestehen können?
> **HUIDEKOPER:** Man nahm bei uns an, besonders mit Rücksicht auf die Transportverhältnisse, höchstens noch 4 Monate.
> **JOHNSON:** Wie dachte der Generalstab darüber?
> **HUIDEKOPER:** Dass die Transportlage so schlecht war, dass dann die amerikanische Armee nicht mehr länger hätte aufrechterhalten

werden können und dass, hätten die Deutschen nicht Schluss gemacht, die amerikanische Armee es hätte tun müssen.

So war es um die angeblichen Kriegsentscheider bestellt: Die Kapitulation der Amerikaner vor Kaiser Wilhelm II. hätte im Frühjahr 1919 stattgefunden!

Nun rächte es sich, dass die USA in einer gigantischen Anstrengung 2 Millionen ihrer Soldaten mit kaum mehr als perfekten Uniformen und leichter Grundausrüstung nach Frankreich verschifft hatten. Ein großes Risiko!

Das Ganze wäre durch die von der deutschen Marine ab 1919 geplante Wiederbelebung des U-Boot-Krieges noch verschärft worden.

Es schien 1918 eine ähnliche Situation zu drohen wie bei der späteren englischen Invasion der Falklandinseln. Am 14. Juni 1982 kapitulierten die argentinischen Truppen auf den Inseln vor den britischen Streitkräften. Sie wussten nicht, dass die Engländer kurz darauf selbst die Waffen gegenüber den Argentiniern hätten strecken müssen, weil ihnen die Munition so gut wie ausgegangen war, während die Argentinier noch gut bevorratet waren. Im Herbst 1918 erging es den Alliierten ähnlich wie den Engländern im Falklandkrieg – nur befanden sie sich in einer noch weitaus prekäreren Lage.

Deutschland steckte zweifellos militärisch in der Krise und war erschöpft. Seine Verbündeten waren einer nach dem anderen aus dem Krieg ausgeschieden; Zwietracht und Revolution gärten immer lauter im Kaiserreich, besonders in der Heimat und der Etappe, während die Front einigermaßen verschont schien.

Aber selbst in den Wochen der Waffenstillstandsverhandlungen, als man vonseiten der deutschen Führung Forderung auf Forderung der Entente erfüllte, die besetzten Gebiete zu räumen begann und den U-Boot-Krieg einstellte, stöhnten die Alliierten unter der Wucht der deutschen Verteidigungsschläge.

Noch 2 Wochen vor Kriegsende wusste die Entente keinen Rat mehr, wie es weitergehen sollte. Auch sie brauchte den Frieden – und zwar schnell!

Tatsächlich hatten die Alliierten bei Abschluss des Waffenstillstands im November 1918 nach Ansicht des englischen Generals Frederick Maurice die äußerste Grenze erreicht, bis zu der der Nachschub zu folgen imstande war. Nur das Allernotwendigste konnte den Truppen noch zugeführt werden; an Verpflegung verfügten sie nur über das, was sie bei sich trugen.

Am 11. November hatten sich die am weitesten vorgedrungenen Soldaten der 4th Army 50 Meilen von ihrem letzten Eisenbahnnachschubpunkt entfernt; im Norden war die 5th Army 30 Meilen voraus.

Die katastrophalen Straßen waren für die damaligen Motorfahrzeuge oft unpassierbar, sodass wieder Pferde als Zugmittel dienten.

Dazu gesellte sich ein unglaubliches Chaos, das die Lage noch verschlimmerte. Ein kanadischer Fliegerabwehroffizier gab dem alliierten Hauptquartier einen gehörigen Anteil Mitschuld an der Misere: »Zu viel Whiskey und leichtes Leben dort. Es ist einfach nur kriminell!«

Es schien absehbar, wann die Entente ihr Nachrücken hinter der noch intakten deutschen Armee einstellen müsste.

Ein entschlossener deutscher Gegenangriff hätte beim Gegner zu einem Desaster ähnlich wie bei der russischen Winteroffensive im Dezember 1941 vor Moskau führen können. Es erscheint deshalb als relativ sicher, dass sich bei einer Fortdauer des Krieges beide Seiten – einschließlich der Amerikaner – zu einem Verständigungsfrieden hätten zusammensetzen müssen. Was aber hat nun die Deutschen veranlasst, trotz der erkannten alliierten Täuschungsmanöver und ihrer immer radikaleren Forderungen im November 1918 aufzugeben?

Lloyd George sprach darüber mit Adolf Hitler am 4. September 1936 auf dem Berghof am Obersalzberg bei Berchtesgaden. Als sie den Ersten Weltkrieg erörterten, sagte Lloyd George:

> Ihre Revolution war damals für uns die Hilfe in letzter Minute. 8 Tage vorher hatte Marschall Haig eine Denkschrift eingereicht, in der er nachwies, dass die alliierten Armeen nunmehr am Ende ihrer Kraft seien, der deutsche Widerstand sich aber so versteift habe, dass von der Befreiung der besetzten Gebiete keine Rede mehr würde sein können und dass frühestens im Sommer oder Frühsommer 1919 mit einer Fortführung dieser Angriffe gerechnet werden könne. Wir haben

damals alles auf diese eine einzige Karte des Herbstes 1918 gesetzt. Wir haben alle anderen Transporte zurückgestellt. Die Ernährungslage war so kritisch für uns, dass wir selbst vor einer Katastrophe standen, die in jedem Augenblick eintreten konnte – da bekamen wir die Nachricht, dass in Deutschland eine Revolution ausgebrochen sei.

Wenn es eine Art »Dolchstoß« gab, dann war es die deutsche Revolution. Sie war die Krönung des »endogenen Faktors«.

Heute wird von der angloamerikanisch zentrierten Geschichtsschreibung gern »vergessen«, dass nach dem Ende der Kämpfe und der Auslieferung eines großen Teils der deutschen Waffen auch die Fähigkeit der Alliierten, die Friedensbedingungen zu diktieren, in dem knappen halben Jahr von November 1918 bis März 1919 drastisch geschwunden war.

Trotz Waffenstillstand war die Blockade anfänglich verschärft worden. Nun durften auch die Fischereiflotten in der Ostsee nicht mehr auslaufen. Nach offiziellen britischen Zahlen starben (verhungerten!) durch die englische Seeblockade im Zeitraum 1914–1918 ca. 760000 Menschen (davon 1918 immerhin 300000); in der Zeit vom Waffenstillstand bis zum Diktat von Versailles verhungerten weitere 250000 Deutsche; oft waren es Frauen und Kinder.

Selbst die Royal Navy zeigte bei der Aufrechterhaltung der Hungerblockade gegen Deutschland Zeichen des Aufruhrs, die schnell zunahmen; auch die englischen Besatzungsstreitkräfte im okkupierten Rheinland drohten wegen der vielen hungernden deutschen Kinder mit Gehorsamsverweigerung.

Die alliierten Streitkräfte schrumpften von 198 Divisionen im November 1918 auf 39 im Juni 1919. Die Oberbefehlshaber der Entente zweifelten immer mehr daran, in einem erneuten Waffengang gegen Deutschland überhaupt die Oberhand gewinnen zu können. Wenn Deutschland jetzt angreife, erklärte Marschall Foch, könne es tief nach Frankreich eindringen, bevor die Vereinigten Staaten und Großbritannien reagieren könnten.

Zur Sicherung der Lage versuchte es US-Präsident Wilson im Juni 1919 gar mit einer Sicherheitsgarantie für Frankreich, obwohl klar war, dass diese ohne die höchst zweifelhafte Zustimmung des US-Senats nur

psychologischen Wert hatte. Die Alliierten mussten deshalb die Deutschen dazu bringen, den von den Alliierten noch auszuarbeitenden, unglaublich harten Friedensbedingungen zuzustimmen. Die Entente behielt dazu, trotz Waffenstillstands, eine Waffe in der Hand: den Hunger. An der Seeblockadefront hielt man die Stellung, um eventuell Widersetzlichkeiten der Deutschen durch Aushungern zu brechen. Es gelang.

Behinderten Teile der OHL den möglichen Rückzug in hintere Stellungen?

Es ist unstrittig, dass sich der Vormarsch der Alliierten bis zum Stillstand verlangsamte, je näher die Front an die Maas heranreichte.

Dies lag zum einen an unglaublich hohen Personal- und Materialverlusten durch die immer noch starke deutsche Abwehr, aber auch an der Länge und dem Zustand der Nachschubwege. Wie den Deutschen fehlte es auch der Entente zunehmend an Nachschub.

Die deutschen Eisenbahnbaukompagnien (EBK) hatten seit August 1918 bei ihrem Rückzug systematisch die Eisenbahnschienen gesprengt, Bahnhöfe zerstört, Brücken zurückgebaut und, so weit wie möglich, Material geborgen. Eine akribische Buchführung über Abbau und Sprengung ist bis heute erhalten.

Vollbahnen, Kleinbahnen, nichts entging der Zerstörung. Im Gebiet zwischen Pérenchies und Ennetières-en-Weppes (im heutigen Département Nord-Pas-de-Calais) wurden vom 30. September bis 20. Oktober 1918 auf diese Weise 454,598 Kilometer Gleis zerstört, 6648 laufende Meter Gleis geborgen und als Besonderheit zwölf Zeitzünder für die Sprengung mit 6 Wochen Verzögerung zwischen den Schienen und in Bahnwärterhäuschen angebracht. Gerade die Zeitverzögerungsminen verursachten unter dem alliierten Nachschubverkehr schlimme Unterbrechungen.

Fast täglich wurde vonseiten der Obersten Heeresleitung die Wichtigkeit einer gründlichen Sprengung der Eisenbahnen betont. Die Eisenbahntruppen müssten ihre Ehre daran setzen, durch nachhaltige Zerstörung den Engländern das Nachfolgen so schwer wie möglich zu machen.

Diese Zerstörungsmaßnahmen waren so erfolgreich, dass die Entente kurz vor dem Waffenstillstand Munition nur noch mit Pferdetransport nach vorne bringen konnte, sodass ein üblicher 24-Stunden-Transport nun 72 Stunden benötigte.

Der offizielle Bericht sprach dann davon, dass man nur noch eine kleine Vorhut versorgen könne, um wenigstens Kontakt mit dem sich zurückziehenden Feind zu halten.

Die Zone, die nur noch per Tiertransport erreicht werden konnte, nahm ab Anfang November 1918 ständig zu. Nach dem offiziellen Bericht der Alliierten habe dies Marschall Foch davon überzeugt, dass ein Waffenstillstand auch für die Alliierten notwendig war!

Doch nun beendeten die Deutschen diese Maßnahmen auf »höheren Befehl«, gerade, als sich der Erfolg einzustellen begann.

Die Übernahme der OHL durch General Groener hatte alles verändert. So wurde am 1. November 1918 per Geheimbefehl angeordnet, dass bei zurückzulassenden Maschinen nur noch Maschinenteile wegzunehmen seien. Fahrzeuge seien in größeren Ansammlungen zusammenzufahren und durch leichtere Sprengung laufunfähig zu machen. Die vollständige Zerstörung des Materials sei zu vermeiden.

Gleichzeitig endeten nicht nur die Sprengungen zu räumender Schienenstränge, sondern auch die deutschen Gleisbauten für die Beschleunigung der eigenen Rücktransporte sowie für die Versorgung der im Schnellstaufbau befindlichen Antwerpen-Maas-Stellung.

Das klingt nach einem unglaublichen Vorgang: Der Rückzug des deutschen Heeres benötigte dringendst neue Gleisbauten, um Personen und Material rechtzeitig zurückbringen zu können und um die durch den amerikanischen Vormarsch gefährdete wichtige Lateraleisenbahnlinie nach Sedan zu entlasten.

Auch war die Gegend hinter der Maas eisenbahnmäßig unterentwickelt, und die neue Antwerpen-Maas-Stellung, die seit Mitte Oktober in aller Eile ausgebaut wurde, wäre ohne Eisenbahnnetz militärisch nicht lange haltbar gewesen.

Am 5. November befahl General Groener den Rückzug der Armee auf die Antwerpen-Maas-Stellung, obwohl er 5 Tage zuvor den dort nötigen Ausbau der Eisenbahn zur Verbesserung der Versorgungswege verboten hatte!

Für den heutigen Betrachter scheint dies nichts anderes als eine klare Behinderung der Rückzugs- und Widerstandsmöglichkeiten des deutschen

Heeres durch wichtige Teile der eigenen Führung.

Der »Dolchstoß« oder die Bedeutung des »endogenen Faktors«

»War die Idee des Dolchstoßes an sich eine Legende, so waren die darin enthaltenen Anklagen nicht immer falsch«, meint Gerald D. Feldman, Professor für Geschichte in Berkeley, 1966 in seinem Standardwerk zur Politik-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des Ersten Weltkrieges, das 1985 auf Deutsch erschien: *Armee, Industrie und Arbeiterschaft in Deutschland 1914 bis 1918.*

Tatsächlich gelang es den Deutschen, trotz Hungerblockade, Rohstoffnot und ständigen Arbeitskräftemangels, 4 Jahre und 4 Monate lang genügend Soldaten, Waffen, Ausrüstung und Versorgungsgüter zur Verfügung zu stellen, um einen Großteil der Industriemächte der damaligen Welt in Schach zu halten.

Während dieser Zeit war man im Töten der Gegner bis zuletzt dreimal so effektiv wie die Entente.

Bei Kriegsende hatte man nicht nur die technologischen Versäumnisse der Vorkriegszeit und der ersten Kriegsjahre aufgeholt, sondern Deutschlands Techniker arbeiteten im Herbst 1918 an revolutionärer Technik und neuartigen Waffensystemen, denen die Alliierten auf absehbare Zeit nichts entgegenzusetzen gehabt hätten. Kaiser Wilhelms »Wunderwaffen« sind aber heute so gut wie vergessen!

Der für kommende Schlachten unabdingbare Personalnachschub war bis weit ins Jahr 1919 hinein ebenfalls gewährleistet, und auch die Erdölversorgung des Kaiserreiches stand auf sicherem Boden.

Ein Problem stellte die unbefriedigende Ernährungslage dar. Ein Teil der deutschen Bevölkerung hungerte. Im Sommer 1918 hatte Deutschland den Tiefpunkt vom Frühjahr aber bereits verlassen und die Rationen erhöhen können. Zu wenig und zu spät!

Noch im Juni 1918, als das Kaiserreich kurz vor dem Sieg auf dem Landkriegssektor zu stehen schien, stellte man Überlegungen an, wie es weitergehen sollte, und wollte verstärkt zur See gegen England vorgehen. Erste englische Friedensfühler erschienen am Horizont.

Binnen weniger Monate war dann für das 1871 von Bismarck gegründete Zweite Reich alles vorbei. Tatsächlich standen die Alliierten im Herbst 1918 selbst immer dringender vor der Notwendigkeit eines Verhandlungsfriedens mit Deutschland und konnten ihr Glück kaum fassen, als eine neue kaiserliche Regierung am 4. Oktober 1918 überraschend um Waffenstillstand bat.

Entscheidend wirkte sich hier, wie vorne dargestellt, der »endogene Faktor« aus, der das Kaiserreich zunehmend schwächte. Somit waren es also jene Deutschen in allen Schichten der Bevölkerung, die sich zu Kapitulation, Desertion, Streik oder zur Sabotage entschlossen, die den Krieg zugunsten des Gegners beendeten.

Das erste »Wetterleuchten« am Untergangshorizont des Kaiserreiches war nach Ansicht weiter Kreise des Militärs die sogenannte »Friedensresolution« der Mehrheit des Reichstages. Diese wurde am 19. Juli 1917 nach einem Auftritt Matthias Erzbergers verabschiedet. Der »Aufstand der Parlamentarier« galt schon im Juli 1917 bei führenden Generalen wie dem späteren Weimarer Reichswehrchef Hans von Seeckt als Verrat an der Truppe.

Für den ehemaligen deutschen Geheimdienstchef Walter Nicolai stand fest, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war, und zwar deshalb, weil der OHL für ihre Aufgaben nur noch eine Minderheit des Volkes ergeben war. General Ludendorff meinte dann wohl Anfang Oktober 1918 auch diese »Mehrheitsparteien« mit den »Leuten, die die Suppe nun auslöffeln« sollten.

Für den Rest sorgten dann schwache Politiker, fragwürdige Wirtschaftsführer, eidbrechende Spitzenbeamte und eine adlige Führungsschicht, die aus Angst vor einer Wiederholung des Schicksals ihrer Standesgenossen in Russland 1917 und Frankreich 1789 wie gelähmt schien und wie die anderen widerstandslos gegen die Revolutionäre aufgab. Ganz klar sprach dies am 11. Mai 1919 der hochangesehene Kirchenmann und spätere Ratsvorsitzende der EKD Otto Dibelius bei einer Predigt in Berlin aus:

> Ein Volk, das seinem eigenen Heere den Dolch in den Rücken gestoßen hat, das seine Brüder und Schwestern preisgegeben hat, um den Feinden in leichtsinnigem Vertrauen die Friedenshand hinzustrecken, ein Volk, das seine furchtbare Niederlage mit Streiks und Tanzvergnügen feiert … ein solches Volk hat ein hartes Gericht verdient von den Händen eines gerechten Gottes.

Als späteres Mitglied der »Bekennenden Kirche« im Dritten Reich kann Dibelius als unvoreingenommener Zeuge gelten.

Der Heeresreferent in der französischen Deputiertenkammer, Oberstleutnant Jean Fabry, legte mit seiner Äußerung vom Februar 1920 vor den französischen Abgeordneten klar dar, worum es ging:

> Bei Kriegsende sahen wir eine deutsche Armee von enormer Stärke, ausgerüstet mit vortrefflichem Material. Was aber war dann die Ursache ihrer Niederlage? Sie hatte keine geschlossene Nation mehr hinter sich, die vom festen Willen beseelt war, alle notwendigen Opfer zu bringen und den Krieg fortzusetzen. Dieser Krieg hat klar bewiesen, dass auch die stärkste Armee keinen Kriegserfolg mehr herbeiführen kann, wenn hinter ihr kein Volk steht, das entschlossen ist und den festen Willen hat zu kämpfen.

In der späteren Weimarer Republik versuchte man, den schwammigen »Dolchstoß«-Begriff allein auf die Revolutionäre der Hochseeflotte zu begrenzen. Diese Sichtweise sieht aber nach vorliegender Beweislage zu sehr nach Alibi aus, um weitere lästige Fragen zu verhindern.

Ein Jahrhundert der Lüge und der Gehirnwäsche zum Ersten Weltkrieg liegt hinter uns. Dies gilt nicht nur für die Schuld am Ausbruch der Urkatastrophe Europas, sondern auch für das »überraschende« Kriegsende. Deutschland lieferte sich leichtsinnig oder auch wider besseres Wissen einem Gegner aus, der außer der Befriedigung von niedrigen Revanchebedürfnissen und finanzieller Gier der Welt keine stabile Friedensordnung geben konnte.

So war es kein Wunder, dass es binnen einer Generation zur nächsten militärischen Weltkatastrophe kam, sofern dies manche Verantwortliche

nicht ohnehin von Anfang an beabsichtigten.

Die Tatsachen, die im vorliegenden Buch aufgedeckt werden, sind in der internationalen Geschichtsschreibung so gut wie nicht zu finden. Auch Niall Ferguson zog es anscheinend vor, bei seiner Erwähnung des »endogenen Faktors« nicht in die Einzelheiten zu gehen. Seine fachlichen Kritiker, die sein Buch mit allerlei Argumenten zu widerlegen versuchten, gingen auf diese besondere These mit keiner Silbe ein – wohl um keine schlafenden Hunde zu wecken.

Ließ ein deutscher Politiker die Wahrheit über das Kriegsende in fünfzehn Eisenbahnwaggons verschwinden?

»Deutschland war am Ausbruch des Ersten Weltkriegs schuld und stand im Herbst 1918 vor der totalen Niederlage.« Dies ist die Botschaft, die die moderne Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg heute verkündet.

Mit kaum mehr Treibstoff, Waffen und Munition hätte sich das einst furchterregende Heer gerade noch vor der überlegenen alliierten Macht retten können.

Tatsächlich hatte ein einflussreicher Zirkel in Großbritannien schon lange vor Beginn des Ersten Weltkriegs die militärische Niederwerfung Deutschlands angestrebt. Ihm gelang es, nicht nur erfolgreich zu vertuschen, wie alles begann, warum die Massenvernichtung unnötig und vorsätzlich verlängert wurde, sondern auch, was beim Waffenstillstandsende ablief. Gleich nach Kriegsende wurden so nicht nur Hunderttausende wichtiger Dokumente zum Ersten Weltkrieg aus ihren Ursprungsländern entfernt, an die Westküste der USA gebracht und in Tresoren der Universität Stanford weggeschlossen, sondern auch Schlüsselunterlagen über den Kriegsverlauf und das Kriegsende beseitigt.

Mit dieser Mammutaufgabe, belastende Dokumente aus Europa zu entfernen, hatte die geheime Elite den 45-jährigen Bergbauingenieur und späteren US-Präsidenten Herbert Clark Hoover (1929–1933) beauftragt.

Ermöglicht wurde dies von der neu an die Macht gespülten Elite der Weimarer Republik. Mit ein paar Dollar ließ sich in der Nachkriegszeit viel erreichen! Kein Problem für Hoover war es, störende Dokumente aus Deutschland zu beseitigen. Fünfzehn Waggonladungen verließen das Land, darunter die »vollständigen Geheimprotokolle der Obersten Heeresleitung« – »ein Geschenk« vom ersten deutschen Nachkriegskanzler Friedrich Ebert (SPD). Hoover schrieb dazu, Ebert sei »ein Radikaler ohne jedes Interesse an der Arbeit seiner Vorgänger«. In Hoovers Hände kamen auch 6000 Bände mit Unterlagen des kaiserlichen Hofes, die nicht nur über die

Kriegsvorbereitungen, sondern auch über das Verhalten des Kaisers während des Krieges Aufschluss geben könnten.

Der Rest der vor der Auslieferung an die USA geretteten deutschen Unterlagen wurde im Reichsarchiv in Potsdam zusammengezogen und sollte von dort veröffentlicht werden.

Ein alliierter Bombenangriff auf Potsdam am 4. April 1945 zerstörte alles vollständig, sodass heute nur noch wenige Unterlagen in süddeutschen Archiven in Stuttgart, München, Freiburg und Emmendingen überlebt haben. Ein Jahrhundert der Propaganda, der Lügen und der Gehirnwäsche zum Ersten Weltkrieg liegt deshalb hinter uns.

Im Herbst 1918 waren nicht nur die Mittelmächte vom jahrelangen Ringen erschöpft, sondern auch die Alliierten. Obwohl 60 Millionen Soldaten marschierten, von denen 10 Millionen in den Schützengräben fielen, im Meer ertranken oder in brennenden Flugzeugen elend zugrunde gingen, entwickelte sich der Krieg nicht in die von der geheimen Elite gewünschte Richtung.

Zum Glück für die Alliierten bat die deutsche Regierung am 3. Oktober 1918 um Waffenstillstand. In diesem Werk wurde untersucht, ob Deutschland wirklich vor dem militärischen Kollaps stand. Die Antwort lautet: bis zum Ausbruch der Revolution keinesfalls! Danach hätte das Reich Zeit gebraucht, um die Revolution niederzuschlagen.

Im Falle einer Weiterführung des Kampfes ohne das einseitige Waffenstillstandsangebot vom 3. Oktober 1918 oder einer Wiederaufnahme des Krieges nach dem Empfang der brutalen alliierten Waffenstillstandsbedingungen hätte Deutschland militärisch nicht automatisch vor dem Ende gestanden. Stattdessen hätten die Alliierten Deutschland binnen weniger Monate um einen Verständigungsfrieden bitten müssen. Dies schließt auch die Amerikaner mit ein, die ihre Millionen Soldaten in Europa nicht mehr hätten versorgen können.

Dies dürfte heute in keinem Schulbuch stehen!

Bis weit ins Jahr 1917 hatte die deutsche Führung den Kardinalfehler gemacht, auf eine Verbesserung der Kriegstechnik zu verzichten; dies wollte man 1918 aufholen!

So gut wie unbekannt ist, dass die Alliierten bei einer Fortdauer des Krieges über den November 1918 hinaus einer überlegenen deutschen Waffentechnik in den Jahren 1919/20 kaum Gleichwertiges hätten entgegenzusetzen können.

Von Metallflugzeugen, Riesen-U-Booten, Stratosphärenkanonen und Transatlantikflugzeugen bis hin zum ersten Radar erstreckte sich eine unglaubliche Technologielücke zugunsten des Kaiserreichs. All das erinnert beinahe an die spätere deutsche futuristische Technologie am Ende des Dritten Reiches und bleibt einem zukünftigen Werk vorbehalten.

Die Alliierten gewannen den Krieg nicht deshalb, weil sie besser gekämpft hätten oder stärker gewesen wären, sondern weil das Kaiserreich Deutschland an »endogenen Faktoren« zugrunde ging.

Hundert Jahre nach Kriegsende sollte die Welt aber in die Lage versetzt werden, die Wahrheit über die unglaublichen Vorgänge zu erfahren.

Ein sonst möglicher Vergleichsfrieden statt des Versailler Diktats von 1919 hätte der Welt unglaubliches zukünftiges Elend erspart.

KAPITEL 8

Die bis heute katastrophalen Folgen des »endogenen Faktors«



Abb. 64 Nachdem sich die deutsche Obrigkeit bis hin zum Kaiser der Revolution im eigenen Land ergeben hatte, kam es am 28. Juni 1919 in Versailles zum endgültigen Bruch aller vorherigen Versprechen vonseiten der Alliierten. Die deutsche Vertretung hatte fast kein Mitspracherecht an den Friedensbedingungen und lieferte sich einem nahezu selbstmörderischen Diktat aus. Mit dem Vertrag von Versailles wurde letztlich aber auch das Schicksal des einst mächtigen Europa besiegelt.

Raubfrieden

Am 9. November 1918 verkündete der Sozialdemokrat Philipp Scheidemann auf der Freitreppe des Berliner Reichstagsgebäudes: »Das deutsche Volk hat auf der ganzen Linie gesiegt!«

Am selben Tag sprach der Berliner »Rat der Volksbeauftragten« davon, dass Wilson einen Frieden der Versöhnung und Verständigung ohne Annexionen und Entschädigungen zugesichert habe. Das englische und das französische Volk würden das deutsche zum Sturz seines Imperialismus beglückwünschen. Der Weltfriede sei somit für die Zukunft gesichert.

Voller Glück und Optimismus hieß es weiter, dass auch die englische Flotte die Rote Fahne gesetzt habe und dass die Weltrevolution marschiere.

Glaubten die revolutionären deutschen Verkünder selbst an diese Worte, oder logen sie bewusst ihr Publikum an?

Statt des von der alliierten Propaganda und fehlgeleiteten deutschen Politikern in Aussicht gestellten »Wilson-Friedens« kam es in Deutschland zur Katastrophe.

Neben den 1,8 Millionen Kriegstoten und 4,25 Millionen Verwundeten hatte Deutschland weitere unersetzliche Verluste erlitten, die das Land zu einer zweitrangigen Macht entarten ließen.

Am 28. Juni 1919 unterzeichneten die Repräsentanten Deutschlands unter dem Druck der alliierten Hungerblockade das Versailler Diktat.

Für viele internationale Militär- und Wirtschaftsfachleute sowie führende Politiker war es nichts anderes als die versuchte Versklavung eines großen besiegten Volkes und Grund für einen künftigen Vergeltungskrieg. Nicht nur, dass Deutschland danach wirtschaftlich bankrott war, fiel ins Gewicht, sondern die Sieger hatten willkürlich 13 Prozent des alten Reichsgebiets unter den benachbarten Ländern aufgeteilt. 20 Prozent des alten Produktionsgebietes gingen verloren. 7,325 Millionen Deutsche wurden zu zweitklassigen Bürgern in ihren neuen Ländern. Vertreibungen größten Ausmaßes folgten.

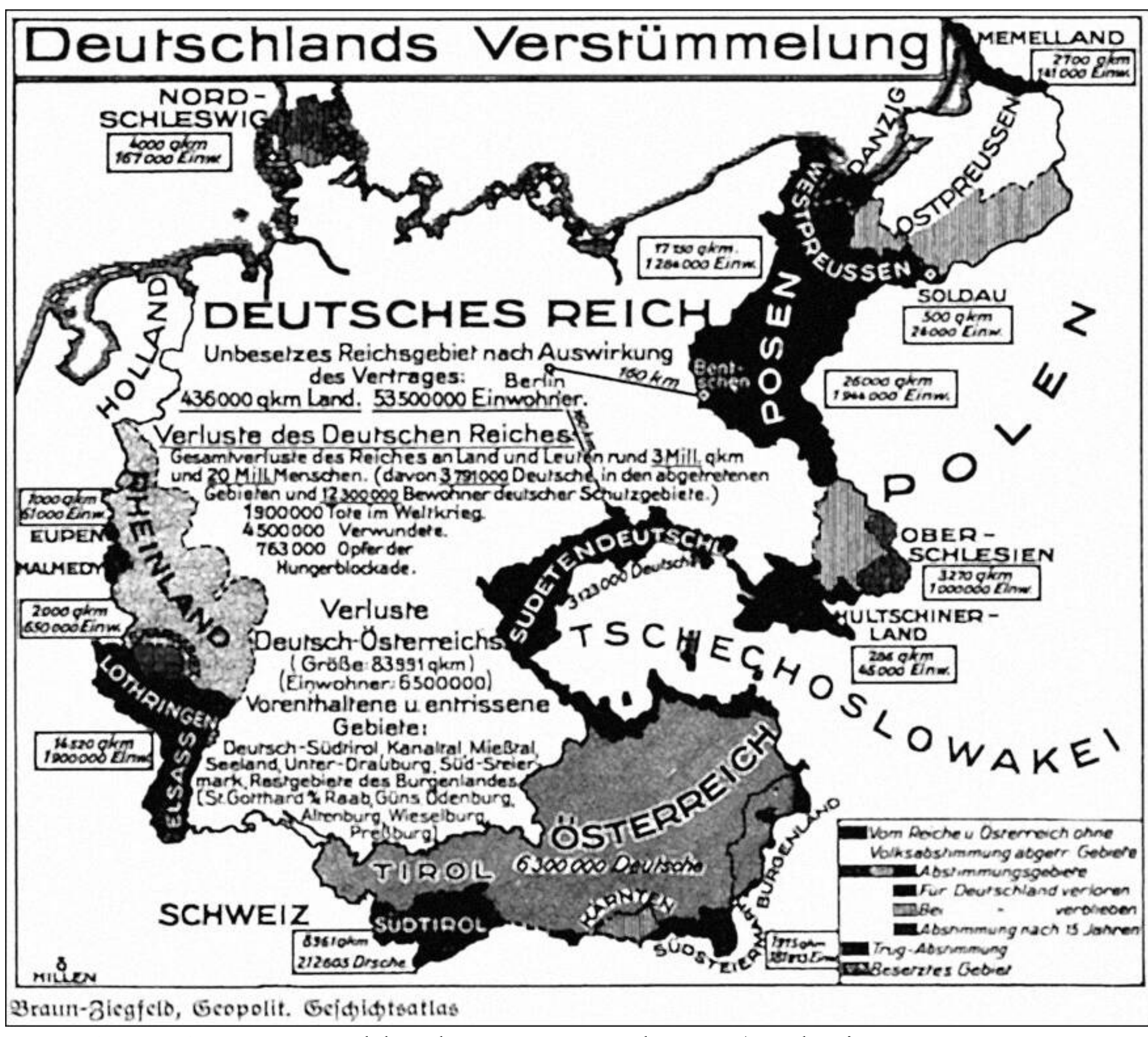


Abb. 65 »Deutschlands Verstümmelung« (nach einer Karte zum Schulgebrauch aus dem Jahr 1930)

Generationen von deutschen Schülern wurden mit dieser Abbildung aus dem *Geopolitischen Geschichtsatlas* von Braun und Ziegfeld die Folgen des Versailler Diktats vor Augen geführt. Nach Gebrauch während der Weimarer Republik, im Dritten Reich und in der frühen Bundesrepublik wird sie im Zug moderner Geschichtsumdeutung nicht mehr verwendet. Stattdessen lernen heutige Abiturienten, dass Deutschland mit dem Versailler »Vertrag« noch moderat und (zu) milde davongekommen sei.

Die verlorenen natürlichen Ressourcen und verarbeitenden Industrien schlossen 67 Prozent der deutschen Vorkriegszinkproduktion ein, 75 Prozent des Eisenerzes und ein Drittel der Kohleförderung.

Die Alliierten verlangten 12 Prozent aller deutschen Exporte mit der Option, dies während der nächsten 42 Jahre auf 25 Prozent zu steigern.

Die schon stark unterernährte deutsche Nation musste 1 Million Kühe an die Alliierten übergeben, darunter 49000 Milchkühe, und 15 Prozent der Ernte.

Ein Viertel der deutschen Fischereiflotte wurde beschlagnahmt. Unmengen an Holz, 7500 deutsche Lokomotiven und 200000 Eisenbahnwaggons gingen an die früheren Gegner.

Auch sämtlicher deutscher Kolonialbesitz wurde unter den Siegern aufgeteilt.

Jedes Transportschiff über 1600 BRT, praktisch die gesamte Handelsflotte des ehemaligen Kaiserreichs, verstärkte die alliierte Kriegsbeute.

Alle deutschen Auslandsinvestitionen und Patente wurden enteignet – der wohl bis dahin größte Technologieraub aller Zeiten.

Das Ganze lief unter der höheren moralischen Rechtfertigung, Deutschland »vom Militarismus zu befreien«, wie der ehemalige englische Premierminister David Lloyd George die harten Bedingungen feierte. Bei anderer Gelegenheit räumte er ein:

> Wir haben die meisten der Dinge bekommen, die wir erreichen wollten. Die deutsche Marine wurde übergeben, die deutsche Handelsflotte wurde übergeben und die deutschen Kolonien wurden aufgegeben. Einer unserer Haupthandelsrivalen wurde auf das Schwerste getroffen, und unsere Verbündeten sind im Begriff, Deutschlands größte Gläubiger zu werden. Dies ist kein schlechtes Ergebnis!

Die Krone setzten die Alliierten ihrer Ausbeutung Deutschlands auf, als sie bei der Londoner Konferenz am 5. Mai 1921 Deutschlands Reparationsschulden auf 132 Milliarden Reichsmark (RM) festlegten – zahlbar in goldgedeckter Währung. Das entsprach damals einem Gegenwert von 47000 Tonnen Gold, einem Vielfachen der gesamten Weltgoldreserven. Im Diktat von Versailles war »nur« von 20 Milliarden Goldmark

Reparationen die Rede gewesen. Hinzu kamen eine retroaktive Zahlung von 12 Milliarden Reichsmark und eine weitere Milliarde Zinsen.

Ursprünglich hätte laut Abkommen von 1921 bis 1987 gezahlt werden müssen. Nach einer Zahlungspause während des Dritten Reiches verpflichtete sich die teilsouveräne Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1953 beim Londoner Schuldenabkommen, nicht nur die Hälfte der Auslandsschulden des Deutschen Reiches zu übernehmen, sondern auch die (meist amerikanischen) Anleihen zur Finanzierung der Versailler Reparationen zu erstatten.



Abb. 66 US-Präsident Wilson 1918 im englischen Dover. Seine »Vierzehn Punkte« verschleierten propagandistisch, dass er in Wahrheit die Interessen seiner europäischen Alliierten unterstützte und teilte. Auch er hat das Versailler Diktat voll zu verantworten, das zur Auslösung des Zweiten Weltkrieges beitrug.

John Maynard Keynes bemerkte in seinem Buch *Die wirtschaftlichen Folgen des Versailler Vertrags:*

> Die Festsetzung einer Summe weit über seine Zahlungsfähigkeit hinaus und nach Belieben eines fremden Ausschusses … zieht

> Deutschland Jahr für Jahr bei lebendigem Leibe die Haut ab, und das geht endlos so weiter.

Am Tag der Wiedervereinigung musste Deutschland am 3. Oktober 1990 neue Anleihen auflegen, die noch offene Zinszahlungen für uralte Versailler Verpflichtungen mit einer Laufzeit von 20 Jahren regeln sollten. 92 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs beglich Deutschland so am 3. Oktober 2010 mit 200 Millionen Euro die letzte Rate aus dem Versailler Diktat. All diese unglaublich harten Knebelungsmaßnahmen wurden von Ländern durchgeführt, deren Armeen nie einen Fuß auf deutsches Reichsgebiet gesetzt hatten, denen es aber gelungen war, die Deutschen 1918 durch das nicht eingehaltene Versprechen eines Wilson-Versöhnungsfriedens zur Aufgabe zu bewegen.

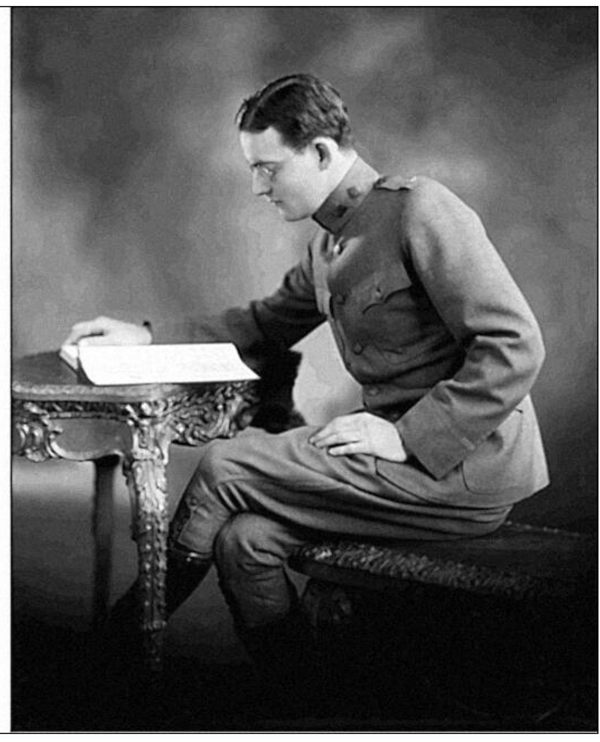



Abb. 67 u. 68 Zwei junge, dynamische US-Anwälte, die Brüder Allen Welsh Dulles (1893–1969, links) und John Foster Dulles (1888–1959), wirkten bei den Verhandlungen zum Versailler Vertrag mit. Die Formulierung der Alleinschuld Deutschlands stammt aus der Feder von John Foster. Nachdem sich die beiden zum Zwecke der Ausplünderung Deutschlands so hervorragend bewährt hatten, standen ihnen für eine Karriere im Dienste von »Freiheit und Demokratie« à la USA Tür und Tor offen. Die Liste internationaler Wohltaten von Allen Dulles ist ellenlang. Als CIA-Chef war er maßgeblich für die Regierungsumstürze im Iran und in Guatemala, die Invasion in Kuba und den Mord an Patrice Lumumba (der erste demokratisch gewählte Regierungschef des Kongo) verantwortlich. 1953 initiierte er das Programm MK ULTRA, bei dem Menschen durch Psychodrogen gefügig gemacht oder verdeckt vergiftet werden. Nachdem er von Präsident Kennedy wegen der gescheiterten Schweinebucht-Invasion gefeuert worden war, wurde er bald darauf in die zweifelhafte Warren-Kommission zur »Untersuchung« des Kennedy-Attentats einberufen. John Foster wurde später Außenminister der USA.

Der »endogene Faktor« und seine Protagonisten hatten dabei ganze Arbeit geleistet. Dies galt auch für ihren Kampf um die Annahme und die

Erfüllung der Versailler Bedingungen.

Natürlich gab es für die von den Revolutionären verführte deutsche Bevölkerung nicht, wie am 9. November 1918 feierlich verkündet, Glückwünsche, internationalen Frieden oder Weltrevolution, sondern stattdessen Not, Ausbeutung und Vertreibung.

Unglaublicherweise kam es, kaum dass die letzten Schüsse des Kriegs verhallt waren, zur ominösen Ankündigung von etwas noch Schlimmerem. Vielen alliierten Verantwortlichen war das Erreichte immer noch nicht genug. Sie verhielten sich einst wie der römische Senator Cato, der trotz eines Versailles-ähnlichen Knebelungsfriedens gegen das besiegte Karthago nach dem Zweiten Punischen Krieg bei jeder sich bietenden Gelegenheit öffentlich verlangte: »*Ceterum censeo Carthaginem esse delendam!*« (»Im Übrigen bin ich der Meinung, dass Karthago zerstört werden muss!«). Es kam zum nächsten und finalen Punischen Krieg.

Wurde gleich nach dem Waffenstillstand von den Siegern eine »zweite Runde« verlangt?

Ernst von Weizsäcker schrieb schon am Tage des Waffenstillstands 1918 in sein Tagebuch: »Hieraus entsteht ein neuer Krieg. Unsere Kinder werden ihn ausfechten müssen.«

Der italienische Premierminister Francesco Saverio Nitti hatte die Ehrlichkeit, den Versailler Vertrag als »Lossagung von allen Prinzipien, die die Entente während des Krieges verbreitet hatte«, zu bezeichnen, als »vollständige Verleugnung von Wilsons ›Vierzehn Punkten‹«.

Auch der bekannte französische Schriftsteller Anatole France bemerkte:

> Der fürchterlichste aller Kriege hatte einen Friedensvertrag zur Folge, der kein Vertrag des Friedens ist, sondern die Fortsetzung des Krieges. Europa wird daran zugrunde gehen, wenn es nicht die Vernunft zu seinem Ratgeber wählt.



Abb. 69 Der Deutschenhass muss nach dem Weltkrieg weitergehen: englisches Propagandaplakat gegen jegliches Wiederaufleben deutschen Warenhandels.

Beim Ersten Weltkrieg ging es nie um die Abschaffung der Monarchien oder gar um die Selbstbestimmung der Völker. Stattdessen konnten die Ziele der Entente nur durch einen Krieg, die Ziele Deutschlands nur ohne Krieg erreicht werden, wie Kaiser Wilhelm II. im holländischen Exil klagte.

Das von der englischen Elite seit 1871 angestrebte Ziel der Verhinderung einer starken Zentralmacht in Europa war mit dem Waffenstillstand von November 1918 vorerst erreicht.

Irgendwie zeigten sich viele hochrangige Sieger trotzdem nicht mit dem Erreichten zufrieden.

Wie Richard K. Moore schrieb, war der Erste Weltkrieg das epochale Ereignis, das ein feststellbares Programm zur Errichtung einer neuen Weltordnung, einer einzigen, globalen Hierarchie unter Kontrolle der Finanzierselite, in Gang gesetzt hatte und dennoch unvollendet blieb.

Während sich die Europäer millionenfach abschlachteten, erlebten die Amerikaner ab 1917 Aufbruchszeiten, die dort zu den Goldenen 20er-Jahren führten.

Großbritannien schien zwar 1918 auf den ersten Blick den Kampf um Europa gewonnen zu haben, Amerika hatte aber den Titel der mächtigsten und vor allem reichsten Nation der Welt für sich entschieden. Nahezu 50 Prozent des Goldes der ganzen Welt hatten die USA an sich gerissen.

Deutschland als bis 1914 stärkste Militärmacht des europäischen Kontinents war niedergezwungen und seiner wirtschaftlichen Vorherrschaft beraubt. Dennoch hieß es schon 1919 in der angesehenen *Times*:

> Sollte Deutschland in den nächsten 50 Jahren wieder Handel zu treiben beginnen, dann haben wir diesen Krieg umsonst geführt.

Auch war noch eine Rechnung der Westalliierten mit Russland und Deutschland offen, da die Gefahr bestand, dass sich die beiden Länder untereinander verständigen könnten, ja sogar eine Wirtschaftsunion gründen würden, der die von der Bankierselite finanzierten Länder nichts entgegenzusetzen gehabt hätten.

Lenin schrieb:

> Deutschland wurde ein Frieden aufgezwungen, aber das war ein Frieden von Wucherern und Würgern, ein Frieden von Schlächtern, denn Deutschland und Österreich wurden ausgeplündert, zerstückelt. Man nahm ihnen alle Existenzmittel, ließ die Kinder hungern und des Hungers sterben. Das ist ein ungeheuerlicher Raubfrieden!

Nach dem Ersten Weltkrieg begannen die Siegermächte USA, Frankreich und Großbritannien, einen Gürtel von Pufferstaaten zwischen Deutschland und Russland zu schaffen – den Begriff »Cordon sanitaire« hatte der damalige französische Außenminister Stéphen Pichon aus der Seuchenthematik in die politische Diskussion eingeführt.

Aber es war trotz aller Opfer nicht der Zustand erreicht, für den die globale Elite Krieg geführt hatte: Noch nicht ein Schuss war auf Deutschland abgegeben worden. Dieses Versäumnis wurde in alliierten Militärkreisen der Nachkriegszeit knallhart diskutiert. Der Oberbefehlshaber der Alliierten in Frankreich, der französische Marschall Foch, hatte dazu erklärt:

> Der Frieden, den Frankreich braucht, kann erst nach völliger Vernichtung und Zertrümmerung Deutschlands geschlossen werden.



Abb. 70 Reichsaußenminister Walter Rathenau auf der Konferenz von Genua im April 1922. Dort versuchte Frankreich im Geheimen – allerdings vergeblich –, auch Russland zu Reparationsforderungen gegenüber Deutschland anzustacheln.

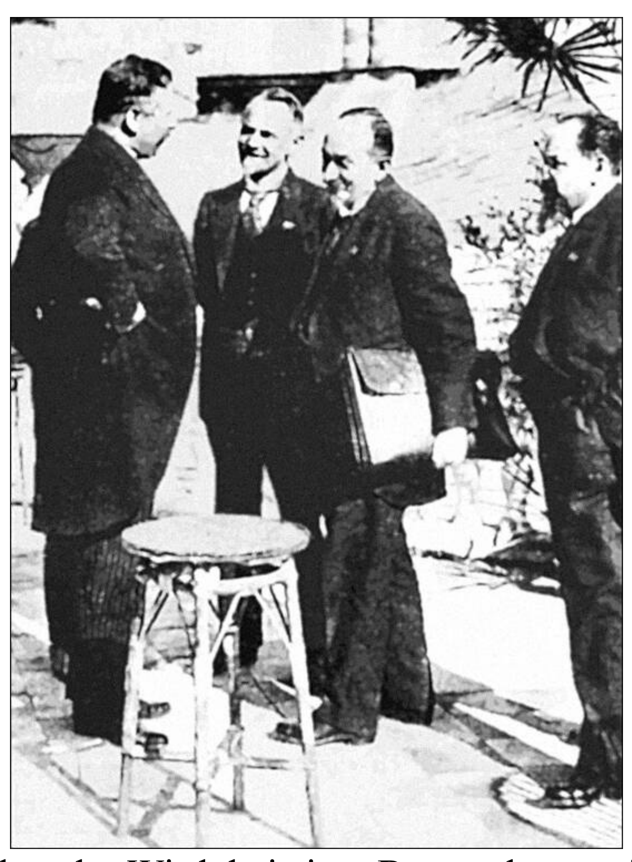


Abb. 71 Reichskanzler Wirth bei einer Besprechung mit dem russischen Außenminister Tschitscherin (mit Mappe) am 16. April 1922 im italienischen Rapallo. In dem geschlossenen Friedensvertrag verzichteten beide Seiten auf alle gegenseitigen Ansprüche aus dem Weltkrieg.

Jenseits des Kanals wollte der Gründer der modernen Royal Navy, der 1. Seelord »Jacky« Fisher, Berlin verwüstet und geplündert sehen, und englische Brigadegenerale beklagten sich, dass man den Job noch nicht beendet habe. Die Amerikaner drückten sich ähnlich aus. So unterhielt sich im Jahre 1923 der US-Weltkriegs-Oberbefehlshaber General John J. Pershing mit seinem ehemaligen Adjutanten Thomason.

> **THOMASON:** Aber General, diese Deutschen hätten sich noch als knallharte Burschen herausstellen können, wenn sie sich erst einmal dem Rhein genähert hätten. Sie verfügten immer noch über viele gute Soldaten. Ich weiß, dass sie am Morgen des Waffenstillstands keine Platzpatronen verwendeten, als ich über die unter schwerem Feuer liegenden Pontons über die Maas stolperte.

> **PERSHING:** Manche hätten tatsächlich weitergekämpft, bis wir als Armee in Berlin auf der Straße »Unter den Linden« mit Fahnen und Trompeten eingezogen wären.
> **THOMASON:** Dort hätte es aber bestimmt immer noch eine große Menge Scharfschützenfeuer von den Dächern der »Unter den Linden« gegeben. Ich habe gesehen, wie sie später [bei den Revolutionskämpfen um Berlin 1919] Maschinengewehre auf dem Brandenburger Tor montiert hatten!
> **PERSHING:** Ja, und wir hätten sie herausgeholt und an den Laternenmasten »Unter den Linden« aufgehängt, um den Deutschen zu zeigen, dass wir den Krieg gewonnen hatten. Den Deutschen wird gesagt, dass das Volk die Armeen im Stich gelassen hätte. In Berlin weiß kein Mensch, dass sie geschlagen wurden. Es wird alles noch einmal gemacht werden müssen.

Dass der 52 Monate dauernde Erste Weltkrieg bereits 12 Prozent der im besten Alter stehenden Männer Europas unmittelbar vernichtet hatte, schien egal. Tatsächlich dachte man aufseiten der Sieger, kaum dass das Gemetzel geendet hatte, bereits an eine »zweite Runde« zur endgültigen Vernichtung Deutschlands. Clemenceau sagte im Juni 1921:

> Der Krieg war nur die Vorbereitung, die Vernichtung des deutschen Volkes fängt jetzt erst an! […] Es gibt 20 Millionen Deutsche in Europa zu viel!

Dass dahinter ein ausgeklügelter Plan steckte, zeigte Emmanuel Reichenberger auf. Der auch als »Roter Kaplan« bekannt gewordene führende sudetendeutsche Pfarrer zitierte dazu eine entlarvende Äußerung des kommenden US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt aus dem Jahre 1932. Der spätere Päpstliche Geheimkämmerer und deutsche Patriot Reichenberger stand als überzeugter Nazi-Gegner 1940 auf der »Sonderfahndungsliste GB« des Reichssicherheitshauptamts und war wohl völlig frei von Sympathien für das Dritte Reich. Roosevelt meinte zu Reichenberger:

> Ich werde Deutschland zermalmen! Es wird nach dem Krieg kein Deutschland mehr geben.

Bernard Lecache, Präsident einer religiösen Weltliga, verkündete ebenfalls 1932 in Paris:

> Deutschland ist unser Staatsfeind Nummer eins. Es ist unsere Sache, ihm erbarmungslos den Krieg zu erklären.

Hitler und seine NSDAP waren 1932 noch gar nicht an der Macht. Stattdessen regierten die gewählten Politiker der demokratischen Weimarer Republik. Hier liegt ein Beweis vor, dass der nächste Krieg gegen Deutschland auch ohne Hitler zustande gekommen wäre.

Es ging den angloamerikanischen Eliten in Wirklichkeit um die Durchsetzung ihres Verständnisses von Geopolitik.

Der »unvollendete« Erste Weltkrieg machte nach Meinung von Leuten wie Pershing oder Roosevelt somit einen Zweiten Weltkrieg gegen Deutschland notwendig, zur Vernichtung seines Staats, seiner Auffassung von Wirtschaftsethik, seiner Technik und seiner Lebensweise, die von den maßgeblichen internationalen Eliten als Gefahr angesehen wurden. »Dies ist kein Frieden«, hatte Marschall Foch nach dem Friedensdiktat von Versailles vor Offiziersschülern von St. Cyr verkündet, »sondern ein Waffenstillstand für die nächsten 20 Jahre!«

Von Weizsäcker und Foch behielten auf tragische Weise Recht! Der Blitz schlug zweimal ein! Im Jahre 1945 sollte es dann so weit sein, dass alliierte Soldaten am Ende der »zweiten Runde« in den Ruinen Berlins gemeinsam Parademärsche abhielten.

Spielte der »endogene Faktor« auch eine verhängnisvolle Rolle beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs?

Im September 1939 überzog erneut ein verheerender Krieg die Welt. Der Zweite Weltkrieg sollte 2 Jahre länger dauern als die »erste Runde« und noch mehr Opfer fordern.

Tatsächlich gibt es Anhaltspunkte dafür, dass der »endogene Faktor« von 1918 auch indirekt maßgeblich für den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gewesen sein könnte. Hierzu gehört unter anderem die Frage, warum Polen im Sommer 1939 keine Einigung mit Deutschland erzielen wollte, sondern einen Krieg geradezu für eine Notwendigkeit hielt.

In letzter Minute hatten deutsche Diplomaten und Rechtsanwälte am 30. August 1939 noch mit dem »Marienwerder 16-Punkte-Plan« eine faire Grundlage zur Diskussion mit Polen verfasst. Als sich Polen weigerte, diesen »Verhandlungsvorschlag der letzten Minute« überhaupt entgegenzunehmen, wurde der englische Sondergesandte George Ogilvie-Forbes von London beauftragt, den »16-Punkte-Plan« noch am 31. August an Polens Botschafter Lipski in der polnischen Vertretung in Berlin zu übergeben. Lipski verweigerte aber die Entgegennahme mit der Begründung:

> Im Kriegsfall brechen in Deutschland zivile Unruhen aus, und polnische Truppen werden nach Berlin marschieren.

Binnen der ersten 3 Tage nach Kriegsausbruch würde ein innenpolitischer Umschwung die Regierung in Deutschland ausschalten und den Polen den Weg nach Berlin freigeben; davon war man nicht nur in Warschau, sondern auch in London und Paris überzeugt.

Was heute wie eine unglaubliche Realitätsverkennung des polnischen Botschafters erscheint, war kein Einzelfall!

Gleich nach Kriegsausbruch hatte der englische Premierminister Chamberlain am 10. September 1939 seinem Tagebuch anvertraut:

> Was ich erhoffe, ist nicht ein militärischer Sieg – ich zweifle sehr, dass dies möglich ist –, sondern ein Kollaps der deutschen inneren Front.

Auch der französische Außenminister Georges Bonnet schrieb in seinen Memoiren:

> Wir erwarteten einen schnellen und leichten Sieg und dachten, dass die Kriegserklärung von England und Frankreich am 3. September den Weg für einen Militärputsch freimachen würde, der uns so fest versprochen worden war.

US-Botschafter Joseph Kennedy kabelte am 4. September 1939 über sein letztes Gespräch mit dem englischen Außenminister Lord Halifax nach Washington:

> Was Britannien mehr als alles andere braucht, bevor die Welt kollabiert, ist ein interner Zusammenbruch Deutschlands.

Als Mussolini versuchte, zum 5. September 1939 eine Waffenstillstands- und Friedenskonferenz einzuberufen, erklärten sich Deutschland und Frankreich damit einverstanden, England aber stellte unerfüllbare Bedingungen, denn Premierminister Chamberlain wartete fatalerweise immer noch auf den versprochenen Generalputsch, von dem er sich einen schnellen Sieg der alliierten Sache erwartete, ohne einen Schuss abgeben zu müssen.

Diese Nachrichten stammten aus dem Kreis der deutschen Widerstandsbewegung.

Seit 1937 hatte ein deutscher Verschwörerkreis um den Leipziger Bürgermeister Carl Goerdeler, Staatssekretär Ernst von Weizsäcker, Ewald von Kleist-Schmenzin, Erich und Theo Kordt sowie Hans Boehm-Tettelbach unter der Abschirmung von Abwehrchef Admiral Wilhelm Canaris häufige Kontakte mit hochrangigen englischen Politikern und Beamten des Foreign Office gesucht. Dabei wurden diese zu militärischer Härte gegen Deutschland aufgefordert: Ein Krieg würde die Probleme binnen weniger Tage lösen.

Dazu berichteten sie über angeblich katastrophale wirtschaftliche Zustände im Reich, Hitler sei unpopulär und verhasst, die Wehrmacht bereit zum Putsch im Falle einer alliierten Kriegserklärung. Die Arbeiter seien nervös und würden an ihrer Untertanentreue zweifeln; die Mehrheit der Gebildeten stehe dem Regime feindlicher denn je gegenüber. Noch am Morgen des 30. August 1939 unterrichtete Major Ewald von Kleist-Schmenzin den britischen Militärattaché in Berlin fälschlicherweise über die angeblich explosive innere Lage in Deutschland, wobei er hinzufügte: »Nach Warschau weitergeben!« Hier kommt ein »endogener Faktor 2.0« ins Spiel. Es hatte 1918 funktioniert, und nun versprach man den Alliierten vonseiten hochstehender deutscher Verschwörer eine Wiederholung, wenn nur erst Deutschland von den Westmächten der Krieg erklärt würde!

Trotz der Warnungen des aus eigenen Quellen gut informierten englischen Botschafters Sir Nevile Henderson über die wahre Lage in Deutschland und die Unglaubwürdigkeit der Verschwörer vertrauten die Regierungen in Paris und London genauso wie die Polen nur zu gern auf einen »endogenen Faktor 2.0« ähnlich wie im Jahr 1918.

Dass die gleichzeitig stattfindende ausgezeichnete polnische Militärspionage im Reichsgebiet ganz andere Ergebnisse zeigte, hatte keinen Einfluss auf das Wunschdenken der polnischen Führung.

So wies Warschau die am 31. August 1939 gegen 21 Uhr die von Hitler dann auch im Rundfunk verkündeten maßvollen »16 Punkte« höhnisch zurück und rief zu den Waffen, woraufhin die Wehrmacht am frühen Morgen des 1. September die polnische Grenze überschritt.

Durch derartige Versprechungen in die Irre geführt, sah sich die polnische Führung fatalerweise in einer stärkeren Position, als sie wirklich war.

Der polnische Marschall Edward Rydz-Smigly ließ im Sommer 1939 angeblich bereits ein Ölgemälde von sich anfertigen, das ihn hoch zu Ross in voller Galauniform als siegreichen Feldherrn unter dem Brandenburger Tor zeigte.

Paris und London erklärten dem Reich am 3. September 1939 folgerichtig den Krieg, doch die Hoffnung auf einen dadurch ausgelösten

Zusammenbruch der inneren Front Deutschlands ähnlich wie 1918 sollte sich als fürchterlicher Reinfall herausstellen: Es passierte nichts!

Die polnischen Lanzenreiter starben im Kampf gegen deutsche Panzer, ohne jemals die deutsche Grenze überschritten zu haben. Am 29. September 1939 fiel die Hauptstadt Warschau in die Hände der Wehrmacht. Polen hatte verloren.

Deutschland erfuhr von diesen fatalen Vorgängen Ende September 1939 nach Aktenfunden aus polnischen Ministerien später, 1940, ergänzt aus französischen Beutebeständen.

Bei der Auswertung der in einem Eisenbahnzug bei Charité-sur-Loire von deutschen Panzerspähwagen erbeuteten Geheimakten fanden sich zahlreiche Hinweise auf Personen deutscher Nationalität, die den französischen Nachrichtendienst mit Informationen beliefert hatten. Darunter waren auch zwei oder drei Verräter in hohen militärischen oder amtlichen Stellungen. Was aber fehlte, waren die entschlüsselten Klarnamen.

Oberst Oscar Reile, führender deutscher Geheimdienstspezialist im Westen, stellte bei seiner Auswertung dann fest, dass diese Leute über keinen Funkmeldeweg oder funktionierenden Kurierdienst verfügt haben können, da ihre Meldungen nach Kriegsausbruch selten wurden. Dies würde auf den vorne erwähnten Personenkreis hindeuten, da sich dessen Auslandsreisemöglichkeiten nach Beginn des Kriegs ungemein erschwert hatten. Admiral Canaris ließ die Akten wegsperren!

Somit waren die falschen Hoffnungen der alliierten Eliten auf eine ihnen versprochene Wiederholung des »endogenen Faktors« wie 1918 mitverantwortlich für 50 Millionen Tote, welche die »zweite Runde« 1939–1945 fordern sollte.

Für wen sich der Erste Weltkrieg gelohnt hat

Am Tag des Waffenstillstandes versuchte Clemenceaus Tochter den Präsidenten aufzuheitern: »Sag mir Papa, dass du glücklich bist.« Er antwortete: »Ich kann das nicht sagen, weil ich es nicht bin. Alles wird nutzlos sein!«

Für die Westalliierten ist der 11. November 1918 bis heute ein feierliches, geradezu heiliges Datum. Es ist für sie die Erinnerung an das Ende der Kämpfe, die eine ganze Generation zerstört hatten, aber auch gleichzeitig das Gedenken an den militärischen Sieg und den totalen Zusammenbruch ihrer prinzipiellen Gegner: des deutschen Kaiserreichs, der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, Bulgariens und des Ottomanischen Reichs.

Der Tag des Waffenstillstands war und ist bis heute ein zentrales identitätsstiftendes Narrativ der angelsächsisch zentrierten Geschichtsschreibung. Viele Historiker tun sich deshalb schwer, die zahlreichen Legenden infrage zu stellen, die sich darum ranken.

Sicher ist, dass alle Kriegsparteien Ende 1918 völlig erschöpft waren.

Vergessen wird von den Feiernden unserer Tage, dass das Kriegsende im eigentlichen Sinne keinen richtigen Frieden brachte. Nicht nur die Besiegten sollten unter ihrer Niederlage leiden, sondern die gesamte europäische Ordnung sollte zusammenbrechen.

In Wirklichkeit schuf der 11. November 1918 die Grundlage für eine vor 1914 undenkbare Gewalt, für Aufbegehren und ein zutiefst instabiles Gleichgewicht.

Europa war einmal die führende Macht der Welt gewesen. Zwischen 1492 und 1914 eroberten Europäer 84 Prozent des Weltterritoriums. Damit war es nun vorbei, und es ging ab 1918 nur noch abwärts.

Nach Raub und Vergeltung strebende Friedenskonferenzen nach dem Waffenstillstand halfen da genauso wenig wie der gescheiterte Versuch einer neuen Weltordnung, genannt »Völkerbund«.

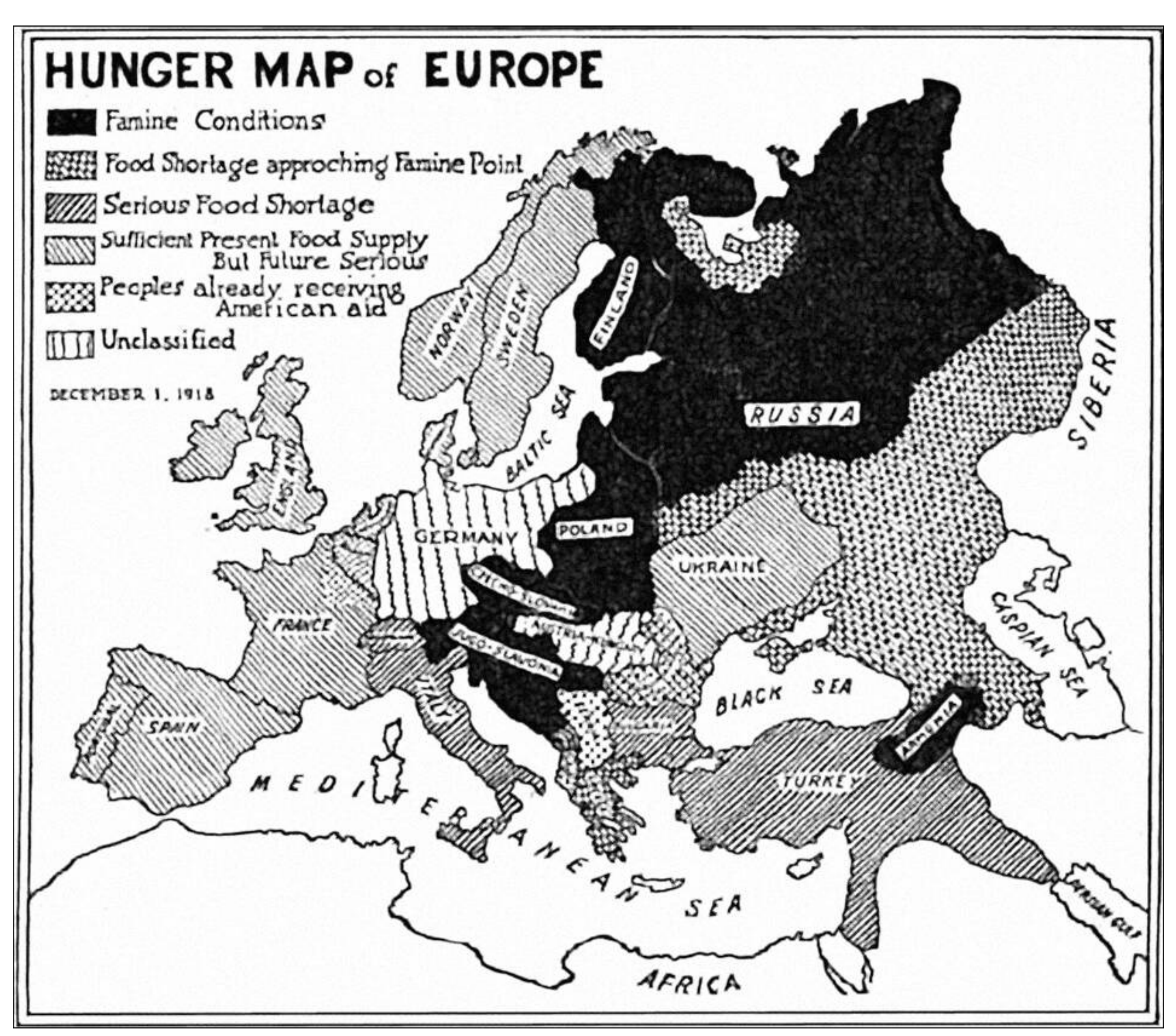


Abb. 72 Diese Europakarte von 1919 zeigt ein deutlich spürbares Resultat des Ersten Weltkriegs: Hunger. Russland, Polen, die Tschechoslowakei, Serbien und Armenien waren am stärksten betroffen. Aber auch bei den »Gewinnern« sah es nicht viel besser aus. Für Deutschland liegen hier keine Daten vor, es verhungerten aber sehr viele Deutsche, auch noch nach dem Kriege, als Folge der Blockadetaktik Englands.

Stattdessen war mit dem Ausgang des »Krieges zur Beendigung aller Kriege«, wie die Entente-Propaganda den Ersten Weltkrieg gern nannte, das seit 1648 in Europa geltende System der Westfälischen Friedensordnung ersatzlos vernichtet worden.

Von 1618 bis 1648 hatte Europa zum ersten Mal seit dem Altertum mit dem Dreißigjährigen Krieg die Demonstration eines totalen Krieges

erleiden müssen. Der Westfälische Frieden von Münster beendete diese dunkle Zeit der wechselseitigen Vernichtung mit einer neuen Friedensordnung, die den Grundstein für Europas schnellen Wiederaufstieg und auch Weltherrschaft legte.

Es entstand ein tragfähiges System von souveränen Staaten unter Nichteinmischung bei gegenseitiger Anerkennung. Kriege wurden weiterhin geführt, aber immer unter der Vorrangstellung der Diplomatie und nur mit begrenzten Zielen unter Beachtung der Aufrechterhaltung der alten Friedensordnung. Religiöse Besonderheiten wurden international genauso toleriert, wie auch Monarchien und Republiken nebeneinander existieren konnten.

Das System der Westfälischen Friedensordnung machte Europa wohlhabend, groß und mächtig. Es war so erfolgreich, dass es alle Stürme der Jahrhunderte wie die Französische Revolution oder die Napoleonischen Kriege überlebte – jedoch nicht den Waffenstillstand vom 11. November 1918 und die nach Pariser Vororten benannten Unterwerfungsverträge für die besiegten Zentralmächte.

Es hätte anders kommen können und müssen: Nach den für Europa verheerenden Napoleonischen Kriegen war es schon einmal gelungen, mit der Schlussakte des Wiener Kongresses am 9. Juni 1815 eine selbst für das besiegte Frankreich versöhnliche Friedensordnung zu erlassen. Sie hatte Europa ein stabiles Fundament geschenkt – bis 1914.

Obwohl Deutschland den Krieg 1918, noch tief im Feindesland stehend, aus eigenem Antrieb beendet hatte und ohne eindeutig militärisch geschlagen worden zu sein, gab es weder Ausgleich noch Milde für den sich fast allein gegen die ganze industrialisierte Welt bis zuletzt tapfer wehrenden Gegner, ja nicht einmal richtige Verhandlungen durften stattfinden – weder vor dem Waffenstillstand noch auf der Versailler Konferenz 1919.

Der Leitgedanke des am 28. Juni 1919 unterschriebenen Versailler Diktats beruhte auf einem völlig neuen Begriff, und zwar auf dem Prinzip der Alleinkriegsschuld Deutschlands. Der Feind wurde nun nicht mehr wie früher nach dem Westfälischen Frieden als »Justus hostis« (Feind mit gleichen Rechten) dargestellt, sondern als Verkörperung des Bösen. Es

handelte sich nach Ansicht der Sieger um den Sieg des Rechts und der Zivilisation gegen die Barbarei.



Abb. 73 Für viele Deutsche bedeutete der Sieg der Alliierten nicht etwa »Befreiung«, sondern Auswanderung. So mussten rund hunderttausend Deutsche mit ihren Habseligkeiten aus dem Elsass über den Rhein ziehen.

Nach dem Westfälischen Frieden konnte der besiegte Feind zum späteren Verbündeten werden; dies war nun, da die Besiegten als Schuldige und Kriminelle galten, nicht mehr möglich.

Der Feind wurde nicht nur besiegt (wenngleich dies objektiv militärisch 1918 nicht so überzeugend war), sondern musste bestraft und sanktioniert werden. Für die Besiegten hagelte es neben brutalsten Flächenverlusten unbezahlbare Reparationen, Bürgerkriege, Pogrome und Vertreibungen. Allein 100000 Deutsche der Kategorie C wurden nach dem Waffenstillstand binnen kurzer Zeit aus Elsass-Lothringen vertrieben. 15 Jahre sollte das rechte deutsche Rheinufer von der Entente besetzt bleiben.

Wichtige Gebiete wurden vom Mutterland gerissen: Danzig, Westpreußen, das Memel-Gebiet, Posen und Oberschlesien, Hultschin,

Nordschleswig, Eupen-Malmedy und Elsass-Lothringen. Alle deutschen Kolonien wurden unter den Siegermächten verteilt.

Dabei hätte es noch schlimmer kommen können, wenn Hollands Regierung nicht den Vorschlag des US-Außenministers abgelehnt hätte, sich Ostfriesland und das Emsland einzugliedern. 70580 Quadratkilometer Land und 295602 Quadratkilometer Kolonialgebiet wurden so gestohlen! Artikel 212 des Versailler Diktats sah übrigens vor, dass bei »so viel Verbrechen« und »eindeutiger Schuld« auch Kaiser Wilhelm II. und weitere deutsche Führungspersönlichkeiten vor Gericht gestellt werden sollten. Dieselbe Auffassung des Kriegs herrschte auch Ende des Zweiten Weltkriegs vor und gilt noch im 21. Jahrhundert nach wie vor bei »gerechten Kriegen«, die man als »humanitäre Aktionen« oder »Auslandseinsätze« bezeichnet.

Auch wenn die Ententemächte am Ende des Ersten Weltkriegs einen Triumphgesang anstimmten, der selbst heute noch bei den Gedenkfeiern zum Waffenstillstand am 11. November 1918 feierlich in den Massenmedien anklingt, gingen sie aus diesem riesigen Massengrab, dem bis dahin gigantischsten der Geschichte, nicht ungeschoren hervor.

Tatsächlich hatten die Sieger des Ersten Weltkriegs für die Niederringung Deutschlands und seiner Verbündeten einen Preis bezahlt, der weit höher war als der Wert all ihrer Gewinne: einen Preis, der so hoch war, dass sie sehr bald nicht mehr in der Lage waren, die meisten dieser Gewinne zu halten. Großbritannien und Frankreich hatten gewaltige Summen an den Zaren verliehen, aber nach der Oktoberrevolution zahlte Lenin nicht mehr für die Schulden seines verhassten Vorgängers.

Italien war nach seinem Sieg über Österreich-Ungarn pleite.

Frankreich schuldete den USA und Großbritannien je rund 3 Milliarden Dollar. Frankreich sollte sich auch vom biologischen Aderlass der »4 Jahre und 4 Monate« in vieler Hinsicht bis heute nicht erholen.

Noch Ende März 1918 hatte der jetzt zum »Koordinator der alliierten Armeen« ernannte Marschall Foch die sich chaotisch zurückziehenden Engländer vor dem Zusammenbruch gerettet, indem der neue Oberbefehlshaber rücksichtslos die eigenen Truppen ohne ihre Artillerie gegen die immer müder werdenden Deutschen warf.

Russland, das als Kontinentaldegen Englands die Deutschen 1914–1917 wie eine Dampfwalze überrollen sollte, lag besiegt am Boden und suchte den Ausweg im Bolschewismus.

Der englischen Elite war es zwar 1914 gelungen, einen systematisch geplanten Weltkrieg gegen ihren Konkurrenten Deutschland auszulösen; den Krieg zu gewinnen erwies sich als schwieriger und teurer als gedacht. England schuldete den USA bei Kriegsende die damals astronomische Summe von 4,7 Milliarden Dollar. Es hatte nur knapp über 4 Jahre gebraucht, um das in Hunderten von Jahren zusammengetragene Vermögen des englischen Kolonialreiches an die USA auszuverkaufen.

Der britische Anteil am Welthandel sank von 14,2 Prozent im Jahr 1913 auf 10,8 Prozent im Jahr 1929. Bereits während des Krieges hatten sich die USA und Japan bedeutende englische Stammmärkte unter den Nagel gerissen!

Trickreich hatten die Geschäftsleute der britischen Oberschicht geplant, nach einem erhofften Kriegseintritt der USA die Kosten des Krieges nach irgendeinem Maßstab zu verteilen, also in Wirklichkeit auf den neuen Verbündeten abwälzen zu können.

Die mit allen Wassern gewaschenen US-Banker bauten jedoch so sorgfältig vor, dass der Kriegseintritt der USA ihre Forderungen nicht zunichtemachen konnte, und stellten England 1923 die Rechnung zu. Drohte vor Kriegsausbruch 1914 England der Staatsbankrott, sah es nach Friedensschluss noch viel schlimmer für die dekadenten Eliten des Vereinigten Königreiches aus.

Praktisch kein Schuldnerland sah sich in der Lage, seine im Kampf gegen Deutschland aufgelaufenen Schulden zu bezahlen.

Da die Siegermächte mit Ausnahme der USA allesamt zahlungsunfähig waren, sorgte die US-Regierung bei Kriegsende »selbstlos« dafür, dass Deutschland im Diktatfrieden von Versailles zu Reparationszahlungen verurteilt wurde. Diese Gelder gingen aber nicht an die Kriegsopfer dieser Länder, sondern mussten von den Regierungen in London, Paris und Rom unverzüglich an die US-Banken weitergeleitet werden, um die dort offenen Kredite zu begleichen. Die Hemmungslosigkeit und Gier der Wall Street endete hier aber nicht: Da Deutschland natürlich nicht zahlen konnte,

vergaben US-Banken erneut Kredite – diesmal an den (besiegten!) Kriegsgegner.

Die Liquidierung des stolzen britischen Empires als Folge des Ersten Weltkrieges war nun unabwendbar. Die Dominions begannen, sich selbst zu verwalten.



Abb. 74 J. P. »Jack« Morgan jr. (1867–1943, hier beim Kauf von Kriegsanleihen) rettete wiederholt die Alliierten durch hohe Kredite und machte durch den Ersten Weltkrieg ein Vermögen. England und Frankreich wären nach dem »gewonnenen« Krieg auf der Stelle pleite gewesen, daher wurde dann Deutschland zur Kasse gebeten, zur Rettung Europas – ein Modell, das Schule machen sollte.

Den Kolonialvölkern der Welt war auch nicht entgangen, mit welcher Raffinesse sich ihre »weißen Herren« gegenseitig vernichtet hatten und wie angreifbar deren angebliche Überlegenheit in Wirklichkeit war. Die Uhr für das Ende der Kolonialherrschaft begann ab 1918 unerbittlich zu ticken und konnte nicht mehr angehalten werden.

Schienen die USA wirtschaftlich und machtpolitisch als der absolute Sieger aus dem Weltenbrand hervorzugehen, herrschte doch bald bei den US-Bürgern verbreitete Enttäuschung über die Kriegstreiber im eigenen Land und die sich streitenden, undankbaren Siegernationen. Dies führte bis 1941 zum Isolationismus.

Aber es half wie in der Geschichte vom Zauberlehrling nichts, und man konnte sich nach der erfolgreichen Einmischung in den Ersten Weltkrieg nie mehr richtig aus der neuen Rolle des überall eingreifenden Weltpolizisten zurückziehen.

Im 21. Jahrhundert scheint der völlig überforderten Supermacht USA nun die Rechnung für ihre seit 1917 eingegangenen Verpflichtungen unerbittlich präsentiert zu werden. Ein später Triumph Kaiser Wilhelms II.?



Abb. 75 Einer der größten Kriegsgewinnler war Samuel Prescott Bush (1863–1948), der durch Remington Arms und andere Rüstungsfirmen Waffen und Munition an beide Kriegsparteien verkaufte. Vom kleinen Eisenbahnangestellten wurde er so zum Multimillionär und legte damit den Grundstein für das Vermögen der späteren Bush-Präsidentenfamilie. Remington Arms wurde 1934 vom Nye-Komitee des US-Parlaments wegen seiner Kriegsprofite als »Kaufleute des Todes« mit angeklagt. Zufällig wurde der Großteil an Unterlagen und Korrespondenz der sich mit den Bush-Waffengeschäften befassenden Regierungsabteilung verbrannt, um in den Nationalarchiven »Platz zu schaffen«.

Auch das Bankhaus Morgan, eigennütziger Retter der Entente und strahlender Kriegsgewinnler, wurde von unbestechlichen US-Senats-Untersuchungskomitees in der Nachkriegszeit genau wegen dieser Rolle gegrillt und verlor seine Führungsstellung schnell an das Bankhaus

Rockefeller. Schon als J. P. Morgan sen. 1913 starb, stellte sich heraus, dass 75 Prozent seines Bankhauses in Wahrheit Rothschild gehörten.

Der brutale totale Krieg hatte nur etwas mehr als 4 Jahre gebraucht, um weltweit neben der alten Ordnung die Errungenschaften eines Jahrhunderts stabilen ökologischen und kulturellen Fortschritts zu zerstören. Das goldene Zeitalter des europäischen Bürgertums mit seinem rapiden Wachstum, minimalen Steuern, Vollbeschäftigung auf der Grundlage von Stabilität, wachsendem Handel und freiem Kapitalfluss bei goldgedeckten Währungen war unwiderruflich vorbei.

Neuere Forschungen sprechen dann auch davon, dass es in der Nachkriegszeit zwar in demografischer Winzigkeit gelang, die ungefähr 10 Millionen Menschenleben auf beiden Seiten zu ersetzen, die der sinnlose Erste Weltkrieg gefordert hatte. Allerdings galt dies nicht immer, was ihr fachliches Können anbelangte.

So wurden die jungen deutschen Eliten durch den Aderlass der Schlachten außerordentlich geschwächt: Von den 1860 bis 1890 geborenen Männern starben 6 Prozent auf dem Schlachtfeld, von den 1890 bis 1900 geborenen aber 16 Prozent, und dabei war der Prozentsatz bei den Studenten und Akademikern sogar doppelt so hoch. 32 Prozent der deutschen geistigen jungen Elite fielen für Kaiser und Vaterland! Ihr Opfer war umsonst, ebenso das aller anderen Kriegstoten der »europäischen Katastrophe«.

Die »gute alte Zeit« war seit dem 11. November 1918 nur noch Erinnerung, nicht nur im besiegten Deutschland, sondern in der ganzen zivilisierten Welt.

Dem französischen Sozialphilosophen Georges Sorel war ganz klar:

> Dieser Krieg war eine entsetzliche Katastrophe, die in Europa alles noch Lebenswerte zerstört und die moderne Welt in einen Auflösungsprozess gestürzt hat.

Nach dem Waffenstillstand übernahmen Gier, Hochmut und viele andere düstere Motive das Zepter.

Schon kurz nachdem die Waffen auf dem aus allen Wunden blutenden Kontinent geschwiegen hatten, sprachen führende Persönlichkeiten der

Alliierten, wie gesagt, von der Notwendigkeit eines »zweiten Durchgangs«!

Die Welt »sicherer für die Demokratie« zu machen, das rechtfertigende Kriegsziel vieler Entente-Anhänger, erwies sich ebenfalls als Schimäre, denn die Zahl der Demokratien nahm nach 1918/19 schnell ab, bis 1939 eine ähnliche Zahl wie beim Kriegsausbruch 1914 erreicht war.

Alles, was man nach den Entbehrungen der mehr als 4 Kriegsjahre weltweit noch zuwege bringen konnte, war ein kollektives Genussleben, das als die »wilden Zwanziger« zu einer kurzfristigen Scheinblüte führen sollte. Nach ihrem Scheitern wurde der Absturz der instabilen Welt in die nächste Katastrophe unabwendbar. Schon Ende der 1920er-Jahre begann die weltweite Wiederaufrüstung – lange vor der Machtergreifung Hitlers!

Auch nach dem noch destruktiveren Zweiten Weltkrieg 1939–1945 – als direkte Folge der »ersten Runde« – fand die Welt keinen stabilen Frieden.

Auf die Periode des Kalten Krieges folgte ab 1990 der blutige und finanziell ruinöse Versuch der USA, eine Eine-Welt-Ordnung unter ihrer Leitung zu schaffen. Die Grundlagen dazu wären ohne Leute wie J. P. Morgan oder Woodrow Wilson undenkbar gewesen.

Um der ungehinderten globalen Ausplünderung den Weg zu bereiten, mussten durch den Ersten Weltkrieg nationale Strukturen verschwinden. 1914 ging es zunächst darum, die drei großen Dynastien auf dem europäischen Kontinent zu vernichten.

Dazu führte Kardinal John Murphy Farley, Erzbischof von New York, auf dem eucharistischen Weltkongress in Lourdes vom 22. bis 26. Juli 1914 aus:

> Der Krieg, der in Vorbereitung ist, wird ein Kampf zwischen dem internationalen Kapital und den regierenden Dynastien sein. Das Kapital wünscht niemanden über sich zu haben, kennt keinen Gott oder Herrn und möchte alle Staaten als großes Bankgeschäft regieren lassen. Ihr Gewinn sollt zur alleinigen Richtschnur der Regierenden werden. Business einzig und allein.

Der französische revolutionäre Syndikalist Édouard Berth (1875–1939) schrieb:

> Dieser Krieg von Plutokraten war im wahrsten Sinn des Wortes wirklich abscheulich: abscheulich in allen seinen Vorgängen, abscheulich in allen seinen Verfahren, abscheulich in seiner Ideologie, abscheulich in seiner Seele und seinem Körper.

So verwundert es nicht, dass heute die Krisen an den Bruchlinien des Ersten Weltkrieges – im Nahen und Mittleren Osten, in der Ukraine und in Nordafrika – wieder aufgebrochen sind, weil die Problematik 1918 weder gelöst noch aufbereitet wurde. Das war nie die Absicht gewesen! Die Kriegstreiber von heute sind wie 1914 und 1939 kühl kalkulierende, machtbesessene und menschenverachtende Hasardeure. Sie finden sich unter Spekulationsbankern und Inhabern von Rüstungsgroßkonzernen, vor allem in den transnationalen Konzernen und dem transnationalen Kapital.

Es gibt also erneut Warnungen, Wetterleuchten und Vorbeben vor einem Unglück, das sich wie schon einmal vor 1914 kaum jemand vorstellen kann. Das Ereignis ist nicht unvermeidlich, dennoch ist es wahrscheinlich.

Die endlosen Kriege der infrastrukturell und ökonomisch weitgehend verkommenen USA haben jetzt im 21. Jahrhundert nach den Worten von Willy Wimmer, einst Staatssekretär des bundesdeutschen Verteidigungsministeriums, zu einer Flut von zurückkehrenden Särgen geführt, die Fragen aufwerfen. Der Militärapparat der USA habe solche Dimensionen angenommen, die es unmöglich machen, die »boys home« zu holen, ohne an eine folgende Militärdiktatur oder eine Neuauflage einer »Dolchstoßlegende« denken zu müssen. Eines ist, so Wimmer, aber sicher: Ohne die Rückkehr der Vereinigten Staaten von Amerika zum Völkerrecht und ohne die Aufgabe der Politik, wie sie auch gegenüber Deutschland seit 1871 praktiziert worden ist, wird uns die Welt um die Ohren fliegen.

Dabei deckte er eine interessante Parallele auf: Wie die Mittelmächte 1918 an einen gerechten Frieden nach den »Vierzehn Punkten« Wilsons vertrauten und die Waffen streckten, glaubte die sowjetische Führung 1990, auf die Festlegungen in den »Zwei-plus-vier-Verträgen« zur Wiedervereinigung Deutschlands vertrauen zu dürfen, nach denen die NATO keinesfalls über die Oder als polnisch-deutsche Grenze nach Osten hinaus ausgedehnt werden sollte.

Die Russen zogen aus Osteuropa ab. Heute steht die NATO in den baltischen Staaten. Alles war Lüge.

Am Ende des Ersten Weltkrieges gingen am 11. November 1918 die Tore zur Hölle auf! Bis heute hat sie niemand wieder geschlossen.

ANHANG

Kaiser Wilhelms Geheimwaffen: Fabel oder Realität?

In den Jahren zwischen der Reichsgründung 1871 und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges erlebte die deutsche Industrie gemeinsam mit der Blütezeit des deutschen Kaiserreichs eine massive Zunahme ihrer industriellen Kapazität, die ihresgleichen suchte.

Die Stahlproduktion stieg so von 98 Millionen Tonnen im Jahr 1894 bis auf 188 Millionen Tonnen im Jahr 1913. Weiterhin hatte sich in den 1890er-Jahren in Deutschland nicht nur eine weltweit führende chemische Industrie entwickelt, sondern auch auf den Gebieten Funk, Elektrotechnik, Motorisierung und fast allen anderen Zukunftsentwicklungen errangen die Deutschen beinahe unerreichbare Spitzenpositionen.

Ironischerweise wurde ein Großteil dieser Technologien in den aristokratischen und konservativen Offizierszirkeln, die die deutsche Miltärkommandostruktur bis in die ersten Kriegsjahre beherrschten, mit größtem Argwohn beäugt. Als bis Mitte des Ersten Weltkrieges klar wurde, dass die Alliierten nicht nur mengenmäßig, sondern auch technologisch führten, setzte ein Umdenken ein.

In den Jahren 1917–1918 bekamen so die mutigen deutschen Entwickler und Ingenieure völlig freie Hand. Auf ihren Reißbrettern entstanden trotz Rohstoffmangel und Seeblockade revolutionäre Waffen wie Transatlantikflugzeuge, Riesen-U-Boote, Metallflugzeuge und Stratosphärengeschütze. Selbst die ersten Radargeräte und unsichtbare Flugzeuge wurden getestet. Von Zeppelin-Luftschiffen starteten die ersten Lenkwaffen der Welt, und die Royal Navy sah sich vor der belgischen Küste den Angriffen unheimlicher Fernlenksprengboote ausgesetzt. Statt des befürchteten Masseneinsatzes verschwanden diese auf einmal.

Obwohl manches bis 1918 noch an die Front ging, konnte die Verzögerung nicht mehr aufgeholt werden. Der Waffenstillstand vom November 1918 wurde so zum Ausdruck der deutschen Niederlage.

Hätten die letzten deutschen Entwicklungen bei einer möglichen Verlängerung des Krieges bis 1919/20 einen deutschen Sieg verbürgen

können?

Stimmen Berichte, die von auffälligen Behinderungen bei manchen versuchten Einsätzen in den letzten Monaten des Ersten Weltkrieges sprechen?

Hatten die siegreichen Westmächte sich wirklich alles nach Kriegsende ausliefern lassen, oder konnten die Deutschen vieles vorher verstecken?

Tatsache ist, dass viele der futuristischen deutschen Waffen und Geräte der Jahre 1917–1918 später in vervollkommneter Form in den Arsenalen des Dritten Reiches wiederauftauchten.

Der Erste Weltkrieg und die deutsche Niederlage: Was damals wirklich geschah

»Der Krieg war nur die Vorbereitung, die Vernichtung des deutschen Volkes fängt jetzt erst an!«
Georges Benjamin Clemenceau, französischer Ministerpräsident

Im Jahr 2019 liegt ein Jahrhundert der Propaganda, der Lügen und der Gehirnwäsche hinter uns. Die Botschaft, die die moderne Geschichtsschreibung zum Ersten Weltkrieg bis heute verkündet, lautet: Deutschland war schuld am Ausbruch des Ersten Weltkrieges und stand im Herbst 1918 vor der totalen Niederlage.

Dr. Thomas Jung und Friedrich Georg belegen jedoch genau das Gegenteil: Der »Große Krieg« war kein politischer, sondern ein kommerzieller, inszenierter Krieg mit dem Ziel, Deutschland als führende und moderne Wissenschafts- und Wirtschaftsmacht zu zerstören. Fakt ist: Frankreich und England waren bis zum letzten Penny bei US-Banken und Investoren verschuldet. Im Falle eines deutschen Sieges oder eines Ausgleichsfriedens drohte ihnen der Bankrott. Die USA waren also nur deshalb in den Weltkrieg eingetreten, um ihre milliardenschweren Investitionen in England und Frankreich zu retten.

Diese und viele andere Tatsachen, die in diesem Buch aufgedeckt werden, sind in der internationalen Geschichtsschreibung so gut wie nicht zu finden.


ISBN 978-3-86445-624-4